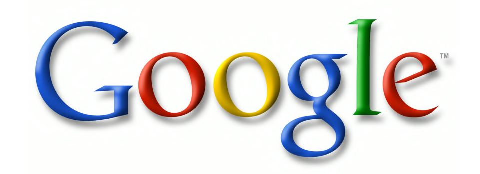

Google



Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift

Schlesischer Altertumsverein

SCHLESIENS VORZEIT IN BILD UND SCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES VEREINS

FÜR DAS MUSEUM SCHLESISCHER ALTERTÜMER

HERAUSGEGEBEN VON

W. GREMPLER UND H. SEGER

NEUE FOLGE I. BAND

JAHRBUCH DES SCHLESISCHEN MUSEUMS FÜR KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER

I. BAND

BRESLAU

DRUCK VON GRASS, BARTH & COMP. (W. FRIEDRICH)

1900

JAHRBUCH

DES SCHLESISCHEN MUSEUMS FÜR KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER

I. BAND

MIT 10 TAFELN UND ZAHLREICHEN ABBILDUNGEN IM TEXTE

HERAUSGEGEBEN VON

KARL MASNER UND HANS SEGER

BRESLAU

DRUCK VON GRASS, BARTH & COMP. (W. FRIEDRICH)

1900

286

VORWORT

Das Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, dessen I. Band wir hier der Öffentlichkeit übergeben, ist ein gemeinsames Unternehmen der Stadt Breslau, der das neue Institut gehört, und des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer, aus dessen Sammlungen es hervorgegangen ist. Die Absicht der Stadt, für das Kunstgewerbemuseum ein wissenschaftliches Organ zu gründen, traf glücklich zusammen mit dem Wunsche des Vereines, seine alte Zeitschrift „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift" fortzuführen. Gerade in der Förderung der wissenschaftlichen Interessen des Museums liegt die neue Aufgabe des Vereins, der er sich um so erfolgreicher wird widmen können, als ihm jetzt die drückende Sorge um seine früheren Sammlungen abgenommen ist. Wir hoffen, dass die Zeitschrift in ihrer neuen Gestalt dem Vereine die alten Freunde zu Gunsten des Museums erhalten und zahlreiche neue gewinnen wird. Gerne danken wir an dieser Stelle einem Freunde des Museums und des Vereins, Herrn Buchdruckereibesitzer Eugen Lilienfeld, für die Stiftung der farbigen Reproduktion unseres berühmten Dorotheenreliquiars, die als Tafel I diesen Band des Jahrbuches ziert.

Die Herausgeber

ÜBERSICHT DES INHALTS



Aquarellkopie von Marg. Pfauth
Ätzung von Meisenbach, Riffarth & Co., München

Typogr. Farbendruck von S. Lilienfeld, Breslau

Reliquiar der hl. Dorothea

DAS SCHLESISCHE MUSEUM FÜR KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER



Fragment eines gotischen Steinfrieses vom ehemaligen Leinwandhause

GESCHICHTE DES EHEMALIGEN MUSEUMS SCHLESISCHER ALTERTÜMER



Die Geschichte des Museums schlesischer Altertümer, aus dem sich unser Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer entwickelt hat, geht bis zu einem gewissen Grade parallel mit der Geschichte der beiden grossen Breslauer Bibliotheken und Archive. Wie die Stadtbibliothek und das Stadtarchiv aus der Vereinigung der Bücher- und Urkundenschätze des Magistrats und der städtischen Kirchen und Körperschaften entstanden sind, so wurde das Museum die Sammelstätte für die aus denselben Quellen stammenden Altertümer. Und wie die Königliche und Universitätsbibliothek und das Staatsarchiv ihre Gründung der Säkularisation der schlesischen Klöster und Stifter von 1810 verdanken, so wurde damals auch das Königliche Museum für Kunst und Altertümer ins Leben gerufen, dessen unmittelbarer Nachfolger und Erbe das Museum geworden ist. Der 1858 gestiftete Verein für das Museum schlesischer Altertümer hat das Verdienst, diese bis dahin zerstreuten Sammlungen zu einem Ganzen vereinigt, vermehrt, geordnet und der Allgemeinheit zugänglich gemacht zu haben.

Hiernach gliedert sich die Geschichte des Museums in drei Abschnitte. Der erste behandelt die Sammlungen der Stadt Breslau einschliesslich der Kirchen und Korporationen, der zweite das Königliche Museum für Kunst und Altertümer, der dritte die Thätigkeit des Vereins.[1]) Unberücksichtigt bleibt im allgemeinen das Gebiet der Münzen, das an anderer Stelle eine gesonderte Besprechung erfährt.

[1]) Vgl. die Darstellungen von B. v. Prittwitz im dritten Bande der Zeitschrift „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“ und von H. Luchs in der Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Vereins.

I.

An Alter und Wert die erste Stelle nimmt unter den städtischen Sammlungen die des Ratsarchives ein. Sie wurde zusammen mit den wichtigsten Privilegien „bei der Rentkammer" (heute Zimmer des Oberbürgermeisters), d. h. in dem dahinter liegenden Südosterker des Rathauses, dem Sanctum Sanctorum, auch Grünes Gewölbe genannt, in mehreren Kisten und Schränkchen aufbewahrt und führte dort ein ziemlich verborgenes Dasein. Selbst Kundmann und Gomolcky, sonst unsere kundigsten Führer durch die Merkwürdigkeiten des vorpreussischen Breslaus, berichten anscheinend nur vom Hörensagen, dass im Rathaus „der Heil. Fürstin Hedwigis Mundkriegel, so von Gold, und ihr kostbares Mund-Glass, dann ferner ihres Sohnes Henrici Pii sonderbares Schwerdt und Gürtel verwahrlich aufgehoben wurde". Auch die älteren Inventare des Archivs, die libri privilegiorum, nehmen von der Sammlung keine Notiz. Erst das sogen. Repertorium Roppan vom Jahre 1791 (Stadtarchiv Hs. D. 37) bringt ein „Verzeichnüs derer im Archiv aufbewahrten Kostbarkeiten und Sachen". Es weist ungefähr den bei der Übergabe an das Museum vorgefundenen Besitzstand und ziemlich ausführliche Beschreibungen auf, dagegen keine geschichtlichen Angaben über die Herkunft der Gegenstände.

Da sind zunächst eine Anzahl kirchlicher Gerätschaften, meist silberne Reliquiare aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters.[1]) Wir wissen, dass sich im Rathaus seit 1345 eine Kapelle befand — der spätere Fürstensaal —, worin vor den Ratssitzungen die Messe gelesen wurde. Was liegt also näher, als dass die Kultgeräte des Archivs ursprünglich zu dieser Kapelle gehört haben? Von dem Hauptstück, der lebensgrossen Büste der heiligen Dorothea, deren Inneres den Schädel und die Kinnlade der Heiligen und andere Reliquien birgt, ist dies auch zu beweisen. In der um 1510 verfassten Descriptio Vratislaviae von Bartholomäus Sthenus (Stein)[2]) heisst es bei der Beschreibung des Rathauses: „Ibidem, sed ad orientem sacellum est cum ara, ubi sanctae Dorotheae servatur caput, et sacrificia coram inituris consilia peraguntur." Damals stand also die Büste in dem als Altarraum benutzten Osterker des Fürstensaales. Der Zufall hat uns aber von ihrer Existenz ein noch beträchtlich älteres Zeugnis aufbewahrt. Unter den Baurechnungen des Rathauses wird nämlich zum Jahre 1445 auch folgender Posten aufgeführt: „Item III flor. vor 1 Brille zu Sand Dorothee haupte."[3]) Dass mit der „Brille" die runde Kristallscheibe auf dem Scheitel unsrer Büste gemeint ist, durch die man die Hauptreliquien betrachten kann, darf wohl als ausgemacht gelten. Fraglich ist nur, ob sich die Rechnung auf den Ersatz des Glases oder auf seine erste Anfertigung bezieht. Im zweiten Falle müsste man sich natürlich auch das Reliquiar selbst nicht lange vorher entstanden denken, eine Annahme, der weder die

[1]) Vgl. Schles. Vorz. Bd. II, S. 3.

[2]) Herausgeg. v. Joh. Theoph. Kunisch, Breslau 1832, S. 6.

[3]) Lüdecke u. Schulz, Das Rathaus zu Breslau, Berlin und Breslau 1868, S. 7, Anm. 32 u. 48.

stilistische Behandlung des Kopfes noch der unter den Reliquien befindliche Agnus Dei Pius II (1458—1464) widerspricht.[1])

Wenn wir dem sonst freilich nicht sehr zuverlässigen Martin Radeck, Verfasser eines lateinischen Lobgedichtes auf die Stadt Breslau vom Jahre 1557, Glauben schenken, so pflegte man die Büste, vielleicht am Feste der Heiligen, in feierlicher Prozession herumzutragen.[2]) Mit der Einführung der Reformation hörte dieser Brauch, wie überhaupt die gottesdienstliche Verwendung des Reliquiars, selbstverständlich auf. Es wurde aus der Kapelle entfernt und wanderte in die benachbarte Schatzkammer.

Anders verhält es sich mit vier Reliquiaren, die durch Wappen und Inschriften als Stiftungen der Familien Neisse und Bank bezeichnet sind. Das älteste, in Form eines hohlen Kleeblattkreuzes, trägt das Neissesche Wappen und die Inschrift:

conparata est crux per dnm ottonem de nysa ad cappellā suā

Dieser Otto von Neisse war von 1360 bis 1388 Ratsherr und Schöffe[3]) und hat nach einer Urkunde Bischof Wenzels v. J. 1384 in der Elisabetkirche eine eigne Kapelle zu Ehren der Jungfrau Maria gegründet und ausgestattet.[4]) Durch Heirat gelangte 1449 die Kapelle mit allem Zubehör an den Ratsherrn Alexius Bank und nach dessen Tode 1454 an seinen gleichnamigen Sohn. In die Lebenszeit des Sohnes († 1508) fällt die Stiftung der Reliquienmonstranz mit dem Bankeschen Wappen und den Initialen A P (mit hartem Anlaut des Namens), in deren Innern sich ein agnus dei Sixtus IV v. J. 1472 befindet, und der Statuetten Johannes des Täufers und der hl. Hedwig mit den Wappen beider Familien und der Jahreszahl 1495.

---

[1]) Von Interesse ist die Mitteilung der Acta Sanctorum (Febr., Tom. I., Antwerp. 1658, S. 773), dass in der Carmeliterkirche zu Cöln gleichfalls die Kinnlade der h. Dorothea, und zwar auch hier in einer silbernen Herme eingeschlossen, gezeigt wurde. Der Schädel soll nach derselben Quelle von Karl IV. nach Prag oder Burg Karlstein gebracht worden sein.

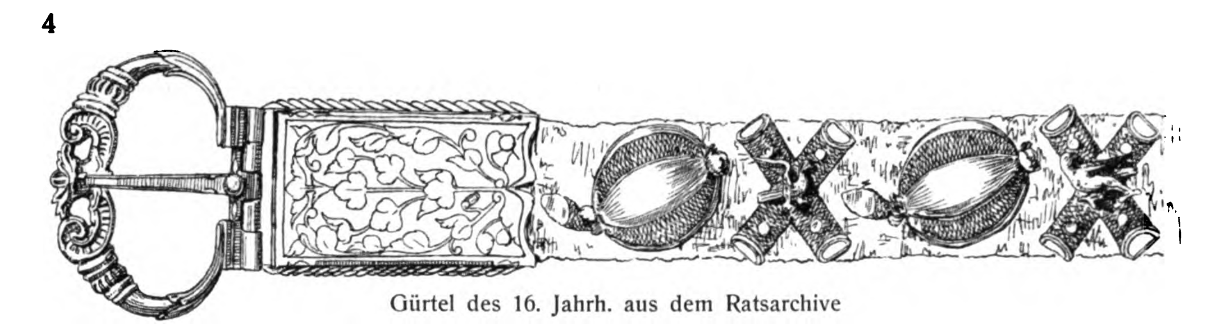
[2]) In insignia senatus populique Vratislaviensis carmen, p. 2: Caput Dorotheae.

Sed quid foemineo sibi vult diadema supinum
Suppositum capiti? capiti, quod luce corusca
Divini cingunt radii, quod flava decorat
Caesaries, nudique humeri, quaenam ista virago?
Fallor an hoc sanctae caput est illustre puellae,
Divini a Graiis cui sunt data nomina doni,
Quodque stato totam nostri meminere parentes
Tempore gestatum solenniter esse per urbem:
Vana superstitio veri dum nescia cultus
Ritibus iniussis corda illaqueata teneret.

Radeck hielt das Bild Johannes des Evangelisten im Breslauer Stadtwappen für das der heil. Dorothea und für eine Abbildung des Reliquiars. Diese Ansicht hat Luchs (Schles. Landes- und Städtewappen, Schles. Vorz. Bd. IV, S. 20 ff.) sich zu eigen gemacht und zu beweisen gesucht. Ihre Haltlosigkeit hat Roehl (Siegel und Wappen der Stadt Breslau, Breslau 1900, S. 35) nachgewiesen.

[3]) Markgraf u. Frenzel, Breslauer Stadtbuch (Codex diplom. Sil. XI), S. 111.

[4]) Schmeidler, Die evang. Haupt- und Pfarrkirche zu St. Elisabet, Breslau 1857, S. 100.



Gürtel des 16. Jahrh. aus dem Ratsarchive

Diese vier Reliquiare gehörten also von Hause aus zur Elisabetkirche. Zeit und Ursache des Besitzwechsels erfahren wir aus der Reformationsgeschichte Breslaus. Die evangelische Predigt bekämpfte gleich zu Anfang mit grosser Heftigkeit das Anhäufen von kostbaren Geräten in den Kirchen und besonders dessen Schaustellung im Kultus. Die Folge war, dass sich vielfach die Neigung bemerklich machte, jene Schätze gewissermassen als herrenloses Gut zu behandeln und in eigennützigem Interesse zu verwenden. Um solchen Versuchen vorzubeugen, liess der Breslauer Rat 1522 und in den folgenden Jahren die Kirchenkleinodien aufs Rathaus in Sicherheit bringen. Als dann 1526 nach dem Unglückstage von Mohacz die Türkengefahr ganz Europa bedrohte, mussten die Kleinodien dazu herhalten, die dringendsten Mittel zur Befestigung der Stadt zu beschaffen. Der Erlös belief sich auf etwa 12 800 Goldgulden (der Gulden dem Werte eines Pfundes Silbers entsprechend), wovon fast die Hälfte auf die Kleinodien der beiden städtischen Pfarrkirchen entfiel.[1])

Vielleicht war es die Rücksicht auf noch im Rate sitzende Nachkommen der einstigen Stifter, die bewirkte, dass einzelne Stücke von jenem Massenverkauf verschont blieben. Jedenfalls haben wir in den kirchlichen Kleinodien der Archivsammlung die Reste der damaligen Säkularisation vor uns. Die Ratskapelle selbst dürfte ausser dem Dorotheenreliquiar kaum noch etwas dazu beigesteuert haben. Sie war zu klein und von zu untergeordneter Bedeutung, als dass man ihr eine besonders reiche Ausstattung zutrauen möchte. Wurden doch bei dem Verkauf der Kirchenkleinodien „vom Rathaus“ d. h. aus der Rathaus-Kapelle, zusammen mit einem Nachtrage aus der Barbarakirche nur 102 Gulden erzielt. Auch das prachtvolle in Reliefstickerei aus Seide, Gold und Perlen gefertigte Dorsale einer Casula, das Luchs für eine Altarkreuzbekleidung der Kapelle hielt,[2]) wird schwerlich deren Kaplan, sondern eher den Pfarrer einer Hauptkirche geschmückt haben.

Im Gegensatz zu diesen Symbolen der Frömmigkeit steht eine andere Gruppe der Ratsaltertümer. Degen, Dolche, Streitkolben und Leibgürtel bilden ihren hauptsächlichsten Inhalt, alle aufs reichste geziert mit kunstvoll gearbeiteten Griffen und Beschlägen aus vergoldetem Silber. Auf einen der drei Degen bezieht sich die erwähnte, auch im Repertorium Roppan wiederkehrende Angabe, wonach im Archiv das Schwert Herzog Heinrichs II., des Helden von Wahlstatt, gelegen habe. Das ist nun zwar ein arger

[1]) Markgraf, Beiträge zur Geschichte des evangelischen Kirchenwesens in Breslau, Breslau 1877, S. 42.

[2]) Schles. Vorz., Bd. II, S. 3.



Vergoldetes Silber, auf Sammt aufgelegt

Anachronismus, denn die Form der Waffen und ihre in der Art der deutschen Kleinmeister ausgeführten Verzierungen weisen auf die Blütezeit der deutschen Renaissance hin. Aber ein Fünkchen Wahrheit steckt doch in der Überlieferung, insofern als die Waffen wirklich von einem schlesischen Herzog und Nachkommen der heiligen Hedwig getragen worden sind. Auf der einen Degenscheide bemerkt man nämlich unterhalb einer zierlichen Doppel-Darstellung der Kreuzigung das von einem Engel gehaltene Wappen des Fürstentums Liegnitz-Brieg. Ist hier das Wappen des Besitzers, so ist auf dem Ortband des zweiten Degens sein Brustbild dargestellt. (Siehe Abbildung nebenan.) Es zeigt uns einen ungefähr sechzigjährigen Mann mit langem Bart, angethan mit Wams und Ordenskette. Dem Alter und Aussehen nach kann nur Friedrich II. (1488—1547) gemeint sein. Denn seine Nachfolger in Liegnitz, Friedrich III., Heinrich IX. und Friedrich IV., verloren das Fürstentum, lange bevor sie das dem Medaillon entsprechende Alter erreicht hatten, und von Georg II. von Brieg besitzen wir drei authentische Portraitmedaillen aus verschiedenen Lebenszeiten, die nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit der vorliegenden haben. Dagegen stimmt das Bildnis Friedrichs II., wie es uns auf seinen Münzen, auf dem Kupferstich bei Thebesius[1]) und in Eisen geschnitten auf einer Radschlossbüchse des Museums entgegentritt, in allen wesentlichen Punkten mit dem Degenmedaillon überein.



Friedrich II. war 1480 geboren. Wir kämen also für die Zeit der Anfertigung der Waffen etwa auf das Jahr 1540. Genau denselben Zeitpunkt ergiebt eine eingehende Vergleichung der Kostüme auf den Beschlägen des einen Gürtels mit solchen auf datierten Bildern, und der Schildform des Fürstentumswappens mit den Wappendarstellungen der Münzen. Weniger Beweiskraft hat eine Waffenschmiedsmarke auf der Klinge des dritten Degens, in Form eines gekrönten M, die nach Boeheims Handbuch der Waffenkunde einem Mailänder Klingenschmied aus der Zeit um 1540 angehört. Denn auf derselben Klinge findet sich noch eine zweite Marke, eine gekrönte Säule zwischen den Buchstaben V—F, und diese ist nach einer freundlichen Auskunft desselben Gewährsmannes schon in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zu setzen. Entweder ist also der Degen überhaupt jüngeren Datums oder die Klinge ist, was ja häufig vorkam, später einmal erneuert worden.

[1]) Liegnitzische Jahrbücher, Jauer 1733, 3. Teil, S. 55.

Wie sind nun aber diese fürstlichen Prunkwaffen in die Hände des Breslauer Rates gekommen? Urkundliche Nachrichten darüber haben sich bisher nicht auffinden lassen. Trotzdem ist es nicht schwer, den Zusammenhang zu erraten. Friedrich II. selbst hielt wohl das Seinige in leidlich guter Ordnung; sein Sohn aber, Friedrich III., und seine Enkel, Heinrich IX. und Friedrich IV., waren über die Massen lüderlich und wahre Virtuosen im Schuldenmachen. Wer nur mit ihnen in Berührung kam, ob Nachbar oder Gastfreund, Untertan oder Standesgenosse, Bischof oder Kaiser, wurde angeborgt. War der Kredit zu Ende, so ging es ans Versetzen. Gleich nach seinem Regierungsantritt begehrte Heinrich IX. von den Ständen, dass sie die von seinem Vater in Basel und Augsburg für 7899 Kronen weit unter ihrem Werte verpfändeten Kleinode einlösten.[1]) Geld zu beschaffen und Sachen zu versetzen, war neben der Kumpanei im Räuschetrinken die Haupt-Obliegenheit seines getreuen Hofmarschalls Hans von Schweinichen. Der Breslauer Rat war gewiss nicht der letzte der Gläubiger. Schweinichen berichtet zwar bloss von Anleiheversuchen Heinrichs und höflichen Ablehnungen des Rates,[2]) aber diesen mögen wohl üble Erfahrungen aus der Zeit des Vaters vorangegangen sein. Die Vermutung spricht durchaus dafür, dass die von Friedrich II. hinterlassenen Kostbarkeiten schon von dessen Sohne, nicht erst dem Enkel verpfändet worden sind.

Bei derselben Gelegenheit sind wahrscheinlich auch die beiden Hedwigsgläser und die, wie gleich zu erwähnen, im Jahre 1748 eingeschmolzenen Schmucksachen ins Archiv gekommen. Die krugförmige Fassung des einen Hedwigsglases, auf deren Boden die Jahreszahl 1237 in gotischer Schrift eingestempelt ist, trägt das Augsburger Beschauzeichen. Ihre Ornamentierung ist der des einen Degens so ähnlich, dass beide von demselben Meister herrühren dürften.

Was sonst von Ratsaltertümern vorhanden ist, sind zumeist Utensilien des Magistrats und seiner Organe, die, nachdem sie ihren Zweck erfüllt hatten, des geschichtlichen Interesses wegen weiter aufbewahrt wurden. Dahin gehören z. B. die zahlreichen Münzstempel, Petschafte und Wappenschildchen, Stadtthorschlüssel, Masse und Gewichte, Strafwerkzeuge u. dgl. Ein grosser gläserner Willkomm v. J. 1595 mit dem Stadtwappen war ehemals Eigentum der Breslauer Niederlage. Zwei silberne Pokale sind durch ihre Inschriften als Ehrengaben des Rates an verdiente Bürger bezeichnet, während ein schwer vergoldeter Becher und ebensolcher Löffel umgekehrt ein Geschenk des kaiserlichen Rates und Syndikus Heinrich Ribisch an die Stadt bedeutet. Von Einrichtungsstücken des Rathauses sind dem Museum nur ein gotischer Schrank und einige schöne schmiedeeiserne Gitter übergeben worden.

---

[1]) Thebesius, III, S. 124.

[2]) z. B. zum 9. Januar 1578: „Herzog Heinrich liessen durch mich den Rat von Breslau um 4000 Thlr. zu leihen ansprechen, konnte aber bei ihnen des Anlehns halber nichts erheben, sondern sie verehreten J. F. G. 100 Fl. Ungr. und ein Gaul, damit waren I. F. G. auch wohl zufrieden und bedankten sich." Denkwürdigkeiten, herausgeg. von H. Oesterley, S. 163. Vgl. S. 58 u. 168.

Es verdient anerkannt zu werden, dass der Breslauer Rat in der Zeit seiner politischen Selbständigkeit ein erfreuliches Mass von historischem Sinn und Pietät für das Erbe der Vorfahren bethätigt hat. Aber mit der preussischen Besitzergreifung zog ein anderer Geist in die Stadtverwaltung ein. An die Stelle der alteingesessenen Ratsgeschlechter traten z. T. landfremde, durchaus von der Regierung abhängige Beamte, denen die Vergangenheit nichts, das fiskalische Interesse und der Grundsatz äusserster Sparsamkeit alles galt, und die deshalb zu Gelde machten, was von den vorgefundenen Wertstücken irgend entbehrlich schien. Als daher bei einer i. J. 1747 vorgenommenen Revision des Archivs eine Schachtel mit alten Gold- und Silbersachen, der Beschreibung nach Ketten, Anhänger und Ringe der Renaissance, zu Tage kam, verstand es sich sozusagen von selbst, dass diese Dinge verkauft wurden. Ihr etwaiger künstlerischer oder historischer Wert kam gar nicht in Frage, vielmehr ordnete die Königl. Kriegs- und Domänenkammer ausdrücklich an, „dass das Gold und Silber unter keiner andern Bedingung an jemand verkauft werde, als dass er es entweder selbst verarbeite oder zur Münze liefere". Nur bei einigen darunter befindlichen „in Wachs poussirten Bildern" sei zu versuchen, ob sie an Kenner und Liebhaber von dergleichen Raritäten anzubringen wären. Den Zuschlag erhielt der Münzlieferant Elias Lazarus Zacharias[1]).

Dasselbe Schicksal erlitt 1778 eine nachträglich im Archiv gefundene Partie Korallen und Edelsteine[2]) und 1786 ein bei Ausräumung des Fürstensaales in einem Kasten gefundener silberner Degen nebst einer grossen Quantität alter Zinngeräte.[3]) Nur in einem Falle verfuhr man rücksichtsvoller. Als 1775 beim Suchen nach einer Urkunde verschiedene Beutel voll kleiner und gröberer alter schlesischer Münzen, Münzproben und eingeschmolzenen Metallen entdeckt wurden, „welches vermutlich noch von den Zeiten, als Magistratus das Münzrecht exercirte, daselbst aufbehalten worden", verfügte die Kriegs- und Domänenkammer, dass die Münzen nicht eher eingeschmolzen würden, als bis durch Sachverständige, nämlich den Rektor Klose, den Rektor Arletius und den Diakonus Scholz, alle der Aufbewahrung würdigen Stücke herausgesucht wären. Diese wurden alsdann der Bibliothek zu St. Bernhardin übergeben. Das Dankschreiben des Rektors Klose an den Magistrat sei als Kuriosum mitgeteilt:

Hochwolgebohrne Gnaedig hochgebittende Herren Directores Wolgebohrne vnd hochbenamte Herren
Meine gnaedige vnd hochzuverehrende Goenner.

Der grosse und Einem so ruhmwürdigen Raths Collegio volkommen entsprechende Gedanke, dasjenige, was Jahrhunderte lang im Staube gelegen, zum algemeinen Gebrauch geschickt zu machen, ist Friedrichs Jahrhundert, ist der Bewunderung und Nachamung der Enkel wert.

Die von Einem hochweisen und vorzüglich gütigen Magistrat der Königl. Haupt- und Residenz Stadt Breslau der Bibliothek zu St. Bernhardin in der Neustadt gewidmete und den 15. Febr. hochgeneigt übersandte alte Schlesische Münzen, schätzbar dem Geschichtforscher und Liebhaber der vaterländischen Historie, werden jederzeit als eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten auf dieser Bibliothek sein; besonders

[1]) Magistratsacten 41. 3. 30. Nr. 1—16.

[2]) a. a. O. Nr. 32—42.

[3]) a. a. O. Nr. 44—63.

da sie das einzige Geschenke in ihrer Art sind. Wofür derjenige, dem die Aufsicht über diese Büchersamlung gütigst anvertrauet ist, den gehorsamsten Dank, mit aller der Rürung, die je eine patrotische Tat zu erregen vermag, abzustatten sich freuet.

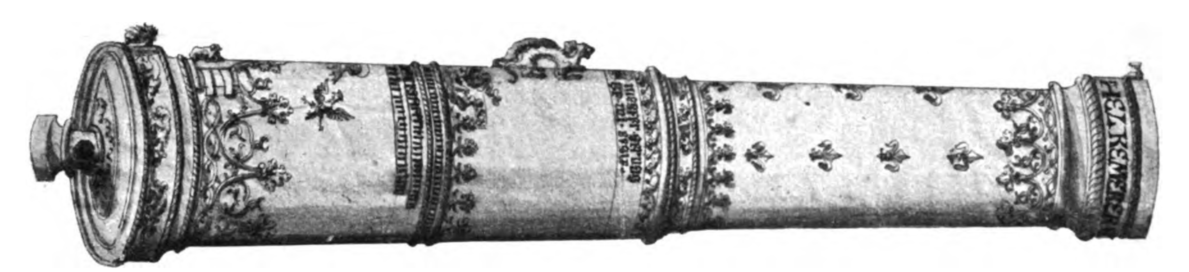
Ew. Hochwolgebohrnen Wolgebohrnen Gnaedigen vnd Hochgebittenden Herren untertänig verbundenster

Sam. Beni. Klose.

Breslau, den 15. Februar[1]) 1776.

Schlimmer noch als die genannten Verluste ist die Verschleuderung der beiden städtischen Zeughäuser um dieselbe Zeit. Sie werden in den älteren Beschreibungen Breslaus stets als Sehenswürdigkeiten ersten Ranges hingestellt, und wenn man bei Gomolcky liest, was alles darin war, wird man diese hohe Meinung berechtigt finden.

Das eine lag am Sandthor und war 1551 erbaut worden. Es enthielt mehr das grobe Geschütz, so vier grosse Carthaunen, genannt Rhinocerus, Löwe, Bär und Samson



Der „Samson". Nach einer alten Zeichnung

oder die alte Sau, die laut Inschrift 1543 von Merten Hilger, Rotgiesser in Freiburg,[2]) gegossen waren. Abbildungen davon befinden sich in der Senitzischen Sammlung des hiesigen Staatsarchivs. Die obenstehende stellt den Samson dar.[3]) Ferner waren da eine Feldschlange von über 9 Ellen Länge, viele halbe und Viertelschlangen, eine grosse Menge Doppel- und halbe Haken und zwei sogen. Geschwind-Schiesser, die 100 Schuss in einer Viertelstunde abgaben und erst im Jahre 1733 angeschafft worden waren; ausserdem einige hundert Feld- und Turnierrüstungen. Besonders berühmt war die Kunst- und Modellkammer, „da hinein Tit. Plen. weyl. Herr Albrecht von Säbisch, gewesener Hauptmann bey der Rothen Leib-Kompagnie allhier, sehr viele Kuriosa von Alt-Teutsch- Spanisch-Türckisch- und andrem ausländischen Gewehr, vermacht zusambt unterschiedlichen Modellen von Stücken schnell zu schüssen, wie auch viele Instrumenta, so zur Architektur, Militar- und Büchsen-Meisterey gehören, im gleichen hat der Fürst Lubomiersky aus Pohlen, einen schönen blau-angelauffenen und starck vergoldeten Kyrass, zusambt seiner

---

[1]) a. a. O. Nr. 19—30.

[2]) Dieser Merten Hilger starb 1544. Ein jüngerer Bruder von ihm ward Kannengiesser von Breslau genannt. Vgl. J. Schmidt, Die Glocken- und Stückgiesserfamilie Hilliger, Mitteil. d. Freiburger Altertumsvereins 1865, S. 343.

[3]) Nach der Inschrift am Mündungsrand angeschafft durch Claus Reichel Kemerer (Kämmerer), † 1532. Hiernach scheint die von Gomolcky angegebene Jahreszahl 1543 wenigstens für dieses Stück nicht zutreffend zu sein.

übrigen Armatur, so er selbst in Schlachten getragen, wie auch andere dergleichen, hinauf geschencket." In einem Schrank befanden sich die 23 Schwerter, womit die Rädelsführer des Bürgeraufstandes von 1418 in Gegenwart Kaiser Sigismunds enthauptet worden waren. Endlich sah man dort noch Modelle von Schnellwagen, Hebe- und Treibwerken, Mühlen, Feuerspritzen u. dgl. sowie vielerlei künstliche Meisterstücke der Plattner, Schlosser, Windenmacher und Zimmerleute.

Das andere Zeughaus lag auf dem Burgfeld und war schon 1453 erbaut worden. Es barg ausser den bei festlichen Gelegenheiten zur Ausschmückung der Ehrenpforten gebrauchten beweglichen Riesenfiguren und den Meisterstücken der Schmiede und Sattler einen ansehnlichen Vorrat von Schutz- und Trutzwaffen der verschiedensten Zeiten und Gattungen: mittelalterliche Schilde, Schwerter, Bögen und Armrüste, hunderte von blanken Harnischen und Helmen, Picken und Morgensterne, etliche tausend Musketen, Radschlossbüchsen, Orgel- und Schnellfeuergeschütze, Mörser und Falkonetlein, alles erdenkliche Schanzzeug und Sturmgerät.

Über den Verbleib dieser Sammlungen giebt eine Notiz des handschriftlichen Tagebuches von Joh. Georg Steinberger zum Jahre 1744 (Januar) Aufschluss[1]:

„Auch ist in den alten Zeughäusern viel altes Gewehr, Harnisch, Schwerdter, Spiess und Degen funden worden, deren gantze Hauffen im Burgfeldt-Zeughauss lagen, die noch von der Tatarischen Schlacht bei Liegnitz herrührten; es wurde Alles umb ein Spottgeldt verkaufft."

So erklärt es sich, dass von Alten Breslauer Waffen so wenig erhalten ist. Einige hölzerne Schilde mit dem aufgemalten Breslauer W und einem roten Kreuz, das an den Kreuzzug der Breslauer wider die böhmischen Ketzer v. J. 1467 erinnert,[2] Bolzen und Brandpfeile, ein paar mittelalterliche Schwerter und Kriegsflegel, die bei Umbauten des Rathauses ans Tageslicht kamen, sind alles was wir davon besitzen.

Wenn die Archivsammlung mehr den Charakter eines Schatzes trug, die Zeughäuser in erster Linie militärischen Zwecken dienten, so fehlte es doch schon im alten Breslau nicht an Sammlungen, die lediglich zur Befriedigung der Wissbegierde und Schaulust angelegt waren und als direkte Vorläufer der heutigen Museen erscheinen. Sie waren mit den Kirchenbibliotheken verbunden und an zwei Tagen der Woche nachmittags von 2—4 geöffnet.

Schon Thomas von Rhediger († 1575), der Stifter der nach ihm benannten Bibliothek bei St. Elisabet, hatte ausser Büchern und Manuskripten auch ein auserlesenes Kabinet antiker Münzen, Statuen und Bilder, vornehmlich Portraits berühmter Zeitgenossen, hinterlassen, darunter die interessante Folge französischer Wachsportraits aus der Zeit Heinrichs II. und Karls IX., die noch heute eine Zierde unseres Museums

[1]) Mitgeteilt von A. Schuster in Schles. Vorz. V., S. 60.

[2]) P. Eschenloer, Geschichten d. Stadt Breslau, herausgeg. von Kunisch, II. Bd., S. 27, 34, 38 u. a.

bildet. Später kamen die grosse Kupferstichsammlung des Albrecht von Sebisch und dessen mathematische und physikalische Instrumente, Mineralien und Conchylien und viele andre Schenkungen hinzu. Auch bei St. Maria-Magdalena und St. Bernhardin gab es Sammlungen von Münzen und Kupferstichen, Gemälden und Skulpturen, Naturalien und allerhand Kuriosis. Sogar die Prähistorie war schon vertreten: auf der Rhedigerana durch Urnen und Bronzen vom „Hasenberge" bei Oswitz, auf der Magdalenenbibliothek u. a. durch „eine Partie alte Heydnische Begräbnüss-Töpffe, so die aussgüssende Oder An. 1614 den 14. April, im Dorfe Ransern, eine Meile von Breslau entdecket," auf der Bernhardinbibliothek durch „eine hölzerne Pyramide, die inwendig mit Töpffen erfüllet, von aussen aber mit biblischen Emblematibus von Töpffen zur Erinnerung der Sterbligkeit gezieret" war. Diese noch vorhandene Pyramide enthält fast das einzige,[1]) was von der grossen Sammlung des Pators Leonhard David Hermann in Massel, des seiner Zeit hochberühmten Verfassers der Maslographia, übrig ist, ein lehrreiches Beispiel dafür, dass nur die Überweisung an eine öffentliche Anstalt derartige Dinge vor schliesslicher Vernichtung schützt.

Es darf indes nicht verschwiegen werden, dass dieser Schutz durch die Breslauer Kirchenbibliotheken nur sehr mangelhaft ausgeübt wurde. Es ging hier eben, wie es noch täglich mit kleinen städtischen und Vereinssammlungen zu gehen pflegt. Solange Männer an der Spitze standen, die Lust und Liebe zur Sache hatten und selbst antiquarische Studien trieben, wie es in der Zeit zwischen dem dreissigjährigen und den schlesischen Kriegen der Fall war, war alles in schönster Ordnung. Dann aber folgte eine lange Periode der Interesselosigkeit. Geschätzt und vermehrt wurden eigentlich nur noch die Bücher; was sonst noch da war, verstaubte und verkam. Hieran änderte auch die in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts vollzogene Vereinigung der drei Kirchenbibliotheken fürs erste noch nichts. Vielmehr mag gerade beim Umzug und später auf dem Boden des Stadthauses gar vieles vollends zu Grunde gegangen sein. Erst der jetzige Direktor der Stadtbibliothek und des Stadtarchivs, Prof. Dr. Markgraf, sorgte dafür, dass der noch immer sehr schätzbare Vorrat an Antiquitäten im Museum eine würdige Stätte fand. Die Kupferstiche und Bilder wurden an das Museum der bildenden Künste, die Naturalien an die städtischen Gymnasien abgegeben.

Von dem einstigen Reichtum der hiesigen Kirchen geben die z. T. veröffentlichten mittelalterlichen Schatzverzeichnisse wehmütige Kunde.[2]) Was davon Gold und Silber war, wurde, wie schon bemerkt, in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts eingeschmolzen. Ausgenommen blieben davon nur die grossen Stiftungen auf dem Sande, dem Dom und dem Elbing, die eigne Jurisdiktion hatten und selbst Landstände waren, ebenso

[1]) In der Warmbrunner Bibliothek befinden sich auch noch einige von Hermann seiner Zeit dorthin gestiftete Urnen.

[2]) Alwin Schultz in den Abhandlungen der Schles. Gesellsch. f. vaterl. Kultur, Philos. histor. Abt. 1867, S. 1 ff.; Schles. Vorz. Bd. V, S. 255.

die Nonnenklöster. Von ihnen hat der Dom sich bis heute einen Schatz bewahrt, der an Alter und Kunstwert nur von wenigen deutschen Kirchen übertroffen wird.

Gab hier der Materialwert den Anreiz zur Vernichtung, so sind in andern Fällen die Vergänglichkeit des Stoffes, elementare Ereignisse, Nichtachtung und rücksichtslose Behandlung dem Kunstbesitz der Kirchen verderblich gewesen. Ein Beispiel für viele mag genügen. Die Elisabetkirche zählte i. J. 1649 über 300 Denkmäler, von denen heute nur noch etwa 100 nachweisbar sind. 1824 führt Paritius 390 Denkmäler auf, ohne jedoch alle aufgenommen zu haben. Davon sind in der kurzen Zeit bis 1860 110 verloren gegangen.[1]) Und doch hat gerade die Elisabetkirche mehr als jede andere zu den Sammlungen des Museums beigesteuert; gegen 50 Altäre, Tafelbilder, Heiligenfiguren und Epitaphien, darunter Werke von hoher kunstgeschichtlicher Bedeutung, wie die von Otto von Neisse 1384 für seine Kapelle gestiftete Pieta aus Kalkstein, die Bischof Wenzel in der Bestätigungsurkunde als subtile et magistrale opus preist, eine Reihe z. T. ausgezeichneter Reliquiare, Kelche, Taufbecken, Kron- und Wandleuchter, Kerzenträger, Fahnenhalter, mit Miniaturen geschmückte Messbücher, die beiden herrlichen Wandteppiche mit der Darstellung des Paradieses und des Urteils Salomonis, vor allem aber die unvergleichliche Sammlung von Paramenten verschiedener Zeiten.

An zweiter Stelle steht die Magdalenenkirche. Vier der künstlerisch bedeutendsten Altäre des Museums: der Goldschlägeraltar von 1476, der gleichaltrige Marienaltar, der Kürschneraltar von 1485 und der Stanislausaltar von 1508, sodann eine grosse Menge kleinerer Schnitzwerke und kirchlicher Ausstattungsstücke, Antependien, Kaseln und Kelchdecken, sind von ihr überwiesen worden.

Unter den Beiträgen der übrigen Breslauer Kirchen sind der Barbara-Altar aus der Kirche gleichen Namens — das Hauptwerk der Schlesischen Malerei des 15. Jahrhunderts, aber wegen seiner schwierigen Konservierung ein Schmerzenskind des Museums —, die Reste eines Kirchenschatzes aus der Elftausend-Jungfrauenkirche[2]) und ein mit Intarsien und Schnitzwerk reichverziertes Chorpult aus der Bernhardinkirche das Bemerkenswerteste. Dem Bernhardinhospital entstammt u. a. ein prächtiger Renaissancetisch, dessen Platte mit verschiedenfarbigen Hölzern kunstvoll eingelegt ist.

Die hohe Blüte des gewerblichen Lebens in Breslau während des 15. bis 17. Jahrhunderts fand in der reichen Ausstattung der Zunftstuben mit teils nützlichem, teils nur zum Prunk dienendem Gerät herzerfreuenden Ausdruck. Wenig ist davon auf unsre Tage gelangt. Einige Innungen waren bei ihrer Auflösung verständig genug, ihren Besitz an Altertümern — meist nur noch die Urkundenladen und Petschafte — an den Magistrat oder direkt an das Museum abzuliefern. Es waren dies 1. die Barbiere und Chirurgen, 2. die Heringer, 3. die Leinwandreisser, 4. die Tuchbereiter, 5. die Schwarz- und Schön-

[1]) Luchs, Die Denkmäler der St. Elisabetkirche, Breslau 1860, S. 9.

[2]) Schles. Vorz. Bd. III, S. 188.

färber, 6. die Sattler und Riemer, 7. die Seifensieder, 8. die Tischlergesellen, 9. die Stück- und Glockengiesser, 10. die Schwertfeger, 11. die Weinbrenner. Einzelne hervorragende Stücke, wie die mächtigen, gotischen Zinnkannen der Bäcker und der Seiler, sind auf Umwegen ins Museum gekommen.

Entschädigt werden wir für die Verluste auf diesem Gebiete durch die Kleinodien der beiden Breslauer Schützenbrüderschaften, der vom Zwinger und der vom Schiesswerder, die zwar nicht unverkürzt, aber doch in der Hauptsache vollständig erhalten sind. Mit ihren 37 silbernen Pokalen, ihren Stammbüchern und Orden, und den 240 goldenen Königsschildchen, die sich über einen Zeitraum von vier Jahrhunderten verteilen, bilden sie einen Schatz, wie er nicht leicht zum zweiten Male existieren dürfte.[1])

Eine Kollektion auserlesener Gläser, meist dem 17. Jahrhundert angehörig, verdankt das Museum dem Verein christlicher Kaufleute, eine kleine Sammlung von Antiken, prähistorischen Funden, Waffen, Münzen u. dgl. der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Der Verein der schlesischen Freiwilligen von 1813/15 hat 1879, die Gesellschaft Laetitia 1896 das Museum zum Erben ihrer Hinterlassenschaft eingesetzt.

So verlockend es wäre, auch die Privatsammlungen in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, ihre Schicksale zu verfolgen und zu sehen, wieviel davon in das Museum hinübergerettet worden ist, so liegt dies doch ausserhalb unseres Themas. Es sei daher nur festgestellt, dass auch an solchen Breslau früher einen überraschenden Reichtum besessen hat, oder wie es in der kernigen Ausdrucksweise Gomolckys heisst, „dass in unserm Breslau jederzeit mehr Courioeses da und dort zu betrachten gewest, als sich manche neydische oder faule Aussländer eingebildet“.

II.

Die Aufhebung der geistlichen Stiftungen im Jahre 1810 war zunächst eine rein finanzpolitische Massnahme. Dass sie den Anstoss zur Bildung einer ganzen Reihe wissenschaftlicher Anstalten gegeben hat, war im wesentlichen das Verdienst Johann Gustav Gottlieb Büschings, jenes vielseitigen Mannes, der von seinen Zeitgenossen und Nachfolgern eine so verschiedenartige, häufig ungerechte Beurteilung erfahren hat, dem aber niemand den Ruhm streitig machen kann, dass er wie kaum ein Zweiter anregend auf das geistige Leben unsrer Provinz gewirkt hat.

Den Anteil Büschings an der Gründung der Königlichen und Universitäts-Bibliothek hat erst kürzlich deren Direktor, Professor Dr. Staender, im 33. Bande der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens dargethan. Seine Leistungen auf dem Gebiete der schlesischen Geschichtsforschung sind von Markgraf in der Festschrift zum

---

1) Schles. Vorz. Bd. V, S. 231 ff. u. Bd. VII, S. 145 ff.

fünfzigjährigen Bestehen desselben Vereins gewürdigt worden. Wir haben es hier nur mit dem von ihm gegründeten Museum und speziell der Altertümersammlung zu thun.



J. G. G. Büsching

Unter dem 5. November 1810 hatte er in einer Eingabe an den Staatskanzler von Hardenberg seinen Plan entwickelt und dabei auch die Errichtung einer Kunstsammlung in Breslau vorgeschlagen. „Aus den Kunstschätzen vieler Klosterkirchen würde eine eigne Sammlung von Kunstwerken zu errichten sein, wozu manche öffentliche Bibliothek zu Breslau schon herrlichen Stoff giebt, z. B. die Maria-Magdalena mit ihrer bedeutenden Gemälde- und Kupferstichsammlung, Elisabet u. s. w. Mehrere alte Kirchen enthalten viele und wichtige Werke, die einst geweihten, jetzt verlassenen Altären gewidmet waren und nun ihre heilige Kraft verloren, dagegen ihre Kunstkraft bewahrt haben. Um alle diese Sammlungen anzulegen, würde freilich ein Stammkapital aus dem Vermögen der aufgehobenen Klöster niedergelegt werden müssen; aber dies würde immer gegen die Geldmasse, die durch Aufhebung der Klöster der Staat gewinnt, ganz unendlich unbedeutend sein, dagegen der dadurch zu bewirkende Nutzen höchst wichtig ist. — Alle diese Sammlungen müssten aber auch, so scheint es mir, dem Herzogtum Schlesien geschenkt werden. Dieses wäre der Eigentümer, der König nur der Errichter und Protektor, sowie auch ihm der grösste Teil der Verwaltung zustände. Zur Erweiterung, Verbesserung und Erhaltung dieser Sammlungen müssen aber auch die schlesischen Stände und Privatleute teils durch Beiträge, teils durch Schenkungen ihrer Privatsammlungen zugezogen werden und dies würden sie, wenn sie auf eine gute Art dazu aufgefordert würden, gewiss. So würde auch vielleicht das doch immer etwas Gehässige der Aufhebung der Klöster auf eine gute Art vernichtet."

Die Eingabe hatte die Wirkung, dass ihm am 24. November desselben Jahres das General-Kommissorium für die bei den aufgehobenen Klöstern und Stiftern sich vorfindenden Bibliotheken, Archive, Münzsammlungen und Kunstgegenstände aller Art übertragen wurde.

Mit wahrem Feuereifer machte sich Büsching ans Werk. Der wichtigste und schwierigste Teil seiner Aufgabe betraf ohne Zweifel die Bibliotheken und Archivalien. Bei diesen ging er, wenigstens im Anfang, in der Weise vor, dass er die Bestände nach einer sorgfältigen Durchsicht verpackte und alsbald nach Breslau schickte, wo er in dem schönen und geräumigen Augustiner-Chorherrenstift auf dem Sande die für seine Zwecke passendste Heimstätte erkannt und gegenüber anderen Wünschen glücklich behauptet hatte. Bei den Kunstsachen war dagegen schon eher eine Übersicht und Auswahl an Ort und Stelle möglich. Nur

mag auch hier die Hast, in der sich das Übernahmegeschäft notgedrungen vollzog, die Anfertigung eines eigentlichen Inventariums vereitelt haben, so dass sich nicht feststellen lässt, wieviel als zur Aufbewahrung ungeeignet ausgeschieden und verkauft worden ist. Einigen Ersatz bieten uns seine „Bruchstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien (Breslau 1813)“, von denen aber leider nur der erste Band erschienen ist.

Im allgemeinen stand die Ausbeute an Kunstwerken und Altertümern weder der Zahl noch dem Werte nach in einem auch nur annähernden Verhältnis zu der an Büchern und Urkunden. Nur Bilder fanden sich in überreicher Fülle vor. Aber wenn man von dem noch heute Vorhandenen auf das übrige schliessen darf, so wird man es kaum bedauern, dass ihre Zahl durch immer wiederholte Aussonderungen schliesslich auf etwa 160 zusammenschrumpfte. Plastische Arbeiten aus Stein, Holz, Elfenbein etc. wurden nur 7 in die Sammlung aufgenommen, darunter als bestes Stück die Alabastergruppe der drei Marien aus dem 14. Jahrhundert. Von Goldschmiedearbeiten ist eigentlich nichts vorhanden, es sei denn, dass man das dem Matthiasstift entnommene Hedwigsglas seiner Fassung wegen dazu rechnen will. Es liegt nahe, dass bei der damaligen Notlage des Staates der Metallwert für den Verkauf entscheidend gewesen ist. Dass von altertümlichem Hausgerät so garnichts übernommen wurde, mag durch das in jener Zeit noch kaum entwickelte Verständnis für diese Dinge zu erklären sein. Gerade davon war in den Klöstern sicherlich noch manches gute Stück vorhanden.

Verhältnismässig gross war die Ausbeute an Waffen. Bei dem Kloster Leubus fand sich ein kleines Zeughaus, das u. a. eine meisterhaft geschmiedete Rüstung für Mann und Ross aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts enthielt. Nach Büschings Angabe stammte sie aus einem schon früher verschleuderten Liegnitzer Zeughause. Auf Grund dieser Herkunft und der Entstehungszeit hat man sie mit Recht dem Herzog Friedrich II. von Liegnitz und Brieg zugeschrieben. Ein schöner in Eisen getriebener Medusenschild geht vielleicht auf dieselbe Quelle zurück. Kleinere Bestände wiesen die Klöster in Sagan, Grüssau und Breslau auf. Eine grössere Münzensammlung entdeckte Büsching im Augustinerstift zu Sagan. Dort war auch eine Sammlung von 26 Urnen, die neben den aus Frankfurt herübergekommenen Dingen dieser Art den Grund zur vorgeschichtlichen Abteilung des Museums legten.

Am 1. Juni 1812 legte Büsching sein Kommissorium in die Hände seiner Auftraggeber nieder und wurde mit der Stelle eines Archivars an dem jetzt ins Leben tretenden Provinzial-Archiv abgefunden. Die Oberaufsicht über die Sammlungen übernahm der bisherige Oberbibliothekar der Universität Frankfurt Prof. Schneider. Aber schon nach wenigen Monaten sah man sich genötigt, wieder auf die Hilfe Büschings zurückzugreifen und ihn mit der Einrichtung des Kunst- und Altertümermuseums zu betrauen. Nachdem dann die durch Staub und Kerzenrauch sehr verunstalteten Bilder gereinigt und inventarisiert waren, erfolgte am 29. Juni 1815 zunächst die Eröffnung der in fünf Zimmern und Korridoren des Hauptgebäudes der Bibliothek aufgestellten Galerie. Die Altertümersammlung wurde erst drei Jahre später fertig. Sie bezog zusammen mit der gleichfalls von Büsching

verwalteten Sammlung der antiken Gipsabgüsse ein nach der Oder zu gelegenes Nebengebäude. Zu ihrer allgemeinen Vermehrung fehlte es schlechterdings an Mitteln. Kaum dass auf Büschings stetes Drängen ein bescheidener Dispositionsfonds zur Bestreitung der notwendigsten Ausgaben bewilligt wurde. So begnügte er sich denn wohl oder übel mit der Konservierung des Vorhandenen und verlegte sich im übrigen mit desto grösserer Energie auf ein Gebiet, das selbst mit so knappen Mitteln eine gedeihliche Entwickelung gestattete: die heidnischen Grabaltertümer.

Sein Plan war von Anfang an darauf gerichtet, das grosse Publikum für seine Zwecke zu gewinnen. In den Amtsblättern der Provinz erschienen Aufforderungen an die Besitzer und Finder von Antiquitäten, diese dem Breslauer Museum geschenkweise oder käuflich zu überlassen. Volkstümlich gehaltene Aufsätze in den Schlesischen Provinzialblättern, im Korrespondenzblatt der Schlesischen Gesellschaft, in den eigens dazu gegründeten Blättern für die gesamte schlesische Altertumskunde und wo nur Gelegenheit war, verbreiteten sich bald über die Methode und die Nützlichkeit solcher Forschungen im allgemeinen, bald über einzelne besonders merkwürdige Funde. Wenn er von einem neuen Fundort vernommen hatte, knüpfte er sogleich einen lebhaften Briefwechsel mit dem Finder an und wurde nicht müde, diesen zu einer gründlichen Untersuchung anzuspornen. War seine persönliche Anwesenheit erforderlich, so scheute er weder Mühe noch Kosten, und oft genug bezahlte er, wenn die Museumskasse erschöpft war, die Reise aus seiner eigenen Tasche.

Der Erfolg blieb denn auch nicht aus. Binnen einem Jahre wuchs die prähistorische Sammlung auf 1000 Stück und jedes Jahr fügte ihr neue reichhaltige Funde hinzu. Als Büsching am 4. Mai 1829 starb, zählte die Sammlung an Fundstücken aus Schlesien 1500 Thongefässe und 864 Gegenstände aus Stein und Metall, ausserdem 696 nichtschlesische Funde, die er im Austausch gegen Dubletten von fremden Museen, besonders dem Kopenhagener, erhalten hatte.

Diese erfreuliche Entwickelung fand mit Büschings vorzeitigem Tode ein jähes Ende. Seine Nachfolger im Amte hatten für jene Dinge nicht das geringste übrig und machten keinen Hehl daraus, dass sie ihnen nur zur Last seien. Daher sind aus der Folgezeit keine Vermehrungen, wohl aber mancherlei Verluste zu verzeichnen. Der schmerzlichste betrifft die erwähnte Reiterrüstung. Prinz Carl von Preussen, ein eifriger Waffensammler, hatte davon gehört und bei dem Universitäts-Kurator Neumann anfragen lassen, ob man ihm die Rüstung wohl überlassen wolle. Neumann berichtete darüber an den Minister mit den Worten: „dass sich bei der Universität Breslau eine bei der Bibliothek aufgestellte Pferderüstung befinde, welche nach den von Sr. Königlichen Hoheit in Breslau eingezogenen Nachrichten keinen Wert habe, so dass, wenn der Minister seine Zustimmung gebe, solche Sr. Königlichen Hoheit als ein Geschenk verehrt werden würde.“ Nach zustimmender Antwort des Ministers wies Neumann am 27. März 1834 den Direktor des Museums Prof. Ritschl kurzer Hand an, aufs schleunigste die Rüstung zu verpacken und dem General von Strantz als Kommissar des Prinzen zur Absendung nach Berlin zu übergeben, was denn auch schon am folgenden Tage geschah. Wiederholte, in neuerer Zeit gemachte

Versuche, dieses weitaus wertvollste Stück der ganzen Königlichen Sammlung wiederzuerlangen, sind stets im Sande verlaufen.

Im Jahre 1853 eröffnete der Schlesische Kunstverein die Bildergalerie im Ständehause, unserm jetzigen Museumsgebäude. Sein Gesuch, auch die zur Universität gehörigen Gemälde dort aufzustellen, ward ohne weiteres bewilligt. Jedoch wurden damals nur die bereits restaurierten und eingerahmten Bilder, 82 an der Zahl, übergeben. Der Rest blieb vorläufig zurück und teilte das Schicksal der Altertümersammlung.

III.



Hermann Luchs

Ein Menschenalter verging, bis wieder ein Mann auftrat, der entschlossen und fähig war, das von Büsching unternommene Werk fortzusetzen. Die Zeiten hatten sich seitdem geändert. Kunstgeschichtliche und antiquarische Forschungen galten nicht mehr als Sache der Liebhaberei einzelner, sondern waren anerkannte Wissenschaften geworden; das Interesse an den Zuständen der Vergangenheit durchdrang alle Kreise der Gebildeten, die Überzeugung von der Notwendigkeit eines ausgedehnten Denkmälerschutzes hatte überall festen Fuss gefasst. Vor allem waren auch in ökonomischer Beziehung die Verhältnisse besser geworden. Um für ideale Zwecke thatkräftige Unterstützung zu erlangen, bedurfte es nur eines geschickten Organisators.

Ein solcher Organisator war der 1826 in Beuthen O.-S. geborene Hermann Luchs, seit 1852 Lehrer, seit 1863 Direktor an der städtischen höheren Töchterschule am Ritterplatz in Breslau. Als er 1857 die Errichtung eines Schlesischen Altertumsmuseums ins Auge fasste, konnte er nicht im Zweifel sein, dass ihm die Lösung dieser Aufgabe nur gelingen würde, wenn er an einem starken Vereine den nötigen moralischen und materiellen Rückhalt fände. Luchs verband sich also mit einigen gleichgesinnten Freunden und lud gemeinsam mit diesen 31 angesehene Breslauer Bürger zur Komiteebildung ein.

Sämtliche Eingeladene nahmen an der Sitzung teil. Die Gründung eines Vereins wurde beschlossen und ein Komitee mit der weiteren Verfolgung des Gegenstandes betraut. Unter dem 4. Dezember erging die Anzeige davon an den Magistrat, wobei man, den Ereignissen weit voraneilend, betonte, dass das Unternehmen nur ein Provisorium bilden solle, bis das viel umfassendere projektierte städtische Museum ins Leben treten würde. Tags darauf richtete man an alle Schlesier einen Aufruf, den Verein zur Errichtung eines Museums schlesischer Altertümer durch einen Beitrag von mindestens einem Thaler gründen zu helfen.

In der ersten Generalversammlung vom 12. Januar 1858 wurden die Statuten im wesentlichen nach der von Luchs vorgelegten Fassung angenommen und folgende Mitglieder in den Vorstand gewählt: 1) Graf v. Hoverden-Plencken als Vorsitzender; 2) Baurat Studt als zweiter Vorsitzender; 3) Oberlehrer Tagmann als Sekretär; 4) Kaufmann Klocke als Schatzmeister; 5) Dr. Luchs als Kustos; 6) Bildhauer Michaelis; 7) Geh. Rat Prof. Dr. Goeppert; 8) Baumeister Luedecke; 9) Prof. Dr. Rossbach. — An die Stelle von Tagmann trat bald darauf der Archivar Dr. Wattenbach, an die von Michaelis Prof. Dr. Roepell.

Die Mitgliederzahl betrug schon bei der Konstituierung 148 und überschritt noch im Laufe desselben Jahres das zweite Hundert. Von den damaligen Mitgliedern gehören die Herren Geh. Kommerzienrat Heimann, Stadtältester Dr. Heinrich von Korn, Dr. Promnitz und Freiherr von Czettritz-Neuhaus, Landschaftsdirektor auf Kolbnitz, Kreis Jauer, noch heute dem Vereine an.

Die nächste Sorge war die Beschaffung eines geeigneten Lokals. Man überzeugte sich bald, dass hier die Hauptschwierigkeit des ganzen Unternehmens liege, und war froh, für den Augenblick ein Unterkommen in den Räumen der Vaterländischen Gesellschaft in der Alten Börse zu finden. Inzwischen wollte man wenigstens eine vorübergehende Ausstellung veranstalten. Beiträge dazu gingen besonders nach der Eröffnung am 27. August in solchen Mengen ein, dass der Platz nicht ausreichte und man von weiteren Aufnahmen absehen musste. Die in den beiden ersten Abschnitten besprochenen Sammlungen waren beinahe vollzählig vertreten. Unter dem Privatbesitz ragte die namentlich mit Waffen gut versehene Sammlung des Glockengiessers Krieger hervor. Im ganzen zählte die Ausstellung 836 Nummern von 99 Ausstellern. Der Besuch übertraf die kühnsten Erwartungen. Es wurden 2620 Eintrittskarten zu 2½ Sgr. und 729 Schülerkarten zu 1 Sgr. verkauft. 280 Schüler von Waisenanstalten hatten freien Eintritt, ebenso die Vereinsmitglieder und Aussteller. Vom Katalog war die erste Auflage in 200 Exemplaren binnen 8 Tagen, die zweite in 500 Exemplaren einige Tage vor Schluss der Ausstellung vergriffen.

Den grössten Gewinn bedeuteten jedoch die bei dieser Gelegenheit gemachten dauernden Erwerbungen. Denn wenn auch das meiste wieder an die Eigentümer zurückging, so waren doch auch viele Aussteller bereit, sich ihres Besitzes zu gunsten des Vereinsmuseums zu entäussern. Andrerseits wurde dadurch das Bedürfnis nach einem eigenen Lokale um so dringlicher. Man versuchte alles Erdenkliche, erbat vom Kriegsminister die Überlassung der alten Stückgiesserei (Kanonenhof) auf der Taschenstrasse, vom Universitäts-Kurator eine Wohnung in der Bibliothek, vom Magistrat Räume im neuen Stadthaus oder einen Zuschuss zur Einrichtung der Josephskirche auf der Katharinenstrasse als Museum. Als alles vergeblich war, mietete man von Ostern 1859 ab für 170 Thaler eine Privatwohnung von drei Zimmern im zweiten Stock des dem Kaufmann Teichgreber gehörigen Hauses Altbüsserstrasse 42, in der dann auch am 24. August das Museum mit 460 Gegenständen eröffnet wurde.

In dieser bescheidenen Behausung empfing das Museum am 22. September den Besuch des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, damals Kommandeur des 11. Regiments, und seiner Gemahlin. Das Interesse, das die hohen Herrschaften und besonders die kunstliebende Kronprinzessin am Gedeihen der jungen Anstalt nahmen, bestimmte den Vorstand, Ihrer Königlichen Hoheit das Protektorat über das Museum anzutragen. Das Annahmeschreiben wurde am 13. November 1859 zu Windsor-Castle ausgefertigt.

Es begann jetzt eine Zeit fröhlichen Schaffens und Sammelns. Geschenke und Ankaufs-Gelegenheiten boten sich in später nie wieder erreichter Fülle dar, und wenn auch begreiflicherweise das Minderwertige überwog, so hat doch gerade jenes Kindheitsalter des Museums einige der allerbesten Erwerbungen zu verzeichnen. Schlesien war damals wirklich noch reich an ererbten Altsachen. Der Antiquitätenhandel war, wenigstens hierzulande, erst in seinen Anfängen, und Kunstgewerbemuseen, deren Konkurrenz zu fürchten gewesen wäre, gab es überhaupt noch nicht. Zieht man diese günstigen Umstände in Betracht, so bedauert man bloss, dass der Verein nicht in der Lage war sich ihrer in noch ganz anderem Masse zu bedienen. Was hätte man allein aus der Sammlung des Freiherrn von Minutoli in Liegnitz haben können, jener wundervollen Sammlung, die als die erste in Deutschland mit der ausdrücklichen Absicht angelegt worden war, das Kunstgewerbe in allen seinen Zweigen in einer möglichst grossen Zahl älterer mustergiltiger Vorbilder vorzuführen, die aber zugleich, weil vornehmlich in Schlesien zusammengebracht, von höchster Bedeutung für die engeren Ziele des Vereins gewesen wäre. Aber ausser dem Ankauf von etwa 100 teilweise ausgezeichneten Waffenstücken für 400 Thaler, die von Kommerzienrat Friedländer gespendet wurden, begegnet man keinem Versuch, die Sammlung für die Provinz zu retten. Nachdem schon früher grosse Verkäufe sowohl ganzer Gruppen wie einzelner Stücke stattgefunden hatte, hat 1869 das Königliche Handelsmuseum in Berlin die sämtlichen Gegenstände der Abteilungen Keramik, Glas und Metall für 150 000 Mark erworben. Sie bilden den Grundstock der Sammlungen des Berliner Kunstgewerbemuseums. Der immer noch sehr bedeutende Rest ist dann 1875 unter der Beteiligung fast aller europäischer Museen in Köln versteigert worden.

Allein auch ohnedies war es bald unmöglich, für die eingegangenen Erwerbungen Platz zu schaffen. Den unablässigen Bemühungen des Vorstandes gelang es endlich, von der Universität die Hergabe der ehemals Räbigerschen Wohnung (5 Zimmer und ein Korridor) im Erdgeschoss des Sandstifts gegen eine Miete von 150 Thalern zu erwirken. Gleichzeitig wurde durch den Vertrag vom 26. April 1862 bestimmt, dass die dem Königlichen Museum zustehende Sammlung germanisch-slawischer Grabaltertümer sowie christlicher und moderner Kunstaltertümer und moderner Münzen mit der Vereinssammlung in der Weise vereinigt werde, dass die Sorge für die Konservierung, Anordnung und Aufstellung an den Verein übergehe. Eine Mitwirkung an der Verwaltung wurde der Universität dadurch gesichert, dass der Direktor des archäologischen Museums (später ein vom Kurator ernannter Kommissar) in den Vorstand eintrat. Die Eröffnung der vereinigten Sammlungen erfolgte am 30. September 1862 vor einem Kreise von Ehrengästen.

Bei aller Anerkennung des grossen Fortschrittes erscholl doch schon damals die Klage, dass auch dieser Raum bei weitem nicht genüge. In der That war man bald wieder bei einem blossen Magazinieren angelangt.

Das äussere Wachstum der Sammlung spricht sich in den fortschreitenden Ziffern des Kataloges aus. Vor dem Umzuge zählte man 1900 Nummern; der gedruckte Katalog von 1863 weist 5424, die Fortsetzung von 1869 6168 und die zweite Auflage von 1872 ohne die Münzen 6467 Nummern auf. Von da bis 1880 stieg die Zahl auf ungefähr 10 000.

Ein Beträchtliches lieferten dazu die Geschenkgeber, allen voran der Vorsitzende, Johann Adrian Graf von Hoverden-Plencken. Kein Jahr, wo er nicht die Sammlung durch wertvolle Gaben vermehrt oder ihre Vermehrung durch reichliche Geldspenden erleichtert hätte. Nächst ihm verdienen der Kaufmann Rudolf Tietze, Fräulein Adelheid Kahlert, Frau Rendant Claus, Redakteur Oelsner, Weinkaufmann Selbstherr, Stadtrat Zwinger und Frau Stadtrat Lübbert als Stifter besonders zahlreicher oder besonders schätzbarer Geschenke genannt zu werden.

Vom Magistrat wurden 1869 die Ratsaltertümer, 1872 die Altertümer des Bernhardin-Hospitals und 1876 die der Kirchenbibliotheken (mit Ausnahme der Münzen) überwiesen. Seinem Beispiel folgten in verschiedenen Zwischenräumen die meisten evangelischen Kirchen Breslaus.

Neben den Geschenken und Leihgaben spielten die Ankäufe eine ziemlich bescheidene Rolle. Zwar besserten sich die Einnahmen des Vereins durch die beständig wachsende Mitgliederzahl und die von einigen Behörden gewährten Beihilfen allmählich so, dass sie in den Jahren 1859—1869 durchschnittlich 3000, 1870—1873 6000 und 1874—1880 9000 M. betrugen, aber für Ankäufe wurde davon kaum ein Siebentel, ja in manchen Jahren noch nicht einmal ein Zehntel ausgegeben. Begründet wird dies in den Verwaltungsberichten gewöhnlich damit, dass nur wenig Altertümer zum Ankauf angeboten worden seien. Und doch war das die Zeit, wo der Antiquitätenhandel alljährlich ungezählte Schätze aus Schlesien entführte, und wo die Preise selbst für Stücke ersten Ranges noch erschwinglich waren. Man hatte offenbar das Bestreben, mit Umgehung des Zwischenhandels womöglich immer aus der ersten Hand zu kaufen. Das hatte aber den Nachteil, dass die Vervollständigung der Sammlungen fast ausschliesslich dem Zufall überlassen blieb.

Es entbehrt nicht eines gewissen Interesses, die Preise kennen zu lernen, die für einige der wichtigeren Erwerbungen gezahlt worden sind. So kostete 1861 der Kupferkrug des Bartholomäus Rosenberg, eine der Perlen des Museums, 150 M.; 1862 ein zinnerner Krönungsteller mit den Bildnissen Ferdinands III. und der Kurfürsten in scharfem Relief 9 M.; 1864 ein Schatzfund des 16. Jahrhunderts aus Münsterberg, bestehend aus vier silbernen Löffeln, zwei reichverzierten silbernen Ketten und einem mit Perlen und emaillierten goldenen Rosetten benähten seidenen Gürtel 225 M.; 1866 ein eingelegter Eichenschrank des 18. Jahrhunderts aus Landeck 600 M.; 1867 ein zinnerner Willkomm

der Breslauer Fischer in Form eines Schiffes 18 M.; 1868 drei Glasgemälde des 15. Jahrhunderts aus Sponsberg 45 M.; 1871 die grosse Zinnkanne der Breslauer Seiler von 1511 105 M.; 1872 der grosse Marienaltar und andere Holzschnitzereien und Kirchengeräte aus der evangelischen Kirche in Steinau 600 M.; 1875 drei Altarbilder (11 000 Jungfrauen, 10 000 Märtyrer, Verkündigung) und eine silberne Reliquiar-Statuette der hl. Barbara aus der Sammlung des Geistl. Rats Knoblich 600 M.; die Vossbergische Siegelsammlung (5000 Stück) 800 M.; 1878 zwei in Elfenbein eingelegte Armrüste des 16. Jahrhunderts 450 M.; 1879 die Waffensammlung des Kaufmanns Robert Tielsch in Hirschberg, soweit sie nicht schon durch Erbschaft dem Museum gehörte, 1200 M.

Einen beträchtlichen Teil der Einkünfte nahm die publizistische Thätigkeit des Vereins in Anspruch. Seit 1859 veröffentlichte er unter Luchsens Leitung „Berichte", die sich durch Einfügung kunstgeschichtlicher und archäologischer Abhandlungen zu einer Zeitschrift auswuchsen und diesem Charakter seit 1867 auch durch den Titel „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift" Rechnung trugen. Auch wurden Sonder-Veröffentlichungen, wie die „Schlesischen Fürstenbilder" und die vorgeschichtliche Karte von Schlesien herausgegeben, Vorträge gehalten, die Pflege der öffentlichen Kunstdenkmäler wahrgenommen, Auskünfte erteilt, kurz alles gethan, was dazu dienen konnte, das Museum zum Mittelpunkt der altertumswissenschaftlichen Bestrebungen Schlesiens zu machen.

Die Vermehrung der vorgeschichtlichen Sammlung blieb in den ersten anderthalb Jahrzehnten fast ausschliesslich den auswärtigen Mitgliedern und Freunden des Museums überlassen. Erst seit 1873 fanden unter der unmittelbaren Leitung von Vorstandsmitgliedern, namentlich von Luchs und Sanitätsrat Biefel, Ausgrabungen grösseren Massstabes statt. Von da ab übertrafen die jährlichen Zugänge dieser Abteilung an Menge bald alle übrigen, so dass der Platzmangel sich grade hier am störendsten bemerkbar machte.

Doch war die Hilfe damals schon vor der Thür. Seit Jahrzehnten stand die Frage der Errichtung eines grossen Kunstmuseums in Breslau auf der Tagesordnung. Pläne über Pläne waren entworfen und wieder verworfen worden. Endlich nach dem Kriege von 1870/71 ging man ans Werk. Die Provinz trat mit staatlicher und städtischer Beihilfe als Unternehmer auf, und bald wuchs ein stattlicher Bau empor, der allen Arten von Kunstsammlungen für absehbare Zeit eine geräumige Zufluchtstätte sichern sollte. Nicht zuletzt dem Museum schlesischer Altertümer. Von den sieben in Aussicht genommenen Abteilungen sollten nicht weniger als vier aus seinen Beständen zusammengesetzt werden, nämlich die mittelalterliche Baukunst und Bildhauerei, die Kleinkunst, die germanischen und slawischen Grabaltertümer und die Münzen- und Siegelsammlung. Auch für die andern drei Abteilungen, die Sammlung der Gipsabgüsse, das Kupferstichkabinet und namentlich die Gemäldegalerie wurde von der Vereinigung mit dem Altertumsmuseum ein bedeutender Zuwachs erwartet.

Sobald aber die Organisation des Provinzial-Museums feste Gestalt angenommen hatte, zeigte es sich, dass der Einbeziehung des Vereinsmuseums in die Verwaltung ernste Bedenken entgegenständen. Sie beruhten in erster Linie darauf, dass die Obhut über die Sammlungen

alsdann nicht mehr den erwählten Vertrauensmännern des Vereins, sondern dem nach ganz anderen Grundsätzen ernannten Direktor zustehen würde. Der hierdurch bedingte Verzicht auf sein bisheriges Verfügungsrecht war eine harte Zumutung für Luchs, der das Museum als seine eigenste Schöpfung betrachtete, und was noch schwerer in die Wagschale fiel, man fürchtete, dass darüber der stiftungsmässige Charakter der Sammlungen verloren gehen werde. „Denn darüber waren wir alle einig," heisst es in einer Rede des damaligen Vorsitzenden, Geh. Archivrats Prof. Dr. Grünhagen, „es werde auch der beste und redlichste Wille nicht verhüten können, dass gerade in der beabsichtigten glanzvollen Umgebung und in enger Verbindung mit dem Museum der bildenden Künste der historische Charakter der Sammlungen durch Rücksichten auf die Präsentabilität der einzelnen Objekte wesentlich beeinträchtigt und in den Hintergrund gedrängt und das schlesische Altertumsmuseum mehr und mehr zu einem Kunstgewerbemuseum werden, wo neben den eigentlichen Kunstwerken älterer und neuerer Zeit dann auch kunstgewerbliche Altertümer vergangener Zeiten sich aufgestellt fänden."

Das Gewicht dieser Gründe erschien so bedeutend, dass der Verein lieber auf die seiner Sammlung zugedachten Säle im Hauptgeschoss des Museums und auf die freigebige Fürsorge der Provinzialbehörden verzichten, als seine Selbstverwaltung aufgeben wollte. Ein Ausweg wurde in einem Vertrage gefunden, wonach ein gegen die übrigen Räumlichkeiten des Museumsgebäudes abgeschlossener Flügel im Erdgeschoss aus der Verwaltung des Direktors ausgeschieden und dem Vereine zur Aufstellung seiner Sammlungen übergeben wurde.

Der Umzug dauerte vom 4.—31. Dezember 1879. Am 8. Mai 1880 wurde das Museum zum dritten Male eingeweiht. Noch während der Aufstellung hatte das Museum einen starken Zuwachs erfahren durch die Altertümer der Magdalenenkirche und einen Teil der kunstgewerblichen Sammlung des Provinzial-Museums. Diese Sammlung war 1876 von einer Kommission, bestehend aus Luchs, Prof. Alwin Schultz und Baurat Luedecke, hauptsächlich in München zusammengekauft, nachher aber, als mit dem Ausscheiden des Altertumsmuseums auch der Plan einer kunstgewerblichen Abteilung fallen gelassen war, nicht weiter fortgesetzt worden. Sie füllte mit ihren Möbeln der Renaissance und Wandteppichen des 16. und 17. Jahrhunderts, die grösstenteils aus der Minutolischen Sammlung stammten, eine empfindliche Lücke des Museums aus. Ein Jahr später erbte der Verein die Altertümersammlung des Kaufmanns Johann Carl Giersdorf in Neisse. Wieder waren es Waffen, die neben Möbeln, Kleingerät und historischen Porträts den wertvollsten Teil des Erbes bildeten.

Seitdem machte das Museum auf dem Wege zu einer öffentlichen Anstalt rasche Fortschritte. Der Magistrat von Breslau erhöhte seinen bisherigen Beitrag von 600 M. auf 1200 M. Die Provinz spendete seit 1880 1500 M. und seit 1882, nachdem der Kultusminister den bis dahin gezahlten Zuschuss von 1500 M. zurückgezogen hatte, 3000 M. Die Verwaltung, die Luchs bisher fast ohne jede Hilfe in seinen spärlichen Mussestunden besorgt hatte, wurde durch die Anstellung eines Assistenten (seit 1881) und eines Büreaubeamten (seit 1884) wesentlich erleichtert und in geordnete Bahnen geleitet.

Am 11. Januar 1883 beging der Verein mit grossem Gepränge die Feier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens. Kurz darauf wurden ihm durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 19. März 1883 die Rechte einer juristischen Person verliehen.

Der Eintritt Wilhelm Gremplers in den Vorstand (1882) und seine Wahl zum Vorsitzenden (1884) leiteten eine neue Phase in der Entwickelung des Museums ein. Der Dilettantismus in der Behandlung urgeschichtlicher Fragen wich von da an immer mehr der streng methodischen Forschung. Häufige Reisen und der Besuch aller wichtigeren Museen und Kongresse des In- und Auslandes schärften und weiteten den Blick für die Erscheinungen der Heimat und schafften ein ausgiebiges Vergleichsmaterial in Originalen und Abbildungen zur Stelle. Im Verein mit Luchs traf Grempler die Vorbereitungen zur XV. Allgemeinen Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, die vom 4. bis 7. August 1884 in Breslau tagte und den Ruf der hiesigen Sammlung weithin verbreitete. In noch höherem Masse war dies der Fall, als 1886 und 1887 die grossartigen Funde von Sacrau zu Tage gefördert und von ihrem Besitzer, Stadtrat von Korn, dem Museum zum Geschenke gemacht wurden.

Am 13. Januar 1887 raffte der Tod den hochverdienten Kustos des Museums hinweg. Was Luchs für das Museum gethan, wie er es aus unscheinbaren Anfängen zu stolzer Höhe emporgeführt hat, konnte in den vorhergehenden Zeilen nur angedeutet werden. In den 29 Jahren seines Wirkens hat das Museum keinen Gegenstand empfangen, der nicht durch seine Hand gegangen, wenige die nicht seiner rastlosen Thätigkeit, seinem warmherzigen Eifer, seiner grossen persönlichen Liebenswürdigkeit zu danken gewesen wären.

Die Folgezeit lehrte, wie schwer ein Ersatz für diesen Mann zu finden war. Zunächst wurde das Amt des Kustos gar nicht besetzt, sondern dessen einzelne Gebiete unter die Sonderverwaltung verschiedener Vereinsmitglieder gestellt. Die weitere Absicht des Vorstands, einen besoldeten Kustos anzustellen, scheiterte an dem Widerstande zahlreicher den Verhältnissen nahestehender Mitglieder gegen die vorgeschlagene Persönlichkeit. Der in der Generalversammlung vom 12. Dezember 1887 gewählte Regierungsbaumeister und Provinzial-Konservator Hans Lutsch dankte schon nach einem Jahre wieder ab. Sein Nachfolger wurde der Königl. Regierungsbaumeister und Lehrer an der Baugewerkschule Eugen von Czihak.

Czihak wandte sein Interesse vorzugsweise den kunstgewerblichen Altsachen zu, die infolge der bisherigen geringen Aufwendungen hinter den übrigen Sammlungsteilen etwas zurückgeblieben waren. Der Ruf nach einem Kunstgewerbemuseum erscholl schon damals vernehmlich genug, und es zeugte von einer weisen Voraussicht der kommenden Entwicklung, dass die Verwaltung diesem Verlangen bei Zeiten entgegenkam. Das spezifisch schlesische Gepräge der Sammlungen brauchte deshalb mit nichten geopfert zu werden. Wohl aber hätte ein konsequentes Ausschliessen des gewerblich erzieherischen Zweckes die Gefahr mit sich gebracht, dass dem Museum, wie es z. B. in Frankfurt a. M. geschehen ist, eine Konkurrenzanstalt an die Seite gesetzt worden wäre. Die Möglichkeit eines planvollen Vorgehens war durch die abermalige Verdoppelung des Beitrages der

Provinz und die Erhöhung des Beitrages der Stadt auf 3000 M. gegeben. Seit 1892 gewährte ausserdem der Minister für Handel und Gewerbe zur Vermehrung der kunstgewerblichen Sammlung dem Verein eine Beihilfe von 1000 M. Mit Hilfe dieser Mittel wurden vor allem die Gewebe und Stickereien, die Töpferarbeiten und Gläser sowie die Werke der Goldschmiedekunst vervollständigt.

Die übrigen Abteilungen kamen dabei keineswegs zu kurz. Insbesondere brachte der vorgeschichtlichen Sammlung in den Jahren 1891/92 der Bau der Umgehungsbahn durch die Aufdeckung der ausgedehnten Gräberfelder von Woischwitz und Gross-Tschansch, denen sich später noch die von Dyhernfurth, Carlsruh und Weidenhof anreihten, einen ungeheuren Zuwachs, der an Zahl der Gegenstände wohl der Gesamtheit aller bis dahin vorhandenen Funde gleichkam und sie durch die Genauigkeit der Beobachtung an wissenschaftlichem Werte übertraf. Vom Magistrat wurde 1889 der Goldring von Ransern, von Leutnant Krieger die namentlich durch seltene Waffen und Rüstungen ausgezeichnete Krieger-Paritiussche Sammlung überwiesen.

Am 1. Oktober 1892 wurde v. Czihak durch seine Berufung zum Direktor der Königlichen Baugewerk- und Handwerkschule in Königsberg seinem hiesigen erfolgreichen Wirkungskreise entzogen. Zu seinem Nachfolger wurde der Verfasser dieses Aufsatzes, seit 1890 Assistent am Museum, gewählt. Zugleich wurde die Umwandlung des Kustodiats in ein besoldetes Hauptamt beschlossen.

Die nächsten Jahre führten eine Reihe bedeutsamer Veränderungen herbei, die das Museum Schritt für Schritt dem gegenwärtig erreichten Ziele näher brachten. Das wichtigste Ereignis war ein Anfang 1895 mit der Provinz geschlossener Vertrag, der die Übernahme der Verwaltung des Museums Schlesischer Altertümer auf den Provinzialverband zum Zwecke hatte. Die Bedenken, die seiner Zeit den Verein zum Verzicht auf die Vorteile der Übernahme bewogen hatten, wurden jetzt durch das vom Kuratorium des Museums der bildenden Künste gern gemachte Zugeständnis beseitigt, dass die Altertumssammlung innerhalb der Grenzen des Reglements selbständig verwaltet und in ihrem bisherigen Zusammenhange erhalten werden, dem Verein aber die Sorge für ihre Vermehrung und wissenschaftliche Nutzbarmachung und das Vorschlagsrecht für die Ernennung des Kustos verbleiben solle.

Unter der Gunst der neugeschaffenen Verhältnisse konnten für die Vermehrung, Restaurierung und Aufstellung der Sammlungen ganz erheblich grössere Aufwendungen gemacht werden. Für Ankäufe wurden in den Jahren 1893—1898 durchschnittlich 7000 M. ausgegeben, wovon etwa zwei Drittel auf die kunstgewerbliche Sammlung entfielen. So klein diese Summen im Vergleich zu den Etats andrer Museen immer noch erscheinen, so genügten sie doch im Verein mit den nach wie vor zahlreich einlaufenden Geschenken und depositarischen Überweisungen, um einen höchst ansehnlichen Grundstock für das geplante Kunstgewerbemuseum zu schaffen. Als dessen Errichtung bereits beschlossene Sache war, erwarb der Vorstand, in der begründeten Hoffnung auf die nachträgliche Bewilligung des Kaufpreises durch die städtischen Behörden, noch die berühmte Sammlung

des Freiherrn Conrad von Falkenhausen auf Wallisfurth, die grösste und wertvollste Erwerbung, die das Museum seit seiner Gründung zu verzeichnen hatte.

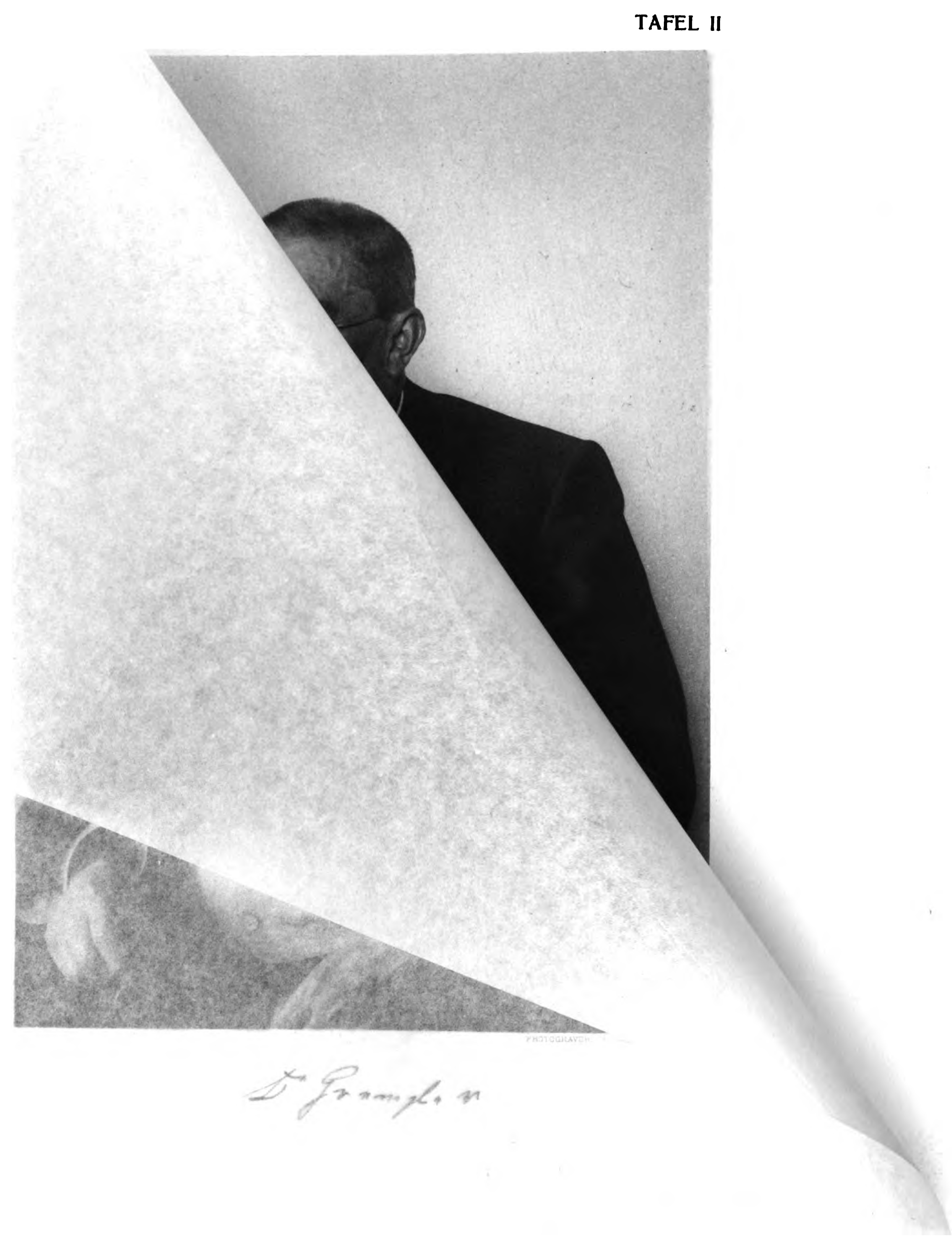
Dass die Ordnung der Sammlungen sowohl in Bezug auf übersichtliche Aufstellung wie auf sachgemässe Beschreibung von Grund aus umgestaltet wurde, möge hier nur angedeutet sein. Nicht unerwähnt aber wollen wir die Dienste lassen, die sich einzelne Vereinsmitglieder durch ihre opferwillige Mitarbeit um das Museum erworben haben. Der urgeschichtlichen Altertümer haben sich ausser dem Vorsitzenden besonders die Herren A. Langenhan und Dr. Mertins angenommen, der Waffen Regierungsassessor Überschär, der Münzen die Herren Dr. E. Bahrfeldt, Geh. Rat Friedensburg und G. Strieboll, der Siegel Prof. Dr. Roehl, Amtsgerichtsrat Haberling und Major a. D. Schuch.

Aber alle Fortschritte konnten schliesslich darüber nicht täuschen, dass das Museum in seinen Raumverhältnissen an der Grenze der Entwicklungsfähigkeit angelangt war. Durch die Verweisung unbedeutender oder der Ausbesserung bedürftiger Stücke in Nebenräume, die zu diesem Zweck sogar ausserhalb des Museumsgebäudes gemietet wurden, und eine mit äusserster Platzersparnis durchgeführte Neuaufstellung der Sammlungen wurde das Übel wohl für eine Weile gemildert, aber nicht beseitigt. Die Erwerbung von umfänglichen Gegenständen, z. B. Möbeln, war ausgeschlossen, weite Gebiete, wie die Textilien, Bucheinbände, Abbildungen, blieben den Augen der Besucher dauernd entzogen. Nur mit Sorge konnte man der Aufdeckung grosser Funde entgegensehen, weil die Frage: wohin damit? kaum noch zu beantworten war.

Eine durchgreifende Hilfe war nur von der Erlangung eines eigenen Gebäudes zu erhoffen, dieses nur von der Erweiterung des Museums zum Kunstgewerbemuseum.

Hans Seger.







TAFEL II



PHOTOGRAVURE R. PAULUSSEN, WIEN.



Plakette auf die Eröffnung des Museums am 27. November 1899 von E. Kämpffer

DIE BESTREBUNGEN ZUR GRÜNDUNG EINES KUNSTGEWERBEMUSEUMS IN BRESLAU

Als erstes modernes Kunstgewerbemuseum gilt das aus der ersten Weltausstellung zu London im Jahre 1852 hervorgegangene Kensington-Museum; wiewohl in dem Conservatoire des arts et metiers in Paris eine ähnliche, wenn auch in ihren Zwecken enger begrenzte Anstalt schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts bestand. Wesentlich nach dem Vorbilde des Kensington-Museums entstanden 1864 in Wien das Österreichische Museum für Kunst und Industrie, 1867 in Berlin — zunächst als Vereinsanstalt, aber im Jahre 1885 vom Staate übernommen — das Gewerbe-Museum und demnächst ähnliche Anstalten in vielen deutschen Städten.

Auch in Breslau machte sich sehr bald das Bedürfnis nach einer solchen Anstalt geltend: nach einer Rüstkammer und Sammelstelle für das praktisch vorwärtsstrebende Kunstgewerbe, ausgestattet mit lehrreichem Anschauungsmaterial in Musterstücken und Vorlageblättern, mit Bibliothek und Zeichensaal, und geleitet von Männern, die diese Bildungsmittel und alle Anregungen der Kunst und Wissenschaft den Gewerbetreibenden förderlich vermitteln und also einen Mittelpunkt für die kunstgewerblichen Bestrebungen in Stadt und Provinz bilden könnten.

Die Bestrebungen zur Gründung eines Kunstgewerbemuseums in Breslau gingen aus und wurden zunächst getragen vom schlesischen Zentral-Gewerbe-Verein — der alljährlich im Schlesischen Gewerbetage zusammentretenden, inzwischen durch einen Vorstand vertretenen Vereinigung der schlesischen Gewerbe-Vereine — und insbesondere von den drei an der Spitze des Zentral-Vereins stehenden Männern: dem Vorsitzenden (seit 1874), Herrn Geheimen Kommerzienrat Dr. Websky, dem Schriftführer (seit 1862, gestorben am

22. Januar 1899) Herrn Oberrealschuldirektor Dr. Fiedler und dem Schatzmeister (seit 1864) Herrn Baubankdirektor und Kommissionsrat Benno Milch.

Als Vorläufer dieser Bestrebungen können die Gewerbe-Ausstellungen gelten, welche der im Jahre 1828 gegründete Breslauer Gewerbe-Verein zuerst im Jahre 1832 und später in der Regel in jedem zweiten Jahre — allerdings zu rein praktischen geschäftlichen Zwecken — veranstaltete, und die derselbe im Jahre 1852 zum ersten Male und mit glänzendem Erfolge, zu einer Ausstellung schlesischer Gewerbeerzeugnisse in Breslau (auf dem Exerzierplatze) erweiterte, „um“ — wie es in dem Programm hiess — „in dem Kampfe gegen die Konkurrenz, welche (1852!) in ihrer Masslosigkeit alles zu ersticken drohte, die reiche Kraft und Lebensfülle der heimischen Industrie aus ihrem Dunkel herauszuziehen“. Als im Jahre 1881 von der fünften, wieder in Breslau (Rossplatz) abgehaltenen Schlesischen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung dem Zentral-Gewerbe-Verein ein Überschuss von 50000 Mark „zur Förderung der Gewerbthätigkeit in Schlesien“ überwiesen werden konnte, bestimmte der Verein dies Geld zur Gründung eines Kunstgewerbemuseums. Der Fonds wurde durch weitere Zuschüsse, auch (im Jahre 1889) durch ein Geschenk des Kommerzienrats Hahn in Berlin von 10000 Mark, allmählich bis auf 100000 Mark verstärkt, und nunmehr, am 15. Juli 1895, beauftragte der 29. Schlesische Gewerbetag den Vorstand des Zentral-Vereins, Schritte zu thun, um ein Kunstgewerbemuseum wirklich zu errichten.

Der Vorstand fasste zunächst eine Vereinsanstalt ins Auge und ersuchte unter dem 15. September 1895 den Magistrat um unentgeltliche Überlassung eines geeigneten Bauplatzes. Am 16. Mai 1896 forderte er jedoch den Magistrat auf, vielmehr das alte, damals, nach Erbauung des neuen Landeshauses, frei werdende Ständehaus von der Provinz für 550000 Mark zu kaufen und dessen obere Stockwerke dem Vereine unentgeltlich für das Museum zu überlassen. Der Verein hoffte, mit 50000 Mark einmaliger Ausgabe und mit 17500 Mark Jahresausgabe — gedeckt durch je 4000 Mark Staats- und Provinzialzuschuss, 7000 Mark Stadtzuschuss und 2500 Mark Kapitalzinsen — das Museum errichten und unterhalten zu können.

Der Magistrat erkannte die Gründung des Museums als ein dringendes und in höchstem Masse praktisches Bedürfnis an, berechnete aber die Errichtungs- und Unterhaltungskosten weit höher und war der Ansicht, dass die Verwaltung des Museums durch den Zentral-Verein nur als Übergangszustand in Frage kommen könne. Da eine Übernahme auf den Staat oder auf die Provinz ausgeschlossen erschien, so fasste der Magistrat alsbald die Errichtung der Anstalt als einer städtischen ins Auge. Mit Rücksicht auf die sehr grossen einmaligen und laufenden Ausgaben erschien die Aufgabe jedoch nur dann lösbar, wenn alle dafür verfügbaren Kräfte — auch des Staates, der Provinz, von Vereinen u. s. w. — der Stadt zu Hilfe kämen. Die Heranziehung möglichst weiter Kreise zur Unterstützung der Sache erschien dabei auch aus ideellen Gründen wichtig: um der neuen Anstalt von vornherein mit der thätigen Teilnahme auch das Verständnis und die Sympathien der Beteiligten zu sichern.


Kommissionsrat Benno Milch

Die erforderlichen Verhandlungen wurden im Einverständnis mit dem Magistrat grösstenteils von Herrn Geheimen Kommerzienrat Dr. Egon Websky geführt, und seinen persönlichen Bemühungen ist der glückliche Ausgang in erster Linie zu danken. Einige äussere Umstände kamen diesen Bemühungen wesentlich zu statten.

Die Königliche Kunst- und Kunstgewerbeschule hatte lange unter dem Zweifel gelitten, ob die Doppelanstalt zu einer reinen Kunstakademie oder vielmehr nach der Richtung der Kunstgewerbeschule fortzuentwickeln sei. Nunmehr, veranlasst durch eine vom 28. Schlesischen Gewerbetage in Kattowitz, am 25. Juni 1894, beschlossene Petition und durch ähnliche Vorstellungen des Breslauer Kunstgewerbevereins u. s. w. entschied die Königliche Staatsregierung dahin, dass zwar die Abteilung für reine Kunst unverkümmert beizubehalten, die kunstgewerblichen Unterrichtsfächer und Unterrichtsanstalten aber umfassend zu erweitern seien. In einer vorberatenden Konferenz vom 17. Juni 1896, an welcher unter Vorsitz des Ober-Präsidenten, Fürsten von Hatzfeldt-Trachenberg, neben zahlreichen Staatskommissaren auch Vertreter von Provinz, Stadt, Vereinen und Interessenten teil nahmen und worin man jene Entschliessung der Königlichen Staatsregierung allerseits als geboten anerkannte, wurde zugleich von verschiedenen Seiten ohne Widerspruch hervorgehoben, dass die Kunstgewerbeschule ihre Zwecke nur dann voll erfüllen würde, wenn zugleich ein Kunstgewerbemuseum gegründet würde. Der Vertreter der Stadt sprach deren Bereitwilligkeit zur Errichtung der Anstalt — gewissermassen als Gegenleistung gegenüber der staatlichen Schulerweiterung — aus und erbat die thatkräftige Unterstützung von Staat und Provinz.

Die Provinzialverwaltung, welche das im Jahre 1879 vollendete Museum der bildenden Künste mit einem jährlichen Zuschuss von ca. 80000 Mark unterhält, hatte in die unteren einstweilen verfügbaren Räume dieser Anstalt seit dem Jahre 1881 die Sammlungen des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer aufgenommen, diesem Vereine einen Zuschuss von 6000 Mark jährlich gewährt und seit 1895 auch die Besoldung seiner Beamten übernommen. Inzwischen waren jedoch die Kunstsammlungen der Provinz so gewachsen, dass jene im Erdgeschoss gelegenen Räume dringend für die Gipsabgüsse des Museums gewünscht wurden.

Der Verein für das Museum schlesischer Altertümer seinerseits hatte seine Sammlungen bereits seit längerer Zeit gerade auch nach kunstgewerblichen und technischen Gesichtspunkten entwickelt, und indem er die gesammelten Musterstücke, sowie seine Bibliothek den Kunstgewerbetreibenden in liberaler Weise zur Benutzung stellte, hatte er

bereits einigermassen Ersatz für das fehlende Kunstgewerbemuseum zu leisten gesucht; die Enge und Dunkelheit der von ihm benutzten Räume im Ostflügel des Provinzialmuseums machten jedoch eine sachgemässe Aufstellung und Benutzung der stark angewachsenen Sammlungen fast unmöglich.

Eine allseitig befriedigende Lösung bot unter solchen Umständen nur die Verlegung des Altertums-Museums in ganz neue Räume. Der Vorstand des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer erkannte dabei von vornherein an, dass es seinen Zwecken nicht etwa abträgig, sondern in hohem Masse förderlich sein würde, wenn seine kulturgeschichtlichen Sammlungen ihre Erweiterung in einem mehr nach technischen Gesichtspunkten gebildeten, doch aber immer gerade die schlesische Kultur zum leitenden Gesichtspunkte nehmenden Kunstgewerbemuseum fänden. Demzufolge hat insbesondere der Vorsitzende des Vereins (seit 1884), Herr Geheimer Sanitätsrat Dr. Grempler die Angelegenheit mit seinem grossen persönlichen Einfluss in wirksamster Weise gefördert.

Im Fortgange dieser Verhandlungen bewilligte der Staat der neuen Anstalt eine jährliche Unterstützung von 6000 Mark statt der bisher dem Vereine gezahlten 1000 Mark. Die Provinzial-Verwaltung überwies der neuen Anstalt die bisher an das Vereinsmuseum mit ca. 14000 Mark jährlich gezahlten Zuschüsse, unter Erhöhung auf 15000 Mark jährlich und gewährte einen einmaligen Beitrag von 50000 Mark durch Herabsetzung des für das alte Ständehaus zu zahlenden Kaufpreises von 550000 Mark auf 500000 Mark. Ein fernerer glücklicher Umstand war es, dass der Stadt eben damals, bei Konvertierung einer älteren Anleihe, eine Einnahme an Konvertierungs-Prämien von 274000 Mark zufiel, welche grossenteils für den Ausbau des alten Ständehauses bestimmt werden konnte.[1]) Trotz alledem jedoch, und auch trotz der vom schlesischen Zentral-Gewerbe-Vereine für die erste Einrichtung (Transport, Schränke, Möbel, Bibliothek u. s. w.) gewährten 100000 Mark bestanden für die Stadt grosse finanzielle Schwierigkeiten, da schon der Ankauf des alten Ständehauses 500000 Mark erforderte, die Kosten des ersten Ausbaues auf 167500 Mark geschätzt wurden und da die laufenden Verwaltungskosten sich sehr viel höher berechneten, als anfangs angenommen wurde. Die Schwierigkeiten wuchsen noch dadurch, dass eben damals auch für verwandte Zwecke — wie für den Neubau der Baugewerk- und Maschinenbauschule, für die völlige Neugestaltung des Fach- und Fortbildungsschulwesens (Handwerkerschule u. s. w.), für die neu eingerichteten städtischen Mittelschulen und auch für Stipendien an der Königlichen Kunst- und Kunstgewerbeschule — überaus grosse neue Ausgaben an die Stadt herantraten.

Unter diesen Umständen wurde es mit besonderem Danke empfunden, und wurde die Errichtung der Anstalt in vornehmer Art recht eigentlich erst sicher gestellt, als der Vorsitzende im Kuratorium des Museums der bildenden Künste, Herr Stadtältester von Korn durch das nebst Erläuterung unten folgende Schreiben vom 20. August 1896 der Stadt ein Geschenk von 500000 Mark anbot, falls sie das alte Ständehaus zur Verwendung für

---

[1]) Mit 100000 Mark dieses Betrages wurde der Eichenpark in Pöpelwitz angekauft.

ein Kunstgewerbemuseum und zur Aufnahme des gesamten Museums schlesischer Altertümer erwürbe, das Haus zweckentsprechend umbaute und darin die Anstalt mit Hilfe der Staats-, Provinzial- und Vereinszuschüsse unterhielte.

Unter dem ermutigenden Eindruck dieser Schenkung beschloss die Stadtverordneten-Versammlung demgemäss, und am 15. März 1897 wurde die Schenkung des Herrn von Korn vom Könige bestätigt. Schon vorher, unter dem 3. Februar 1897, war der erforderliche Vertrag zwischen der Stadt und dem Vereine für das Museum schlesischer Altertümer abgeschlossen worden, dem dann auch der Provinzial-Ausschuss unter dem 28. April 1897 beitrat.

Der einzige Punkt, der hierbei, in der entscheidenden Vereinsversammlung vom 26. Januar 1897, bei einzelnen Mitgliedern des Museumsvereins Bedenken erregte, war die Forderung des Magistrats, dass, zur Vermeidung aller künftigen Zweifel und Streitigkeiten, auch die Sammlungen des Vereins, und insbesondere die älteren Bestände, ins formelle Eigentum der Stadt übergehen sollten, während die Sammlungen dem Provinzialmuseum nur zur Verwahrung übergeben worden waren. Zur Rechtfertigung dieser im Interesse einer einfacheren Verwaltung gestellten Forderung konnte der Magistrat geltend machen, dass das Eigentumsrecht nach Lage der Umstände und nach dem sonstigen Inhalt der Verträge der Stadt lediglich die schwere Verpflichtung zur Verwahrung, Verwaltung und Verbesserung der Sammlungen auferlegt, und zwar mit voraussichtlich schnell wachsender Ausgabe, bei unveränderlichen und zum Teil nicht einmal für alle Zeit gesicherten Zuschüssen von Staat und Provinz; und dass andererseits der Zweck des Vereins, gerade vaterländische Altertümer zu sammeln, durch den Eigentumsübergang nicht etwa gehindert, sondern — vermöge der städtischen Beihilfe — in wirksamster Weise gefördert werden würde.

Der Verein beschloss demgemäss und die am 7. März 1899 vom Magistrat mit Genehmigung der Stadtverordneten-Versammlung erlassene Verwaltungsordnung hat die Ehrenpflicht der Stadt, den Verein bei seinen Bestrebungen vertrauensvoll zu fördern, noch dadurch besonders anerkannt, dass den wissenschaftlichen Beamten des Museums die Verpflichtung auferlegt worden ist, auf Wunsch des Vereins die Geschäfte des Vereins-Sekretärs zu führen, und dass dem Vereine über den geschlossenen Vertrag hinaus zwei Vertreter in der für das Museum gemäss § 59 der Städteordnung bestellten städtischen Verwaltungsdeputation zugestanden wurden.

In dieser Deputation, der die gesamte Verwaltung der neuen Anstalt unterstellt ist, sind ausserdem vertreten: Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung, der schlesische Zentral-Gewerbe-Verein, die Königliche Staatsregierung, die schlesische Provinzialverwaltung, der Senat der Königlichen Universität, deren frühere Altertumssammlung dem Museum auf Grund des umstehend abgedruckten Vertrages übergeben worden ist, der Direktor der Anstalt und endlich Herr Stadtältester von Korn als Ehrenmitglied mit vollem Stimmrecht. Der zweite Direktor, der mit Rücksicht auf die beiden Richtungen des Museums, die geschichtliche und die gewerbliche, bestellt worden ist, nimmt an den Beratungen teil.

Auf Grund der getroffenen Vereinbarungen übernahm die Stadt das alte Ständehaus von der Provinz am 1. April 1897 und baute es in der Zeit vom Juli 1897 bis Anfang 1899 um. Die Baukosten betrugen c. 250000 Mark, dazu 24000 Mark Ausgabe der Stadt für Einrichtung der Büreaus, des Vortragssaales und der Bibliothek und endlich, aus den vom schlesischen Zentral-Gewerbe-Verein gewährten 100000 Mark, c. 65000 Mark für Schränke u. s. w.

Die Überführung des alten Vereinsmuseums in die neue Anstalt erfolgte in der Zeit vom 15. Februar bis zum 1. April 1899. Schon vorher war der Beamtenkörper der Anstalt gebildet worden, indem insbesondere zum ersten Direktor der bisherige Kustos am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie, Herr Dr. Karl Masner, und zum zweiten Direktor der bisherige Kustos des Museums schlesischer Altertümer, Herr Dr. Hans Seger, berufen wurden.

Am 27. November 1899 wurde die in allen Teilen fertig gestellte Anstalt durch den Oberbürgermeister in einer feierlichen Versammlung von Vertretern des Staats, der Provinz, der Stadt, der Universität, aller beteiligten Vereine und von zahlreichen Gewerbetreibenden und anderen Privatpersonen eröffnet.

Georg Bender

Schönfeld, 20. August 1896.

An den Magistrat von Breslau.

Es ist meine Absicht gewesen, meiner Vaterstadt, in der meine Vorfahren und ich durch Arbeit und Sparsamkeit ihr Vermögen erworben haben, 500000 Mark letztwillig zu gemeinnützigem Zwecke zu hinterlassen.

So wie das Schlesische Museum der bildenden Künste, welches seit 18 Jahren besteht, einen unverkennbaren Einfluss auf die gedeihliche Entwickelung von Breslau ausübt, so würde nach meiner Überzeugung die seit langer Zeit von weiten Kreisen erstrebte Errichtung eines Kunstgewerbemuseums und einer Kunstgewerbe-Zeichnenschule in Breslau von allgemeinem Nutzen sein und wesentlich dazu beitragen, das erfreuliche weitere Aufblühen unserer Stadt zu fördern.

Die Provinz, mit deren Hilfe das Museum der bildenden Künste entstanden ist und welche die Mittel zu dessen Unterhaltung gewährt, wird die Errichtung und Erhaltung eines Kunstgewerbemuseums nicht übernehmen. Der Staat wird es auch nicht wollen und Vereine erscheinen dazu ungeeignet. Es wird, wenn das Erstrebte erreicht werden soll, meines Erachtens notwendig sein, dass die Stadtgemeinde Breslau dafür eintritt.

Während die Staatsregierung jetzt ein erfreuliches Entgegenkommen zeigt, den kunstgewerblichen Unterricht in Breslau zu verbessern, bietet sich zugleich die Gelegenheit, ein wie mir scheint für das Kunstgewerbemuseum sehr geeignetes Gebäude für einen mässigen Preis zu erwerben.

Um der Stadt die Übernahme des Kunstgewerbemuseums zu erleichtern, und die günstige Gelegenheit zur Erwerbung eines geeigneten Gebäudes nicht vorübergehen zu lassen, zugleich von dem Wunsche geleitet, dem Museum der bildenden Künste, welches jetzt dem Museum schlesischer Altertümer Aufnahme gewährt hat, eine weitere Entwickelung zu sichern, bin ich bereit, die 500000 Mark, die ich meiner Vaterstadt letztwillig zugedacht hatte, schon jetzt herzugeben unter den folgenden Voraussetzungen:

Die Stadt erwirbt das bisherige Ständehaus zur ausschliesslichen Verwendung zu einem Kunstgewerbemuseum und zur Aufnahme des ganzen Museums schlesischer Altertümer, von welchem der kunstgewerbliche Teil der Sammlung sich kaum abtrennen lässt.

Der Verein für das Museum schlesischer Altertümer tritt zu der Stadt in dasselbe Verhältnis, in dem er jetzt zu der Provinz steht. Den Umbau des Ständehauses zu Museumszwecken übernimmt die Stadt.

Ich nehme an, dass der Zentral-Gewerbe-Verein die 100000 Mark, welche er für das Kunstgewerbemuseum verwenden will, zur inneren Einrichtung desselben und zur Beschaffung einer Sammlung von Werken und Vorlagen für öffentliche Benutzung hergeben wird. Zeichnenklassen für Schüler, welche auf der hiesigen Kunstschule vorgebildet worden sind und für Gewerbetreibende und deren Gehilfen wie Lehrlinge dürften im zweiten Stockwerk des Gebäudes unterzubringen sein. Für den Unterhalt dieses Teiles der Kunstgewerbeschule wie für die Lehrkräfte und Lehrmittel würde der Staat zu sorgen haben.

Was die dauernden Geldmittel betrifft, welche zur Verwaltung und Vermehrung des Kunstgewerbemuseums erforderlich sind, so rechne ich darauf, dass die Provinz die etwa 7000 Mark, welche jetzt schon zur Verwaltung des Museums schlesischer Altertümer auf den Etat des Museums bildender Künste übernommen sind, und die 5000 Mark, welche sie schon früher dem Altertumsmuseum zugewendet hat, zusammen also 12000 Mark, jährlich auch ferner hergeben wird.

Der übrige jährliche Bedarf, insoweit er nicht vom Staat und von Vereinen zu erlangen wäre, würde von der Stadt, in deren Händen die Verwaltung liegen müsste, zu tragen sein.

Einem sehr geehrten Magistrat

ergebenster

(gez.:) Heinrich von Korn.

An den Magistrat der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Breslau.

Auf die sehr geehrte Zuschrift vom 25. d. Mts. erwidere ich ergebenst, dass ich an der Erfüllung der Bedingungen b, c, d, e und f, mit denen von der Stadtverordneten-Versammlung der Antrag des Magistrats vom 10. September d. J., betreffend den Ankauf des alten Ständehauses und die Errichtung eines Kunstgewerbemuseums, angenommen worden ist, nicht zweifle und mich deshalb jetzt schon verpflichte, bei der Übergabe und Auflassung des alten Ständehaus-Grundstücks an die Stadtgemeinde die von mir zugesagte Zuwendung im Betrage von Fünfhunderttausend Mark durch Zahlung an die Stadt-Haupt-Kasse zu machen.

Mit dem Ausdruck: „die Stadt erwirbt das bisherige Ständehaus zur ausschliesslichen Verwendung zu einem Kunstgewerbemuseum etc.“ habe ich nur sagen wollen, dass nicht Teile dieses Gebäudes vermietet oder zu anderen Zwecken verwendet werden sollen, ich bin aber damit einverstanden, dass das alte Ständehaus anderweitig verwendet oder verwertet wird, wenn einst von der Stadtgemeinde ein grösseres Gebäude errichtet oder an anderer Stelle für die jetzt vereinigten Museen hergegeben werden sollte.

Wenn ferner meine Voraussetzung, dass der Verein für das Museum schlesischer Altertümer zu der Stadt in dasselbe Verhältnis tritt, in dem er jetzt zur Provinz steht, Bedenken erregt hat, so konstatiere ich, dass damit die Auflösung des Vertrages zwischen dem Kuratorium des Museums der bildenden Künste und dem Verein für das Museum schlesischer Altertümer vom 29. Januar 1895 und der Übergang der für die Provinz übernommenen Verpflichtungen an die Stadtgemeinde gemeint ist, dass ich aber die Freiheit der städtischen Behörden in der künftigen bestmöglichen Ordnung und Verwaltung beider Museen nicht habe beschränken wollen.

Einem sehr geehrten Magistrat

ergebenster

(gez.:) Heinrich von Korn.

Wegen Überführung der zur Zeit im Museum schlesischer Altertümer hierselbst untergebrachten, der hiesigen Universität gehörigen Sammlung germanisch-slawischer Grab-Altertümer, sowie christlicher und moderner Kunstgegenstände und moderner Münzen in das zu errichtende Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertum hierselbst, wird zwischen dem Kurator der Königlichen Universität Breslau namens der letzteren einerseits und dem Magistrat zu Breslau namens der Stadtgemeinde Breslau andererseits folgender Vertrag abgeschlossen.

§ 1. Die zur Zeit in dem Museum schlesischer Altertümer befindliche, der Königlichen Universität zu Breslau gehörige und auf Grund des Vertrages vom 26. April (10. Oktober) 1862 dem schlesischen Altertums-



Verein übergebene Sammlung germanisch-slawischer Grab-Altertümer sowie christlicher und moderner Kunst-Altertümer und moderner Münzen samt den dazu gehörigen Utensilien und Katalogen wird nach Fertigstellung des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertum in dasselbe überführt und an die Stadtgemeinde Breslau unter Vorbehalt des der Königlichen Universität zustehenden Eigentums übergeben.

§ 2. Die Königliche Universität ist zu jeder Zeit berechtigt, die Rückgewähr der ganzen Sammlung oder einzelner Teile derselben zu fordern.

§ 3. Die Stadtgemeinde Breslau hat die Rechte und Pflichten eines Verwesers in Gemässheit der in den §§ 9 ff., Titel 14, Teil I Allgemeinen Landrechts enthaltenen Bestimmungen. Ihr liegt die Sorge für die Konservierung, Anordnung und Aufstellung der Sammlung ob.

§ 4. Dozenten, Studierende und Beamte der hiesigen Königlichen Universität geniessen unentgeltlichen Eintritt. Den Lehrern der hiesigen Universität steht ausserdem die Benutzung der Sammlung für etwaige Vorlesungen frei.

§ 5. Die Translozierung der Sammlung in ein anderes Gebäude oder die Vornahme grösserer Veränderungen an der Sammlung z. B. Restauration etc. sind nur mit Genehmigung des Universitäts-Kurators zulässig.

§ 6. Ein auf Vorschlag des akademischen Senats von dem Universitäts-Kurator zu ernennender Professor der hiesigen Universität erhält Sitz und Stimme in der Verwaltungs-Deputation des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer.

Breslau, den 10. Dezember 1898.
(L. S.)
Der Magistrat hiesiger Königlichen Haupt- und Residenzstadt.
(gez.:) G. Bender. Milch.

Breslau, den 3. Dezember 1898.
(L. S.)
Der Universitäts-Kurator.
In Vertretung.
(gez.:) v. Haugwitz.





Radierung von H. Wolff [illegible] von Wetteroth, München

[illegible] sowie [illegible] Universität [illegible] Statuten [illegible] Universität zu [illegible]

§ [illegible] die [illegible] der ganzen [illegible] selbe [illegible]

§ [illegible] in den [illegible] Bestimmungen [illegible] Anordnungen [illegible]

§ 4. [illegible] Universität [illegible]

§ 5. [illegible] Universitäts-Kuratoriums [illegible]

§ 6. [illegible] von dem Universitäts-Kurator zu ernennende Professor [illegible] des Verwaltungs-[illegible] der Schlesischen [illegible]

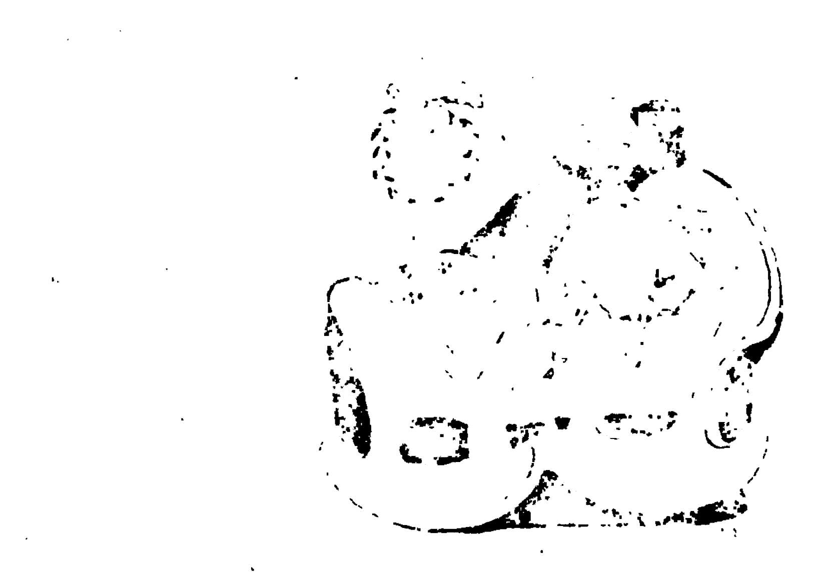
Breslau, den [illegible]

Breslau, den 3. Dezember 189[illegible].

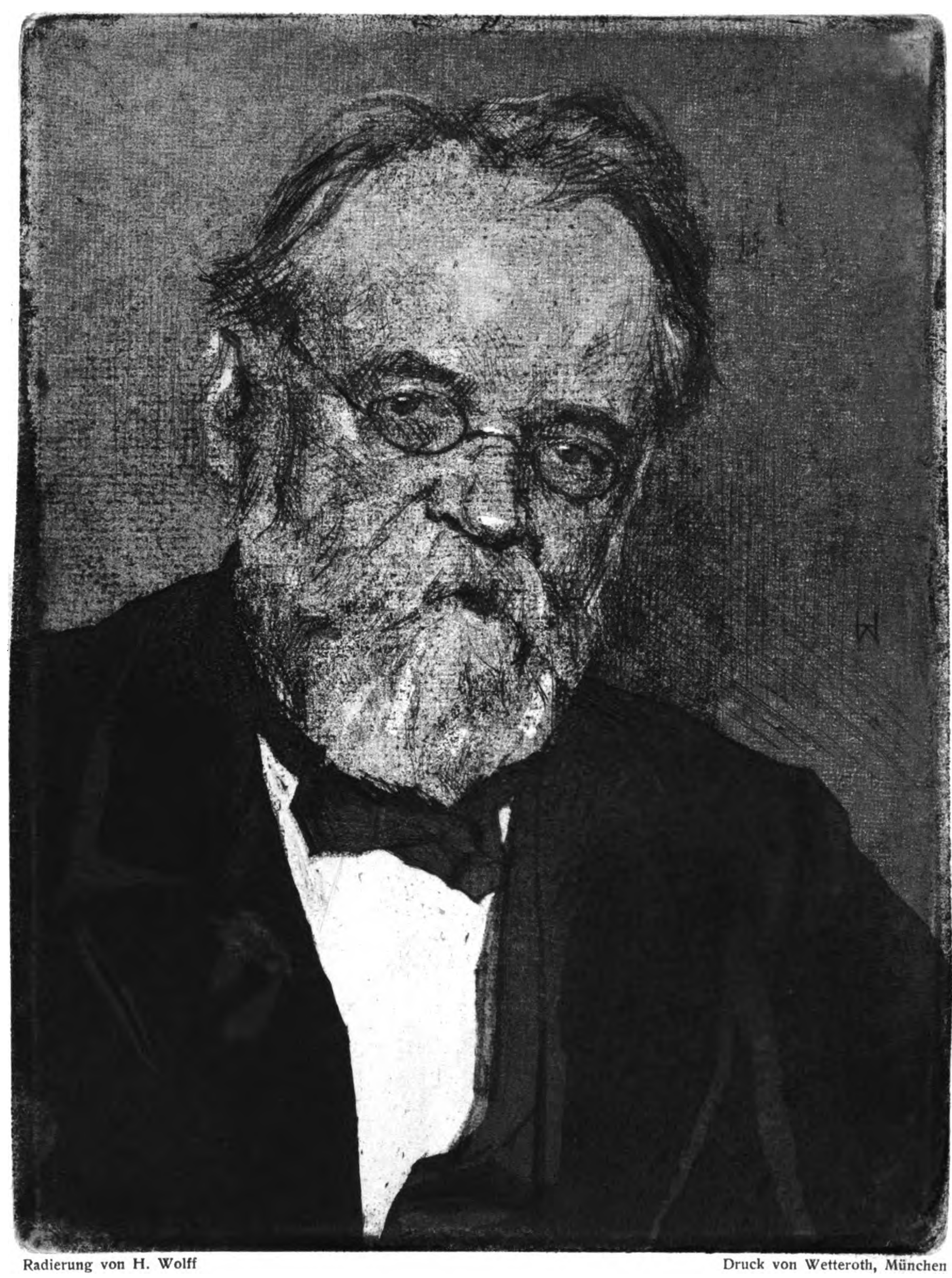
Der Universitäts-[illegible]

In Vertretung

(gez.) [illegible]

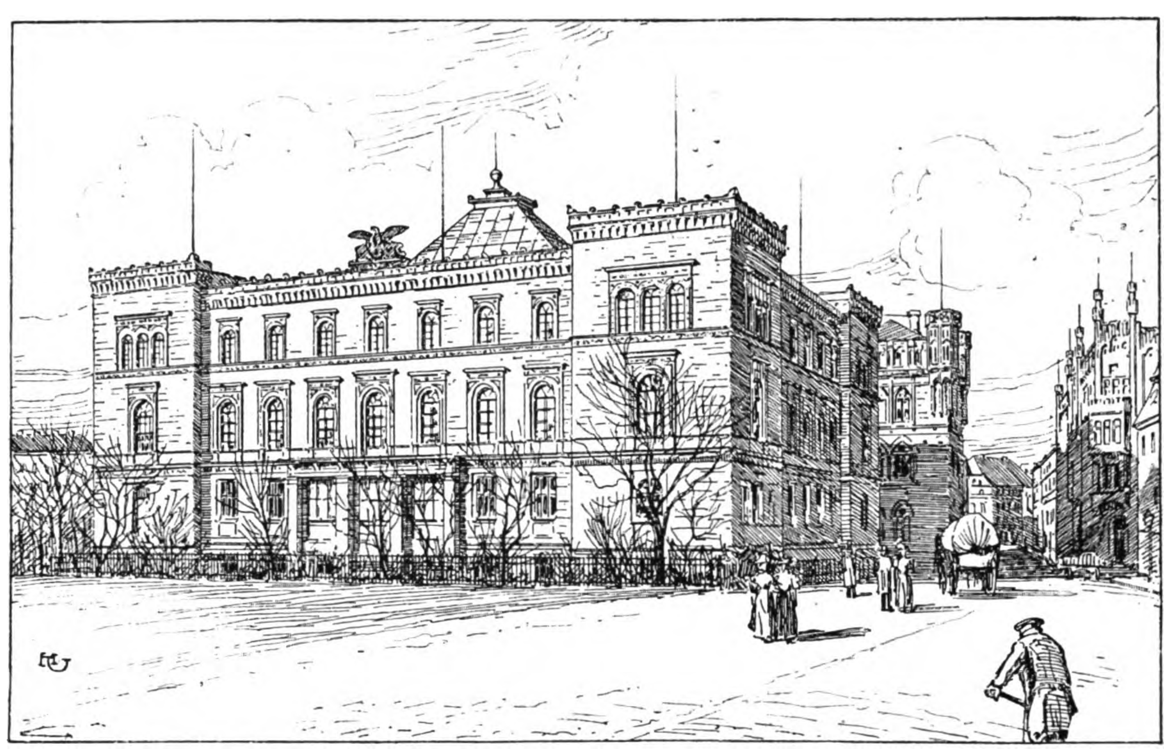


TAFEL III



Radierung von H. Wolff

Druck von Wetteroth, München



Gartenansicht des schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer

DAS MUSEUMSGEBÄUDE

Mit der hochherzigen Schenkung des Stadtältesten Dr. v. Korn, die der Stadt Breslau die lang ersehnte Gründung eines Kunstgewerbemuseums ermöglichte, war die Bedingung verknüpft, dass sie zu diesem Zwecke das ehemalige Ständehaus der Provinz Schlesien ankaufe und umbaue. Die Lage dieses Gebäudes an dem grossen Exerzierplatze, den ausser ihm noch das königliche Schloss, das Stadttheater und Gouvernements-Gebäude umgeben, unweit der wichtigsten Verkehrsader von Breslau und inmitten eines verkehrsreichen Stadtteiles, ist die denkbar günstigste für ein Kunstgewerbemuseum, wenigstens wenn man die anderen Plätze vergleicht, an die man in den verschiedenen Unterhandlungen, die der Gründung des Museums vorausgingen, gedacht hatte, das Ohlauufer, die Teichäcker, die Gasanstalt II, die Matthiasinsel, die eine Verlegung des Institutes aus dem Zentrum der Stadt erfordert hätten.

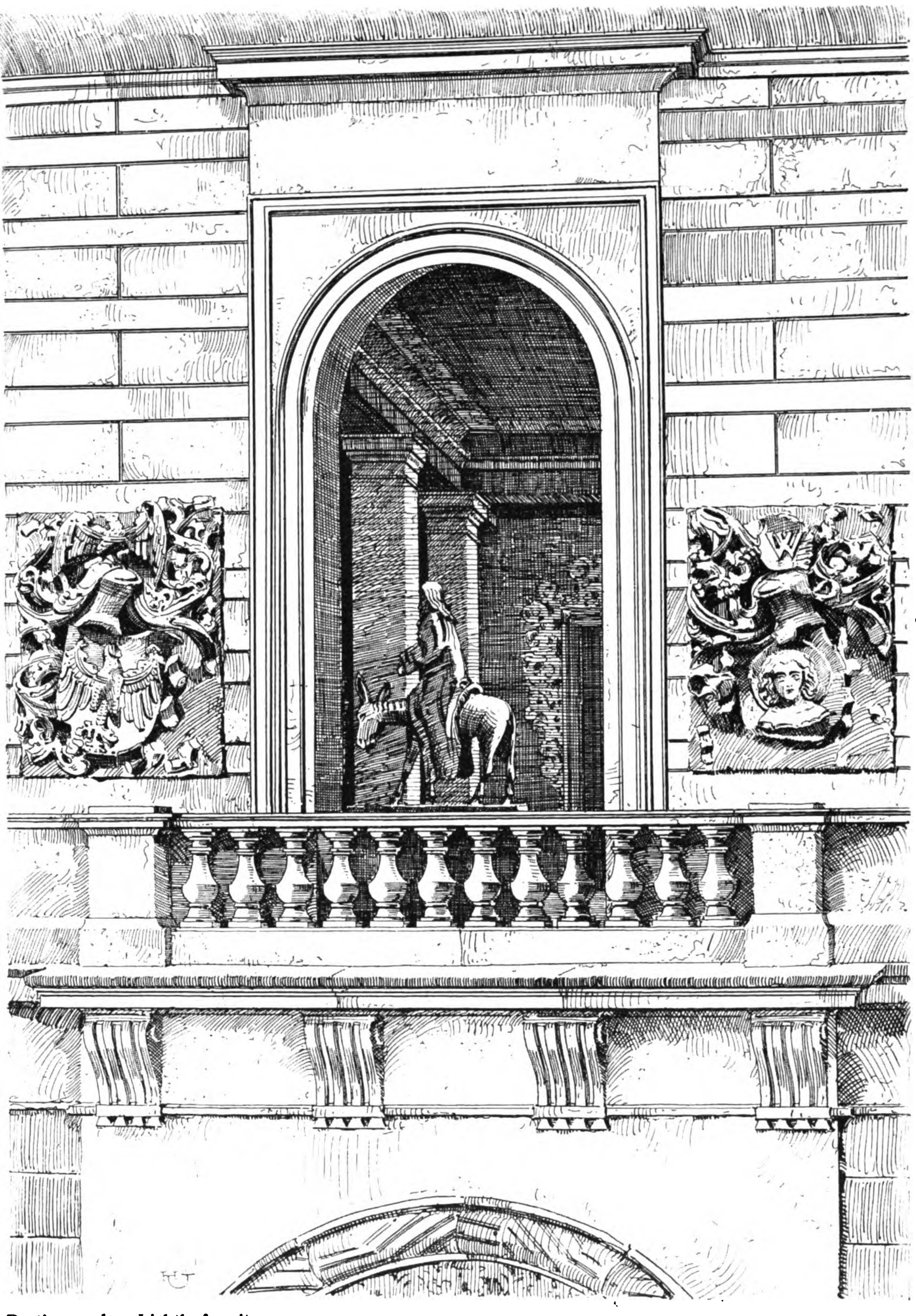
Das ehemalige Ständehaus ist ein schlichter, nüchterner Bau aus den 40er Jahren unseres Jahrhunderts, das Werk eines unbekannten Architekten. Die Wahl eines vorhandenen Gebäudes, das in allen wesentlichen Bestandteilen erhalten bleiben sollte, ergab von vornherein die Unmöglichkeit, allen Bedürfnissen eines Museums gerecht zu werden.

Aber wenn schon die Verhältnisse einen Neubau ausschlossen, war es noch das Beste, dass der Umbau ein Gebäude betraf, das einerseits früher schon öffentlichen Zwecken gedient hatte, also eine ganze Reihe von Voraussetzungen für ein Museum erfüllte, anderseits anspruchslos genug war, einschneidende Veränderungen zu vertragen.

Die Feststellung der Gesichtspunkte für die Umgestaltung war einer Baukommission übertragen, die aus den Herren Oberbürgermeister Bender, Geheimrat Dr. Grempler, Baumeister Heintze, Stadtältester v. Korn, Geheimrat Dr. Neisser, Baurat Plüddemann, Ratsmaurermeister Simon I und Geheimrat Dr. Websky bestand. Die Ausführung lag in den Händen des Herrn Bauinspektors Friese unter Oberleitung des Herrn Baurates Plüddemann. Zwei Punkte waren bei der Adaptierung in erster Linie zu beachten. Einmal galt es, die vorhandenen Räume so herzurichten, dass sie für Museumszwecke wirklich brauchbar wurden, d. h. kleinere Zimmer durch Entfernung von Zwischenwänden zu grösseren umzugestalten und vor allem ausreichende Beleuchtung überall dort zu schaffen, wo sie nur mangelhaft oder wenigstens für Ausstellungszwecke in ungenügendem Masse vorhanden war. Anderseits war es notwendig, die Anzahl der Räume für Sammlungen zu vergrössern. So wurde in höchst dankenswerter und glücklicher Weise ein Teil des Kellergeschosses in helle, grosse Ausstellungssäle verwandelt. Hier wie im Erdgeschoss erhielten die Fenster Spiegelscheiben ohne jede Sprossenteilung. Daneben gingen andere Änderungen, die die Brauchbarkeit des Gebäudes wesentlich erhöhten. Der früher an der Ostseite vorhandene Haupteingang wurde, weil er nicht an offener Strasse lag, samt der daran stossenden Einfahrtshalle aufgegeben, deren Fussboden auf die Höhe des Erdgeschosses gehoben und unterkellert. Hierdurch wurde die frühere, sehr störende Trennung des Erdgeschosses durch die ehemalige Durchfahrt beseitigt. Jetzt liegt der Haupteingang an der Graupenstrasse und führt unmittelbar in den mit einem doppelten Glasdach versehenen Lichthof. Eine weitere Lebensfrage für das Museum wurde dadurch in befriedigender Weise gelöst, dass im ersten Stockwerke, das nur Sammlungsräume enthält, ein vollständiger Rundgang ermöglicht ist.

Besondere Sorgfalt wendete die Bauleitung auch den Einrichtungen für die Beheizung und Beleuchtung des Gebäudes zu. Das Kellergeschoss wird durch Warmwasserheizung erwärmt, alle übrigen Räume, einschliesslich der Treppenhäuser und des Lichthofes, haben Dampf-Niederdruck-Heizung erhalten. Die vorhandene Gasbeleuchtung wurde entfernt und durch elektrische Beleuchtung ersetzt. Sie ist nicht nur im Lichthofe, den Treppenhäusern, der Bibliothek, den Büreauräumen und den Sälen für wechselnde Ausstellungen im zweiten Stockwerke eingeführt, sondern auch in den eigentlichen Sammlungsräumen, hier allerdings zunächst nur als Notbeleuchtung, so dass unser ganzes Museum ohne Schwierigkeit auch dem Abendbesuche geöffnet werden kann. Das wird ja auch geschehen, sobald das Bedürfnis dafür rege wird.

Im Juli 1897 war mit dem Umbau begonnen worden, anfangs 1899 war er vollendet. Die Museumsdirektion konnte dann an die innere Einrichtung schreiten. Die Stadt stellte aus direkten Zuschüssen und aus dem Fond von 100000 Mark, den der Schlesische Zentral-Gewerbeverein gestiftet hatte, hinreichende Mittel zur Verfügung, um eine würdige, allen



Partie aus dem Lichthofe mit
Blick in das Treppenhaus

modernen Anforderungen entsprechende Aufstellung der Sammlungen zu erzielen. Eine Kommission, bestehend aus den Herren Baurat Plüddemann, Bauinspektor Friese und Dr. Seger hatte dafür auf einer Studienreise in vielen anderen Anstalten wertvolle Erfahrungen gesammelt, die der endgültigen Beschlussfassung und Ausführung zu gute kamen. Die Zeit, die nach der Ernennung des 1. Direktors für die Einrichtungsarbeiten des ganzen Hauses bis zu seiner Eröffnung zur Verfügung stand, war sehr knapp bemessen, um so mehr ist die Direktion verpflichtet, dankbar anzuerkennen, dass Herr Bauinspektor Friese alle unsere von Tag zu Tag sich häufenden Wünsche in unverdrossener Liebenswürdigkeit erfüllte und dass die Möbelfabrik der Gebrüder Bauer, die den grössten Teil der Tischlerarbeiten auszuführen hatte, ihren Verpflichtungen mit grösster Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit nachkam.

Alles in Allem genommen, braucht man nicht sonderlich darüber zu klagen, dass das schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer keinen Prachtbau erhalten hat. Das ehemalige Ständehaus macht nach dem Umbau im Innern einen behaglichen, intimen Eindruck. Der Lichthof, dessen Wände interessante Grabsteine, architektonische Fragmente, Steinreliefs, Wappen und Gemälde schmücken, ist ein stimmungsvoller Raum geworden, das Treppenhaus wirkt namentlich bei elektrischer Beleuchtung mit den goldschimmernden gotischen Holzskulpturen und den grossen Teppichen und Gobelins, die hier dekorative Aufstellung gefunden haben, imposant und malerisch und beim Durchschreiten der Sammlungs- und Ausstellungsräume vom Kellergeschoss an bis zum 2. Stockwerk empfindet man es als eine Wohlthat, dass nirgends eine aufdringliche Ausstattung den Blick von dem Inhalte der Räume ablenkt. Nur einen Mangel konnte der Umbau nicht gutmachen, das ist, dass die Haupttreppe zum ersten Stockwerke keine unmittelbare Fortsetzung und Fortführung in das 2. Stockwerk hat. Dem Besucher wird dadurch die Orientierung in dem Gebäude nicht gerade erleichtert. Hoffentlich wird die Zukunft auch diesem Übelstand abhelfen, wenn das Museum eine Vergrösserung erfährt. Trotzdem es für die Sammlungen und wechselnde Ausstellungen nicht weniger als 29 Räume besitzt, fängt es jetzt schon an, da und dort sich beengt zu fühlen. Die nächste jetzt schon geplante Raumvermehrung ergiebt sich im Innern des Gebäudes durch eine Unterteilung des grossen, gegenwärtig durch zwei Stockwerke gehenden ehemaligen Ständesaales, durch die im 2. Geschosse neue Räume gewonnen würden. Wenn auch danach die Platzfrage aufs neue brennend wird, bietet sich das Gartenareal des Museums zu ausgiebiger Vergrösserung des Gebäudes dar.





Teil eines Barettschmuckes aus Gold mit Steinen, 16. Jahrhundert

ÜBERBLICK ÜBER DIE SAMMLUNGEN

Kein deutsches Kunstgewerbemuseum besitzt so mannigfache, verschiedenartige Sammlungen wie das Breslauer. In anderen, selbst kleineren Städten, bilden die entsprechenden Gruppen den Inhalt mehrerer Museen. Und wäre es schon in den 70er oder 80er Jahren des 19. Jahrhundertes in Breslau zur Gründung eines Kunstgewerbemuseums gekommen, hätte man gewiss aus den Sammlungen des Vereines für das Museum schlesischer Altertümer ganze Abteilungen nicht aufgenommen. Jetzt aber ist an die Stelle des ästhetischen Purismus, der in den Kunstgewerbemuseen lediglich Vorbilder für das zeitgenössische Schaffen in historischen oder technischen Entwicklungsreihen vorführte, die Anschauung zum Durchbruche gekommen, dass der Begriff dieser modernen Sammelstätten nicht zu eng gefasst werden dürfe, dass die Erzeugnisse des sogenannten Kunstgewerbes als Produkte bestimmter kultureller Bedingungen einen grösseren Rahmen vertragen, ja verlangen. Die grossen Kunstgewerbemuseen werden freilich aus zwingenden äusserlichen Gründen voraussichtlich bei der bisherigen Beschränkung ihrer Sammelthätigkeit beharren müssen. Die kleineren Anstalten jedoch, besonders die in den Provinzialhauptstädten, müssen ihre Bedeutung für die Volksbildung und die Wissenschaft vor allem darin suchen, dass sie von der früheren Kultur der engeren Heimat ein möglichst übersichtliches Bild geben. Es war daher für unser neugegründetes Museum nicht eine Last, sondern ein erwünschtes Glück, dass es von seinem Vorgänger, dem Museum schlesischer Altertümer, den ganzen Inhalt übernehmen konnte, alle sechs Hauptabteilungen seines Kataloges d. i. 1. die ur- und frühgeschichtliche (Grabaltertümer, Ansiedlungsreste), 2. die kirchliche (Bilder, Holzbildhauerei, Kirchengerät), 3. die ritterlich-militärische (Kriegs-, Jagd- und Scheibenwaffen, Uniformen), 4. die für bürgerliche oder häusliche Altertümer (Kunstgewerbliches, Kleidung, Musikalien, Gerichtsaltertümer etc.), 5. die architektonische (Bauteile und Grabsteine), 6. Siegel, Münzen, Abbildungen, Urkunden. — Alle diese Abteilungen waren grösstenteils aus Schlesien zusammengebracht, nicht schlesisches hatte man nur als Vergleichmaterial aufgenommen. Nur bei der vierten hatte man von dem Augen-

blicke an, wo in Breslau die Gründung eines Kunstgewerbemuseums in Aussicht stand, sich im grösseren Massstabe auch auf die Erwerbung auswärtiger Gegenstände verlegt.

Denn es war vorauszusehen, dass das zukünftige Kunstgewerbemuseum bei seiner Sammelthätigkeit nicht bei den Grenzen Schlesiens Halt machen würde. So sehr es den bodenständigen Charakter seiner Sammlungen betont und pflegen will, darf es nicht ausschliesslich Landesmuseum bleiben. Es ist durchaus verfehlt, von den Kunstgewerbemuseen in den Provinzialhauptstädten zu verlangen, dass sie sich für ihre Sammelthätigkeit einen geographischen oder chronologischen Ausschnitt aus der Einheit des alten Kunsthandwerkes zurechtstutzen sollen. Auch uns gehört die volle Welt, auch wir wollen von ihr ein Teil haben, um uns daran zu erfreuen und von ihm zu lernen, um herauszukommen aus aller Engheit und Beschränktheit des Kunstverständnisses. Und unser Kunsthandwerk verlangt erst recht solche Anregung und Erweiterung des Gesichtskreises. Es darf daher in unseren Sammlungen kein Höhepunkt in der Geschichte des Kunsthandwerkes fehlen von der Antike an bis zur Kunst Persiens, Chinas und Japans.

Das frühere Museum hatte als ein Altertumsmuseum eigentlich nur die Einteilung nach der Gebrauchsbestimmung der Gegenstände gekannt. In dem neuen Museum aber, das in erster Reihe ein Kunstinstitut ist, mussten sich die Sammlungen zu einer höheren Einheit zusammenschliessen. Einerseits sollte die Entwicklung des gesamten Kunstgewerbes dargestellt, anderseits ein Bild des früheren Kulturlebens unserer Provinz, gewissermassen das Milieu, in dem das Kunstgewerbe hier aufwuchs, gegeben werden. Dazu musste die Einteilung und Anordnung, wenn man von der prähistorischen Sammlung absieht, einen Höhen- und einen Querschnitt durch das ganze Material machen. Der Höhendurchschnitt ergiebt die Einteilung nach den Stilen, der Querdurchschnitt nach gegenständlichen Gruppen. In den letzteren werden bestimmte menschliche Einrichtungen und Sitten, wie z. B. das Zunftwesen, das Kriegswesen, Kleidung, Spiel, Musik etc. als solche zusammengefasst, mit allen ihren Äusserungen, ob sie nun einen künstlerischen Charakter an sich tragen oder nicht. Wie diese Gruppen gewisse Voraussetzungen und Grundlagen für die Entwicklung des Kunstgewerbes repräsentieren, hat eine weitere die Aufgabe, von dem Aussehen der wichtigsten Heimstätte der Kunst in unserer Provinz, der Physiognomie des alten Breslau, eine Vorstellung zu geben.

Die Raumverhältnisse des Museums gestatteten es, das System der Sammlungen in der Aufstellung scharf und deutlich zum Ausdruck zu bringen.

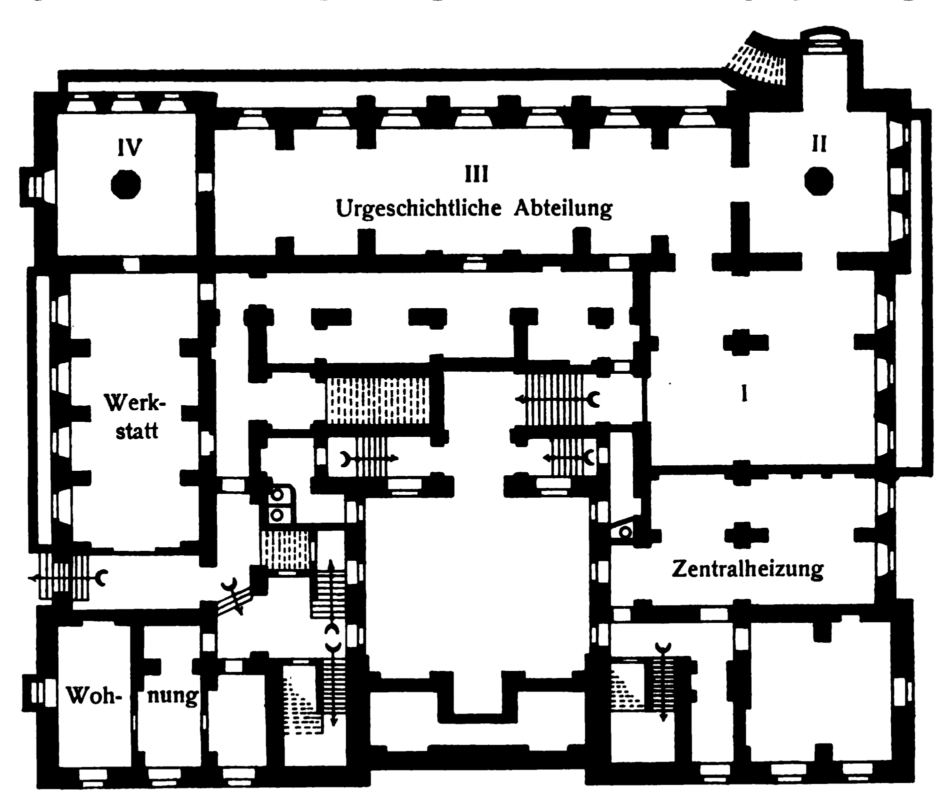
Das Kellergeschoss enthält	die urgeschichtliche Sammlung,
das Erdgeschoss	die kulturgeschichtliche Sammlung,
das I. Stockwerk	die Sammlung des alten Kunstgewerbes,
das II. Stockwerk	die Sammlung modernen Kunstgewerbes.



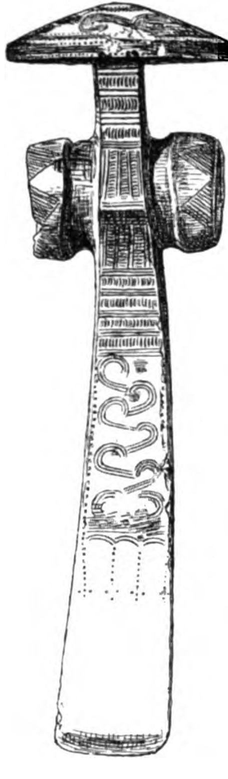
I. DIE URGESCHICHTLICHE SAMMLUNG

Gleich dem übrigen Ost-Deutschland tritt Schlesien sehr spät in die Geschichte ein. „Das ganze erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung," sagt Grünhagen, „ist für unser Schlesien ein weisses unbeschriebenes Blatt." Dieses Blatt auszufüllen, und mehr noch, den Spuren des Menschen nachzugehen bis zu dem Zeitpunkt, wo er zuerst den Boden unserer Heimat betreten hat, ist die Aufgabe der Urgeschichtsforschung. Ihre Quellen sind die im Erdenschoss gefundenen Erzeugnisse der Menschenhand, ihre Archive die prähistorischen Sammlungen. Das Breslauer Museum ist die Zentral-Sammelstelle für alle schlesischen Funde. Ausserschlesische finden nur Aufnahme, soweit sie zur Erklärung der schlesischen wichtig sind.

Die urgeschichtliche Abteilung des Museums ist in vier Sälen des Kellergeschosses aufgestellt. Die Anordnung ist einerseits chronologisch, insofern die einzelnen Kulturperioden auseinandergehalten sind, anderseits topographisch, insofern innerhalb jeder Periode die landschaftliche Einteilung der Provinz in Regierungsbezirke, Kreise und Ortschaften durchgeführt ist. Obwohl der verfügbare Raum reichlich dreimal so gross ist wie der im alten Museum, so genügt er doch schon jetzt kaum zu einer übersichtlichen Aufstellung des Vorhandenen, geschweige denn zur Unterbringung umfänglicher Neu-



Grundriss des Kellergeschosses



erwerbungen. Es wird deshalb eine Zweiteilung der Sammlung beabsichtigt. Ausgestellt werden soll künftig nur eine Auswahl typischer Funde, die ohne durch eine übermässige Fülle zu verwirren, dem Laien ein klares Bild von der Entwicklung unserer vorgeschichtlichen Kultur zu verschaffen geeignet ist. Alles übrige wird zu Studienzwecken für Spezialforscher in Nebenräumen untergebracht werden.

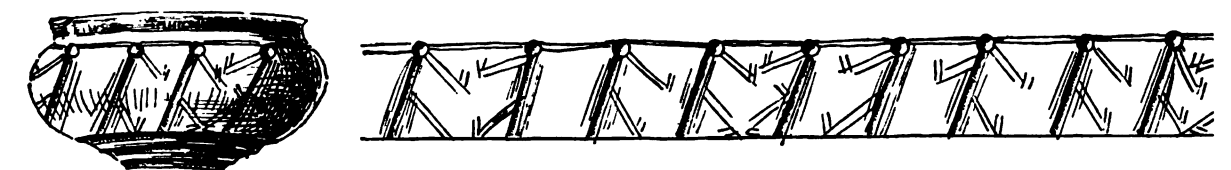
SAAL I. Das häufige Vorkommen diluvialer Tierreste in Schlesien legt die Vermutung nahe, dass auch der Mensch schon zur Quartärzeit eingewandert sei. In den Gebirgshöhlen und den Lösslagern des benachbarten Galiziens, Mährens und Böhmens haben sich zahlreiche Spuren seiner Anwesenheit bestehend in zerschlagenen und bearbeiteten Tierknochen und roh zugehauenen Feuerstein-Werkzeugen erhalten. Proben davon, die von den Ausgrabungen Ferdinand Roemers und O. Grubes bei dem galizischen Dorfe Ojcow und von den Mammutlagern bei Předmost in Mähren stammen, sind an der Eingangswand ausgestellt. Dort befinden sich auch die bisher einzigen Beweisstücke für die Existenz des diluvialen Menschen in Schlesien: drei in einer Kiesgrube bei Mondschütz, Kreis Wohlau, gefundene Geweihstangen des Edelhirsches mit deutlichen Spuren der Bearbeitung.

Jahrtausende mögen dahingegangen sein, bis der Mensch sich in den Besitz der Kultur gesetzt hatte, die man als neolithisch bezeichnet.

Der Mensch der jüngeren Steinzeit war Fischer und Jäger, hielt sich Haustiere und trieb auch bereits einen primitiven Ackerbau. Seine Herdfeuer brannten in mulden- oder kesselförmigen Gruben, die man an ihrer Füllung mit dunkler, holzkohledurchsetzter Erde und allerlei Haushaltungsresten leicht erkennen kann. Solche Ansiedelungsplätze sind namentlich in der Gegend um Ratibor häufig beobachtet worden. Die ergiebigste Fundstelle liegt bei der Kolonie Ottitz (Wandschrank 3). Das Museum besitzt von dort ungeheure Mengen von Feuersteingeräten, wie Pfeilspitzen, Messer, Schaber, Sägen, Pfriemen, Äxte und beim Absprengen der Späne zurückgebliebene Kernstücke (nuclei). Offenbar hatte das natürliche Vorkommen des Feuersteins in jener Gegend ein Zentrum der Fabrikation entstehen lassen. Dass man aber das Rohmaterial auch schon auf dem Handelswege von weit her bezog, beweisen die gleichfalls aus Ottitz stammenden Obsidiangegenstände, einem Mineral, dessen nächster Fundort Nordungarn ist. Neben diesem auf Tafeln aufgereihten Kleingerät enthalten die Ansiedelungsfunde wuchtige Hämmer mit Schaftloch, rundliche Steine zum Zermalmen des Korns, Hacken aus Hirschhorn und Knochennadeln. Ein dicker Wirtel aus rotgebranntem Thon bezeugt, dass die Kunst des Spinnens geübt wurde; die Töpferei ist durch schalen- und becherförmige Gefässe vertreten. Einige davon tragen eigentümliche Verzierungen, deren Motiv eine in den weichen Thon eingedrückte Schnur bildet.

Eine bessere Vorstellung von der neolitischen Keramik geben jedoch die Grabfunde. Sie sind über die ganze Provinz verbreitet, am häufigsten jedoch in Mittelschlesien. Die allgemein übliche Bestattungsweise war die Beerdigung unverbrannter Leichen in hockender Lage. Als Beigaben dienten Thongefässe und Steinwaffen, ein Beweis, dass dem damaligen Menschen der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode nicht mehr fremd war. Die Gefässe sind von gefälliger Form und teilweise ausserordentlich reich verziert. Besonders schöne Beispiele enthalten die Funde von Woischwitz bei Breslau und Bschanz bei Dyhernfurth.

Die Mehrzahl aller Steingeräte, die wir besitzen, sind einzeln ins Museum gelangt (Mittelschrank 4), wenn auch gewiss viele davon als Grabbeigaben aufzufassen sind, deren Begleitstücke von den Findern nicht beachtet wurden. Unter ihnen befinden sich einige Stücke, die durch grosse technische Vollendung Interesse erregen, wie der Serpentinhammer aus Leimerwitz, Kreis Leobschütz, der auf drei Seiten mit



parallelen und sich kreuzenden Furchen verziert ist, gleichsam zur Andeutung der Schnur, womit das Werkzeug am Holzstiele befestigt wurde. Andre Stücke sind durch ihr Material merkwürdig. So ein bei Deutsch-Breile, Kreis Brieg, gefundenes Beil aus schlesischem Nephrit, jenem wegen seiner Härte und Zähigkeit in der metalllosen Zeit hochgeschätzten Mineral, für das man bis zur Entdeckung der Jordansmühler Nephritbrüche keine europäische Bezugsquelle ausfindig gemacht hat. Noch seltener ist ein kleines schwarzes Beil aus Chloromelanit, gefunden an der schlesisch-posenschen Grenze bei Zmyslona, Kreis Kempen. Dieses Gestein ist bisher überhaupt nur in bearbeiteten Stücken bekannt.

Gegen das Ende der Steinzeit lernt der Mensch als erstes Metall das in gediegenem Zustande vorkommende Kupfer kennen. In Gräbern von sonst durchaus neolithischem Gepräge, wie z. B. denen von Jordansmühl, Kreis Nimptsch, und Ottwitz, Kreis Strehlen, hat man neben Stein- und Knochengeräten auch solche aus gehämmertem Kupfer gefunden (Fenster-Schaukasten 5). Die kupfernen Beile aus Frömsdorf und Nieder-Kunzendorf, Kreis Münsterberg, und Krehlau, Kreis Wohlau, sind in ihrer Form sichtlich den entsprechenden Steinwerkzeugen nachgebildet. Immerhin sind Gegenstände aus reinem Kupfer so selten, dass dessen Verwendung auf eine verhältnismässig kurze Übergangszeit beschränkt gewesen sein muss. Vom Orient her nahm die Bronze ihren Siegeslauf über die alte Welt, um durch ein Jahrtausend die Herrschaft zu behaupten. Mittelpunkte der Bronzekultur in Mittel- und Nordeuropa waren die Schweiz, Ungarn und Skandinavien. Manche von den schlesischen Bronzen tragen die Kennzeichen des Imports. Hierher gehören z. B. (Fenster-Schaukasten 6) das prächtige Schwert aus Jägerndorf, Kreis Brieg, die beiden Axthämmer aus Rosenthal, Kreis Schweidnitz, und Gleinau, Kreis Wohlau (Abb. auf S. 40), und die grosse Schweidnitzer Brustspange, eines der stattlichsten Stücke seiner Art. Alle diese Geräte sind mit sehr feinen eingepunzten Mustern bedeckt und meist durch eine schöne blaugrüne Patina ausgezeichnet. Gleichzeitig mit der Bronze wird auch das Gold zu Schmuckzwecken in Form von Drahtgewinden verwendet. Beispiele sind die Armspiralen aus Halbendorf bei Oppeln und die beiden seltsam geformten Fingerringe aus Tschanschwitz, Kreis Strehlen, die vielleicht zum Schutze des Daumenmuskels beim Abschnellen der Bogensehne getragen wurden.

Eine Eigentümlichkeit der Bronzezeit sind die Schatzfunde (Mittelschrank 7). Man findet im Erdboden oder im Moor versenkt mitunter grössere Mengen bronzener Gerätschaften wie Beile, Sicheln, Lanzenspitzen und Ringe, die der einstige Besitzer wohl in Zeiten der Gefahr oder als Weihgaben verborgen haben mag. Dergleichen Massenfunde besitzt das Museum über dreissig. Einer der interessantesten ist der von Lorzendorf, Kreis Namslau. Er enthält 3 gerippte Eimer mit Doppelhenkeln, 2 Pferdegebisse, 2 kunstvoll gearbeitete Ketten, 44 sternförmige und 6 andere Riemenbeschläge und 3 grosse hohle Ringe. Die Heimat dieser Dinge ist in Italien zu suchen, ihre Entstehungszeit etwa das die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. Südlichen Ursprungs sind auch der schöne Kessel aus Sulau und der merkwürdige, mit Vogelfiguren besetzte Wagen aus Oberkehle (Abb. S. 42), in dem man wohl mit Recht ein Kultusgerät erblickt hat.

SAAL 1, 2 und 3. Mit den zuletzt erwähnten Gegenständen eines südländischen Imports sind wir eigentlich schon aus dem Bereich der reinen Bronzekultur herausgetreten in den der sogen. Hallstattkultur, in der neben der Bronze auch das Eisen eine Rolle zu spielen beginnt. Eine scharfe Trennung zwischen der Bronze- und der Hallstattzeit ist jedoch bei den schlesischen Funden kaum durchführbar, am allerwenigsten bei den Gräberfeldern, die oft eine Jahrhunderte lange Benutzung und die Einwirkung der verschiedensten Kulturströmungen verraten. Die Einführung der Bronze hatte auch eine Änderung in der Sitte der Totenbestattung zur Folge. Nur vereinzelt, wie z. B. in Adamowitz (Mittelschrank 8), erhält sich die in der Steinzeit übliche Leichenbeerdigung. Sonst herrscht durchweg die Verbrennung. Die übrigbleibenden Gebeine wurden in einer Urne beigesetzt. Ringsherum stellte man kleinere Gefässe. Ausserdem gab man dem Toten mehr oder minder reichen Schmuck aus Bronze oder Eisen, auch Perlen aus Thon,

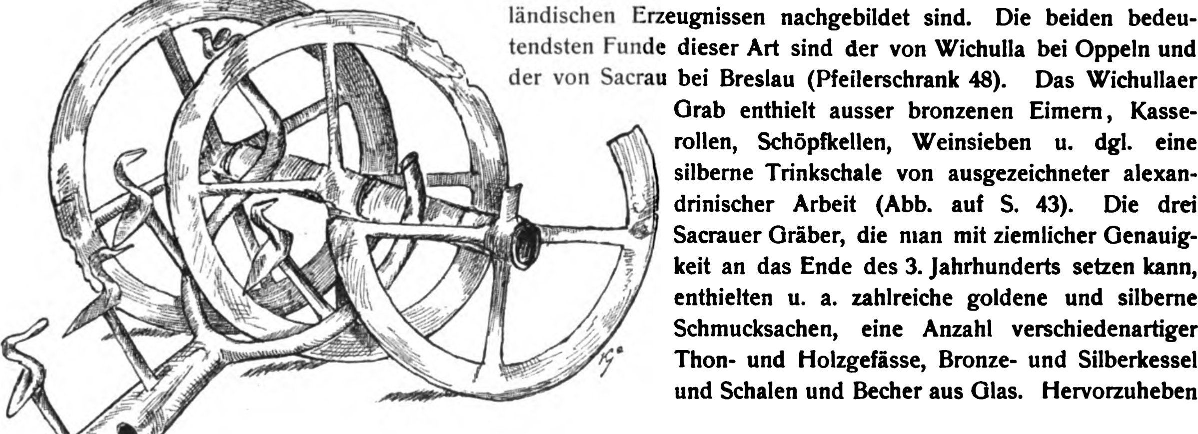
Glas oder Bernstein mit ins Grab. Von Waffen finden sich meist nur kleine Speerspitzen, sehr selten Schwerter. Nach der äusseren Anlage unterscheidet man Hügel- und Flachgräber. Jene findet man heute nur noch im Wald und Haideland, besonders am rechten Oderufer von Obernigk bis Deutsch-Wartenberg (Mittelschrank 9, Wandschrank 35). Flachgräberfelder sind dagegen mit Ausnahme des Gebirges fast bei jedem Dorfe nachweisbar. Auf einigen betrug die Zahl der Gräber bis zu 1000, ein Beweis, dass Schlesien damals schon recht dicht bevölkert war.

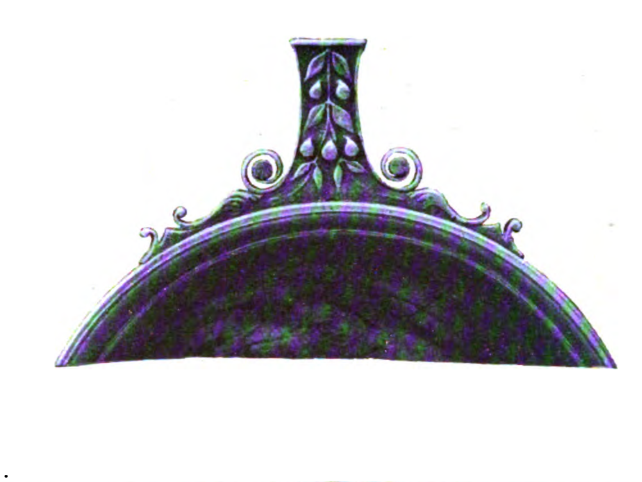
Den Hauptreichtum der schlesischen Urnenfriedhöfe bilden die Töpferwaren. Durchweg ohne Drehscheibe aus freier Hand geformt, sind sie von einer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit und bewunderungswerten Zierlichkeit. Die typische Form für die älteren Gräberfelder ist die Buckelurne, ein terrinen- oder krugartiges Gefäss, dessen Bauch mit 4—7 aus der Wandung herausgedrückten oder darauf aufgeklebten, der Frauenbrust nachgebildeten Vorsprüngen geziert ist. Beispiele enthalten die Funde von Gniechwitz, Kraika, Reppline und Peltschütz, Kreis Breslau (Wandschrank 22). An die Stelle der plastischen Verzierung tritt bei den späteren das Flächenornament. Die Muster sind meist geometrisch, wenn auch angenommen werden kann, dass ihnen ursprünglich technische oder Naturmotive zu Grunde gelegen haben. Zu den grössten Seltenheiten zählen Darstellungen von Tieren und Menschen. Ein solches Gefäss mit der Abbildung einer Hirschjagd zu Pferde und einem Bogenschützen ist in Lahse, Kreis Wohlau, gefunden worden (Pfeilerschrank 21).

Eine Besonderheit der schlesischen Gräberfelder sind die bemalten Thongefässe, meist kleinere Schalen oder Vasen mit gelblich-weisser oder rotbrauner Oberfläche, auf der die Ornamente in roter oder schwarzer Farbe aufgetragen sind. Sie haben jedenfalls nur zu sakralen Zwecken gedient, worauf auch das häufig angebrachte heilige Zeichen des Hakenkreuzes hindeutet. Reiche Ausbeute an bemalten Gefässen haben besonders die Gräberfelder von Karlsruh, Kreis Steinau, Dyhernfurth und Auras, Kreis Wohlau (Schränke 17, 18 und 21), Woischwitz, Gross-Tschansch und Weidenhof, Kreis Breslau, Strachwitz, Kreis Liegnitz, und Göllschau, Kreis Haynau, ergeben (Saal 3, Schränke 24—40).

Die Hallstattkultur wird in einem grossen Teile Mitteleuropas abgelöst durch die nach einem Fundort am Neuenburger See benannte La Tènekultur, deren Träger keltische Völker waren (Wandschrank 42). Die La Tèneperiode ist in Schlesien durch eine kleine Anzahl wohl charakterisierter Grabfunde vertreten, im Süden der Provinz durch Skelettgräber mit einem Inventar, das auf Beziehungen zu Böhmen, im Norden durch Steinkistengräber mit Gesichtsurnen und gesichtsurnenähnlichen Gefässen, die auf Beziehungen zu den Weichselländern hinweisen; ausserdem durch über die ganze Provinz verstreute Funde die in näherem Zusammenhange teils mit den Urnenfriedhöfen der Hallstattzeit, teils mit den Funden der römischen Kaiserzeit stehen und die Verbindung zwischen beiden vermitteln.

SAAL 4. Um die Wende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung beginnt der römische Welthandel auch Schlesien in seinen Bereich zu ziehen. Die Nachrichten der alten Geographen über die von Carnuntum nach der baltischen Küste führende Bernsteinstrasse werden durch die Funde in glücklichster Weise ergänzt. In den Gräbern dieser Zeit findet man vielfach Gegenstände, die entweder direkt aus Italien und den römischen Provinzen eingeführt oder den fremdländischen Erzeugnissen nachgebildet sind. Die beiden bedeutendsten Funde dieser Art sind der von Wichulla bei Oppeln und der von Sacrau bei Breslau (Pfeilerschrank 48). Das Wichullaer Grab enthielt ausser bronzenen Eimern, Kasserollen, Schöpfkellen, Weinsieben u. dgl. eine silberne Trinkschale von ausgezeichneter alexandrinischer Arbeit (Abb. auf S. 43). Die drei Sacrauer Gräber, die man mit ziemlicher Genauigkeit an das Ende des 3. Jahrhunderts setzen kann, enthielten u. a. zahlreiche goldene und silberne Schmucksachen, eine Anzahl verschiedenartiger Thon- und Holzgefässe, Bronze- und Silberkessel und Schalen und Becher aus Glas. Hervorzuheben









Antike Silberschale aus
der hellenistisch-römischen Zeit Wichulla, Kreis Oppeln

ist noch der über 1 m hohe bronzene Vierfuss, dessen vier senkrechte mit Bacchus- und Pantherköpfen verzierte Hauptstäbe durch dünne Schienen so verbunden sind, dass er je nach der Grösse des oben eingehängten Gefässes enger oder weiter gestellt werden kann.

In der Völkerwanderungszeit, die nur durch ganz vereinzelte Fundstücke wie den Goldring von Ransern und eine Bronzefibel mit tierkopfartigem Fussansatz aus Gurtsch, Kreis Strehlen, vertreten ist, hörten nicht bloss die bisherigen Handelsbeziehungen auf, sondern es trat auch eine nahezu völlige Verödung des Landes ein. Die germanischen Bewohner zogen in die Ferne und die slavischen Nachbarn rückten nur sehr allmählich in die verlassenen Gebiete ein. Aus der Zeit der slavischen Besiedlung stammen zum grössten Teil die Burgwälle oder Schwedenschanzen (Wandschrank 49 und 50). Ausgrabungen auf diesen haben grosse Mengen von Scherben hartgebrannten und auf der Drehscheibe geformten Geschirrs, ferner Spinnwirtel, Stein-, Knochen- und Horngeräte zu Tage gefördert. Die Gräber dieser Zeit sind meist reihenförmig angelegt und enthalten die Toten unverbrannt. Die Beigaben bestehen in Thongefässen derselben Art wie die in den Burgwällen gefundenen, in kleinen eisernen Messern und in Schmuckgegenständen, unter denen die sogenannten Schläfenringe mit S-förmigem Ende besonders charakteristisch sind. Endlich fallen in diese Zeit noch die aus silbernen Münzen und Schmucksachen bestehenden arabischen Hacksilberfunde (Fensterschaukasten 51), welche den Beweis liefern, dass damals ein lebhafter Handel zwischen dem Orient und dem Norden betrieben wurde.

Mit den Nachbildungen der Steinskulpturen auf dem Zobtenberge und zwei dort gefundenen gravierten Bronzeschalen (Fensterschaukasten 52) treten wir bereits in die Zeit der Christianisierung Schlesiens, womit die Urgeschichte ihr Ende erreicht.

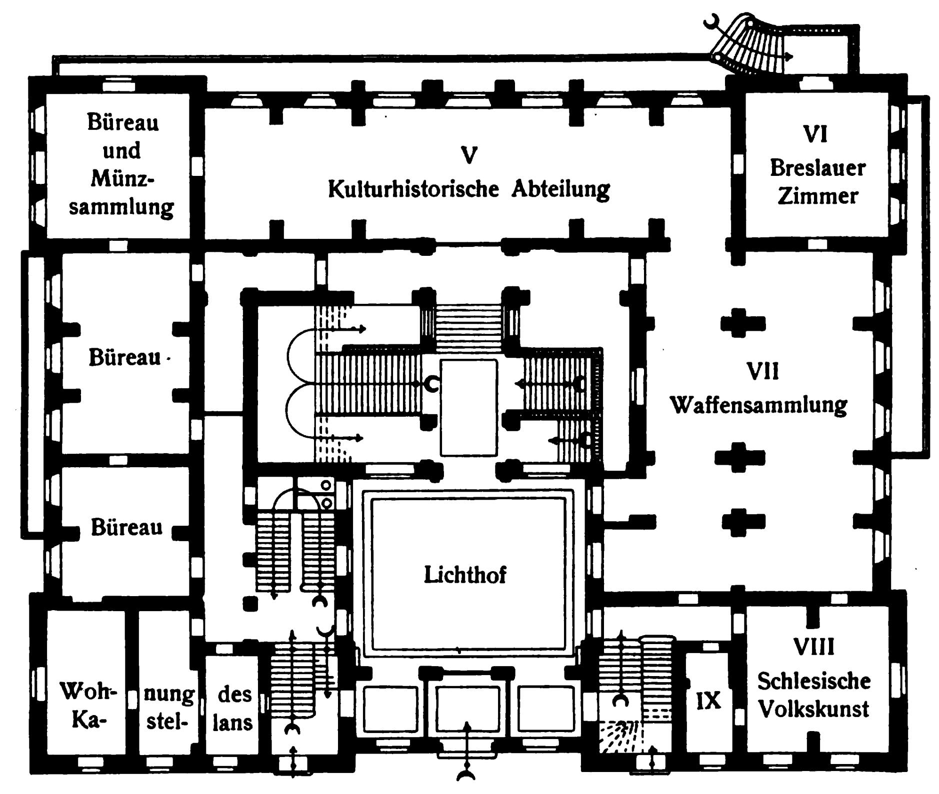
II. DIE KULTURGESCHICHTLICHE SAMMLUNG

SAAL V. Der siebenfenstrige Hauptsaal ist durch Pfeiler- und Bogenstellungen in fünf Einzelräume gegliedert, die ebensovielen Gruppen von Sammlungsstücken zur Aufnahme dienen. Der erste enthält Innungs-Altertümer. Es besteht die Absicht, ihn sobald sich Gelegenheit zur Erwerbung einer passenden Vertäfelung bietet, als Zunftstube im Stil des 16. Jahrhunderts auszugestalten. Vorläufig musste man sich damit begnügen, die Wände mit Bänken und Bordbrettern zu umgeben, auf denen die Urkundenladen, Willkommen und Meisterstücke aufgestellt sind. Dazwischen hängen eingerahmte Lehrbriefe, Privilegien und Innungsartikel, ganz oben die teils in Silber oder Kupfer getriebenen, teils in Reliefstickerei gearbeiteten Sargschilde, die bei Beerdigungen von Innungsangehörigen gebraucht wurden. Im Fenster-Schaukasten haben die Petschafte der verschiedenen Mittel Platz gefunden. Von besonderem Interesse sind durch ihr Alter und ihre kunstvollen Gravierungen die drei gewaltigen Zinnkannen der Breslauer Bäcker von 1497, der Breslauer Seiler von 1511 und der Löwenberger Tuchknappen von 1525.

Der nächste Raum umfasst trachtengeschichtliche und hauswirtschaftliche Geräte wie Stöcke, Tabakspfeifen, Dosen, Feuerzeuge, Schreibutensilien, Beleuchtungsgegenstände, Fächer, Riechbüchschen, Damentaschen, Kinderspielzeug, Modelle u. a. m. Einzeln genommen bedeuten diese Dinge ja nur wenig, systematisch gesammelt und zu ganzen Entwicklungsreihen zusammengestellt können sie aber von grossem kulturgeschichtlichen Interesse werden. Und wenn hierzu auch bis jetzt nur der erste Anfang gemacht ist, so bedarf es doch erfahrungsgemäss gerade auf solchen Gebieten nur der Aufstellung des leitenden Gesichtspunktes, um rasch zu relativer Vollständigkeit zu gelangen.

Männer- und Frauenkostüme bilden die folgende Gruppe. Gut vertreten ist die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts und die Empirezeit. Auf die Erlangung älterer Originalkostüme ist bei deren ausserordentlicher Seltenheit kaum zu rechnen. Einen gewissen Ersatz bieten zeitgenössische Porträts, wie ihrer einige an den Wänden aufgehängt sind. Dagegen wird zu versuchen sein, die Reihe nach unten hin zu vervollständigen. Die Frage, ob Beispiele der wechselnden Frauenmode der Gegenwart anzusammeln seien, hat bereits Brinckmann für das Hamburgische Museum aufgeworfen und dahin beantwortet, dass eine solche Sammlung schon nach wenigen Jahrzehnten von erheblichem Werte sein würde.

Von den Kostümen gelangen wir zu den Musikinstrumenten. Wiewohl sich darunter manches interessante Stück befindet, wie die mit zarten Elfenbeinarabesken eingelegten Lauten des 16. Jahrhunderts



Grundriss des Erdgeschosses

und das von Georg Baumgarten 1635 gebaute Clavicymbalum aus der Magdalenenbibliothek, so ist doch diese Sammlung der Vervollständigung recht bedürftig. Namentlich sind die Saiteninstrumente des 17. und 18. Jahrhunderts sehr schwach vertreten, was um so mehr zu bedauern ist, als die Geigenbauerkunst in Schlesien von jeher eine Pflegestätte gefunden hat. Da jedoch der Privatbesitz noch viele Stücke dieser Art bewahrt, so steht zu hoffen, dass die Zukunft jene Lücke ausfüllen werde.

In dem freistehenden Pultschrank des letzten Raumes liegen Karten und andere Spiele, Uhren und wissenschaftliche Instrumente. Von diesen Sammlungen gilt das von den trachtengeschichtlichen Geräten Gesagte. Die umgebenden Wände sind bedeckt mit bergmännischen und mit Rechtsaltertümern, und zwar haben die Strafwerkzeuge die linke, die Masse und Gewichte und die obrigkeitlichen Abzeichen die rechte Seite vom Ausgang eingenommen.

SAAL VI. Das Eckzimmer dient in erster Reihe zu wechselnden Ausstellungen von Breslauer Ansichten und Porträts, deren das Museum eine stattliche Sammlung besitzt.

Die Schränke enthalten Altertümer, an die sich besondere lokale Erinnerungen knüpfen, z. B. die vergoldeten Stadtthorschlüssel und das messingne Kruzifix von 1498, bei dem bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Breslauer den Bürgereid geschworen haben. Auf den Schautischen liegen Stammbücher, Gratulationskarten und Erinnerungsblätter aller Art. Endlich ist in diesem Zimmer ein Teil der vortrefflichen Sammlung von Original-Siegelstempeln ausgestellt.

Mit dem »Breslauer Zimmer« ist der bescheidene Anfang für eine Abteilung gemacht worden, deren systematische Ausgestaltung wir von der Zukunft erwarten. Wenn schon das Museum schlesischer Altertümer sich mit Recht angelegen sein liess, alle bemerkenswerten Ansichten aus Breslau zu sammeln, so hat unser Museum als städtisches Institut die Verpflichtung, auch das Museum für die Geschichte der Stadt Breslau zu werden, eine Verpflichtung, die unlöslich mit der kulturhistorischen Grundlage unseres Museums verknüpft ist. Die Physiognomie des alten Breslau, einer der interessantesten Städte Deutschlands, verändert sich in unseren Tagen mit rapider Schnelligkeit. Ihren malerischen Reiz auch für die Zukunft festzuhalten

ist eine ebenso dankbare als unabweisliche Aufgabe, zu der vor allem die Kunst herangezogen werden müsste, um nach und nach eine kleine, gewählte Galerie von Ölbildern und Aquarellen mit Breslauer Motiven zu schaffen.

SAAL VII enthält die Waffensammlung. Um ein bequemes Anordnen zu ermöglichen, sind die Wände bis zu 3 m Höhe mit olivgrünem Holz verkleidet worden. Eine ringsum laufende, 40 cm hohe Stufe dient zugleich als Stützpunkt für die Stangenwaffen und Gewehre und als Podium für Rüstungen, Geschütze und Trommeln. Eine Schwierigkeit ergab sich aus der bedeutenden Tiefe des Raumes, die den zurückliegenden Teilen nicht genug Licht bietet, und aus der vielfachen Unterbrechung der Wandflächen durch Pfeiler und Nischen. Nach dem einstimmigen Beifall aber, den die Aufstellung der Waffensammlung gefunden hat, scheint es, dass jene Übelstände der Gesamtwirkung keinen Eintrag gethan haben.

Die Waffensammlung des Museums ist nicht das Ergebnis einer planvollen Sammelthätigkeit, sondern zum weitaus grössten Teile durch zufällige Schenkungen und Vermächtnisse entstanden. Infolgedessen ist ihre Zusammensetzung sehr ungleich: während manche Typen unverhältnismässig stark vertreten sind, fehlen andre so gut wie völlig. Aufgabe der Zukunft ist es, sie so auszugestalten, dass der Beschauer einen Überblick über die Entwicklung zum wenigsten des deutschen Waffenwesens erhält. Das Bedürfnis hierzu ist auf Seiten des Publikums unzweifelhaft vorhanden, wie die fortwährenden Anfragen von Künstlern und Gewerbetreibenden nach Waffenstücken dieser oder jener Zeit und Art beweisen. Aber auch vom kunstgewerblichen Standpunkte wird die Wichtigkeit der Waffen immer mehr erkannt, weil bei ihnen „mehr als irgendwo der Gebrauchszweck formbestimmend erkennbar wird und hier alle dekorative Ausschmückung, so reich sie auch auftreten mag, sich unterordnen muss der Form, die bedingt ist durch den Zweck der Waffe, ihrem Träger zur Abwehr oder zum Angriff zu dienen". (Brinckmann.)

Die Aufstellung beginnt mit einer Folge von Typen, an welcher die Entwicklung der hauptsächlichsten Angriffswaffen, des Beiles, der Lanze und des Schwertes, von der Steinzeit bis zum frühen Mittelalter gezeigt wird. Die Zeit des 13.—15. Jahrhunderts ist durch eine Anzahl wertvoller Schwerter, Streitäxte, Bogen und Armrüste sowie durch eine Gruppe sogenannter Hussiten oder Bauernwaffen, d. s. Morgensterne und Kriegsflegel, dargestellt. Von Schutzwaffen dieser Zeit sind ausser einigen Helmen und Harnischteilen fünf hölzerne, mit Leder oder Leinwand überzogene Schilde zu erwähnen, deren Bemalung mit einem W und einem roten Kreuz im weissen Felde auf ihre Verwendung in den Kämpfen der Breslauer gegen die böhmischen Ketzer deutet.

Unter den Waffen des 16. Jahrhunderts fallen durch ihre Zahl und Grösse am meisten die mächtigen Zweihänder, durch die Pracht ihrer Ausstattung die aus dem Breslauer Ratsarchiv stammenden Schwerter, Dolche und Gürtel Herzog Friedrichs II. von Liegnitz und Brieg in die Augen (s. S. 4ff). Die zwölf Rüstungen, unter denen sich auch einige schön geäzte befinden, gehören der zweiten Hälfte des 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts an. Die Schusswaffen der ältesten Zeit werden durch mehrere Wallbüchsen und Mauerhaken mit Luntenschlössern vertreten. Das älteste der vorhandenen Geschütze ist eine bronzene Signalkanone von 1548. Hervorragend ist die Sammlung eingelegter Jagd- und Scheibenwaffen des 16. und 17. Jahrhunderts. Auch unter den Galadegen des 18. Jahrhunderts befinden sich Stücke von hohem Kunstwert. Besondere Gruppen umfassen die Kriegswaffen des 17. Jahrhunderts, der Zeit Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Grossen. Aus der Zeit der Befreiungskriege enthält die Sammlung nicht bloss die wichtigsten Waffen der preussischen und französischen Truppengattungen, sondern auch eine Auswahl gut erhaltener Uniformen und zahlreiche Erinnerungen, Flugblätter, Karikaturen, Porträts u. dgl. Den Beschluss machen die Waffen des 19. Jahrhunderts, insbesondere der drei grossen Kriege Wilhelms I.

SAAL VIII. Das letzte Zimmer der kulturgeschichtlichen Abteilung ist zur Einrichtung einer schlesischen Bauernstube bestimmt. Der Ofen, der Webstuhl, die durchgehends bunt bemalten Möbel und sonstigen Ausstattungsstücke stammen grösstenteils aus der Umgegend von Schmiedeberg. Wie bei den Innungsaltertümern, so steht auch hier die Ausgestaltung der Wände und der Decke noch bevor. Um auch die immer mehr verschwindende Bauerntracht vor Augen zu führen, sind ausser zahlreichen Hauben, Kleidern und Schmucksachen zwei Figuren neu aufgestellt worden, deren Köpfe der Hirschberger Bildhauer Herr Dehmel nach der Natur modelliert hat.

RAUM IX ist gegenwärtig noch reserviert.

III. DIE SAMMLUNG DES ALTEN KUNSTGEWERBES

Die Sammlungen sind in geschichtlicher Folge geordnet. Bei den grossen Lücken, die sie gegenwärtig noch aufweisen, finden freilich ganze Stilperioden und Stilfärbungen nur eine summarische Vertretung. Am meisten fehlen noch zum Ausbau der Sammlungen gute, charakteristische Möbel. Gewisse technologische Gruppen — wie die Metallarbeiten, der Schmuck, das Glas wurden von der Renaissance an nicht aufgeteilt, sondern bei jener Epoche eingereiht, für die sie in unserer Sammlung besonders bezeichnend sind.

SAAL X Mittelalter. Wenige deutsche Kunstgewerbemuseen können sich eines solchen Reichtumes an kirchlichen Kunstdenkmälern des Mittelalters rühmen, wie das Breslauer. Nicht nur die Kleinkunst, sondern auch die Plastik und Malerei ist glänzend vertreten. Seit der Säkularisation zahlreicher Kirchen und Klöster im Jahre 1810 hat sich die öffentliche Sammelthätigkeit in Breslau besonders den kirchlichen Altertümern zugewendet und aus Schlesien vieles gerettet, was sonst zu grunde gegangen oder in die Fremde gewandert wäre. So bietet unser Museum die Möglichkeit, die Entwicklung der Malerei und Skulptur in Schlesien an einer ganzen Reihe von Altären zu studieren. Unter den bemalten repräsentiert der leider noch viel zu wenig gewürdigte Barbaraaltar vom Jahre 1447 den künstlerischen Höhepunkt, das reifste Werk der mittelalterlichen Kunst in Schlesien. Von grossen geschnitzten Altären besitzt das Museum nicht weniger als drei, den Stanislaus- und zwei Marienaltäre.

Unter den kirchlichen Geräten ragen die Goldschmiedearbeiten an Zahl und Bedeutung hervor. An ihrer Spitze steht das Dorotheenreliquiar (Tafel I, siehe S. 2f), eine Arbeit der Goldschmiedekunst des 15. Jahrhunderts, die an Liebreiz und in feiner Charakteristik knospender Jungfräulichkeit ihres Gleichen sucht. Mit Kelchen, Monstranzen, Reliquiarien und Statuetten ist ein ganzer Schrank gefüllt. Einzelnes davon ist auch deshalb von Interesse, weil es auf alte schlesische Geschlechter zurückgeht, alles gehört der späteren Gotik an. Bekannte Kostbarkeiten des Museums sind ferner das sogenannte Hedwigsglas, ein frühmittelalterliches Glas strittiger Herkunft, mit tiefeingeschnittenen Figuren und gotischer Silbermontierung und das in Hochrelief gestickte, kostbare Rückenkreuz einer Casula aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, das reichste Exemplar dieser im Mittelalter sehr beliebten Stickereigattung, bei dem trotz der an und für sich unkünstlerischen Technik eine edle ausdrucksvolle Wirkung erzielt wurde. Die Technik ist von unvergleichlicher Vollendung. Auf den mit Goldblech belegten oder durch überfangene und unterlegte Goldfäden hergestellten Grund ist mit Seide, echten Goldfäden und orientalischen Perlen gestickt. Am Rande sitzen gefasste Steine, Türkise, Topase, Amethyste und Glasflüsse. In der Mitte am Kreuze der Erlöser, dessen Blut von Engeln aufgefangen wird. Oben Maria in Strahlenglorie, an den Seiten die beiden Johannes, unten die hl. Hedwig und Helena (Tafel IV).

Das Bild der kirchlichen Kunst und des kirchlichen Kunsthandwerkes zur Zeit des gotischen Stiles vervollständigen einige Elfenbeindiptichen und eine Reihe von Handschriften mit Miniaturen. Die Glasmalerei der Gotik wird nur durch drei kleine Scheiben vorgeführt. Wäre hier eine Vermehrung sehr erwünscht, so ist auf dem Gebiete des gesamten mittelalterlichen Kunsthandwerkes noch eine Lücke aus-

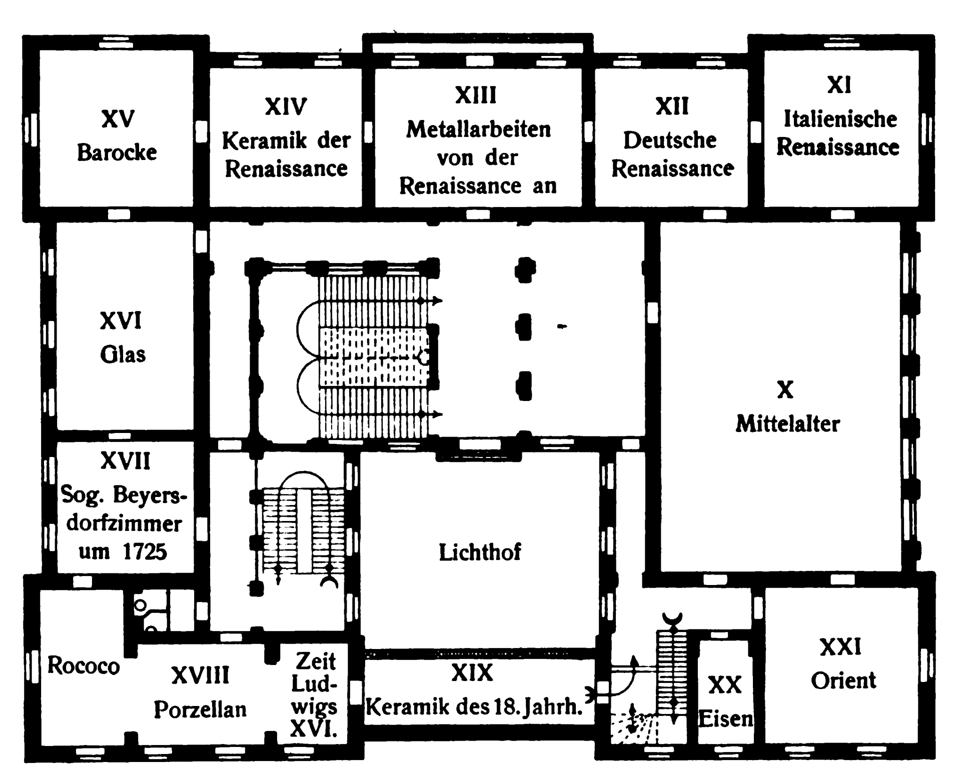
zufüllen. Der romanische Stil ist viel zu wenig vertreten. Unser Besitz beschränkt sich auf ein unbedeutendes Reliquienkästchen mit Grubenemail, ein Kästchen mit Stiftmosaik und Elfenbeinplatten, eine Elfenbeinschnitzerei mit Tod der hl. Maria und zwei Spielsteine.

Gegen das kirchliche Mobiliar und Gerät der Gotik tritt das profane in unserem Museum an Zahl und Bedeutung weit zurück. Es nimmt eine bescheidene Ecke ein. Ein süddeutscher Schrank ist zu sehr ergänzt, um musealen Wert zu besitzen. Den Typus des in die Wand eingelassenen Schrankes vertritt ein in ausgestochenem Relief verziertes einfaches Stück aus dem Breslauer Rathause. Sonst sind nur noch Messingschüsseln, Kannen und Leuchter sowie interessante Ofenkacheln vorhanden. Die bekannten grossen Innungskannen aus Zinn sind in der kulturhistorischen Abteilung aufgestellt.

Der Saal, in dem das mittelalterliche Kunstgewerbe untergebracht ist, bedarf dringend eines Umbaues. Von seiner früheren Verwendung als Ständesaal sind die durch zwei Stockwerke gehende Höhe und die hässlichen Galerien geblieben. Er wird erst dann für die darin aufgestellten Gegenstände die erforderliche stimmungsvolle Umgebung abgeben können, wenn er eine Unterteilung erfährt, durch die zugleich im 2. Stockwerke, das sich jetzt schon als zu klein erweist, neue, grosse Ausstellungsräume gewonnen würden.

SAAL XI und XII. Saal XI bildet gegenwärtig einen Annex zu Saal XII und enthält einen Teil der schönen Paramentensammlung des Museums. In Zukunft soll er die Abteilung der italienischen Renaissance aufnehmen, wenn diese einen solchen Umfang erreicht haben wird, dass sie einen eigenen Raum für sich in Anspruch nimmt. Jetzt ist sie noch mit Mobiliar der deutschen und niederländischen Spätrenaissance vereinigt.

Die italienische Renaissance ist vor allem durch eine kleine Kollektion von Majoliken vertreten, die in der Hauptsache erst im Jahre 1899 zusammengebracht worden ist. Sie enthält gute Beispiele für die Fabrikation von Deruta, Caffagiolo, Faenza, Urbino und Venedig. Dazu kommen Vorderwände von Truhen und ein prächtiger, aus der Sammlung Minutoli stammender Gobelin mit musizierenden Gestalten, der wohl nach einem italienischen Carton in Flandern ausgeführt worden ist. Als Beispiel italienischer Metall-



Grundriss des I. Stockwerkes

Lichtdruck von A. Fabian u. Co., Breslau

Rückenkreuz eines Messgewandes, 15. Jahrhundert

technik besitzt das Museum einen prächtigen in dünnem Eisenblech getriebenen herzförmigen Schild, dessen Mitte ein meisterhaft modellierter Medusenkopf einnimmt. In den ausgesparten ovalen Medaillons des breiten Randes sassen einmal Silberplatten. Höhe 0.62 m. (Abb. nebenstehend.)



SAAL XII wird in Zukunft dem Mobiliar der deutschen und niederländischen Renaissance und frühen Barocke gewidmet sein. Unser Besitzstand darin besteht in einem mächtigen süddeutschen Schrank mit zweigeschossigem architektonischen Aufbau, einem guten niederländischen Schrank mit schwarzen Einlagen in dem typischen Charakter des 17. Jahrhunderts, einem niederdeutschen Schrank mit Relieffüllungen. Von der Intarsiatechnik des 16. und 17. Jahrhunderts geben Breslauer Tische mit sogenanntem Hundekastengestell und ein reiches süddeutsches Kabinet hinreichende Vorstellung.

SAAL XIII. Metallarbeiten von der Zeit der Renaissance an, Schmuck, Bestecke, Wachsbossierungen. Die Goldschmiedewerke der Renaissance und der Barocke gehören zu dem reichsten und interessantesten Besitze unseres Museums. Man darf es als eine ganz besonders günstige Schickung preisen, dass gerade in dem Materiale, das für die Sicherheit eines Kunstwerkes vor dem Untergange am wenigsten Bürgschaft bietet, sich verhältnismässig so viel Breslauer Arbeiten erhalten haben und in das Museum gekommen sind. Sonst kommen noch inbetracht Nürnberger und Augsburger Arbeiten, die durch die alten künstlerischen Beziehungen Breslaus zu diesen beiden Städten hierher gelangt sind. Im Schrank 98 beanspruchen besonderes Interesse zwei montierte Hedwigsgläser. Das eine, ein mittelalterlicher Becher cylindrischer Form, oben weit ausladend, mit orientalisierendem Dekor in Emailmalerei hat in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts durch einen Breslauer Goldschmied eine reiche Fassung des Fusses und des Randes in vergoldetem Silber erhalten. Das zweite Glas, ein glatter Cylinder, steckt in einem Geflecht aus Silberfiligran, das wahrscheinlich älter ist als die übrige von einem Augsburger Goldschmiede der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts herrührende Fassung in vergoldetem Silber. In demselben Schranke die ausgezeichnete Figur eines Büttenträgers, eine Arbeit des Breslauer Meisters Joachim Hüller (alias Hiller) vom Jahre 1602.

Schrank 99 und 100 enthalten die Kleinodien der Breslauer Schützenbrüderschaften, der Zwinger- und der Schiesswerder-Schützenbrüderschaft. Wie das Ganze in seinem eigenartigen Dualismus und seiner einzig dastehenden Vollständigkeit einen reizvollen Einblick in die Kultur- und Sozialgeschichte Breslaus vom Ausgange des Mittelalters an bis ins 19. Jahrhundert gewährt und Blüte wie Niedergang des deutschen Schützenwesens anschaulich vorführt, ist es auch ein gutes Stück Kunstgeschichte von Breslau. Die älteste urkundliche Nachricht über die Breslauer Schützenbrüderschaft stammt aus dem Jahre 1466, das älteste Kleinod aus dem Jahre 1491. Im Jahre 1566 trennte sich von dieser Brüderschaft, in der die Kaufleute und vornehmen Bürger zurückblieben, und die nach ihrem Schiessplatze den Namen Brüderschaft der Schützen im alten Schweidnitzischen Zwinger erhielt, die Schiesswerderbrüderschaft ab, der die niedere Bürgerschaft, die Zünfte und Zechen, angehörten.

Die Kleinodien der beiden Schützengesellschaften sind zweierlei Art. Die eine bilden die Insignien der Brüderschaft, beziehungsweise des Schützenkönigs. Der Königsorden der Zwingerschützen, ein Adler vom Jahre 1491 ist leider im Jahre 1685 „verbessert“ d. h. vollständig umgearbeitet worden; beim Königsschild der Schiesswerderschützen rührt der hauptsächlichste Bestandteil, die Figur eines Schützen, aus dem 16. Jahrhundert her. Jeder Schützenkönig hatte die Verpflichtung, zur Erinnerung an seine Würde für den Orden einen Anhenker zu stiften. Durch drei Jahrhunderte reichend, liefern diese zahllosen goldenen Schildchen ein wahres Kompendium von Stilen und Techniken. Die andere Gattung der Kleinodien bilden

Pokale mannigfaltigster, oft recht seltsamer Form, die als Dedikationen in den Besitz der Brüderschaften kamen. Neben Breslauer haben die Nürnberger und Augsburger Meister Arbeiten beigesteuert. Die Renaissance bedeutet den künstlerischen Höhepunkt, der sich besonders in den von Rudolf II. gestifteten Pokalen offenbart; interessant ist die vom Ende des 17. Jahrhunderts an immer mehr zunehmende Verarmung der Dedikationen. (Näheres über diese Kleinodien siehe Schles. Vorz. Bd. V u. VII.)

In der Schmucksammlung verdient besondere Beachtung ein prachtvoller dreiteiliger Barettschmuck des 16. Jahrhunderts in hohem durchbrochenem Relief, mit zartem Email und Edelsteinen. Auch gute Proben von Ringen des 16. und 17. Jahrhunderts sind vorhanden. Mit sehr hübschen Schmuckstücken ist das 18. Jahrhundert vertreten. Die Bestecksammlung enthält Typen von der Gotik an.

Die Zinnsammlung weist als vornehmstes Stück ein Exemplar der Temperantiaschüssel des Caspar Enderlein und der zugehörigen Kanne auf. Daran reihen sich Nürnberger Krönungsteller des 17. Jahrhunderts. Von den zahlreichen schlesischen Schüsseln und Gefässen mit dem Stempel von Breslau, Neisse und Schweidnitz reicht keines in das 16. Jahrhundert oder selbst in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts hinauf, so dass zwischen ihnen und den schlesischen Zinnarbeiten der Gotik eine auffallende zeitliche Lücke klafft. Alle sind graviert und zeigen eine mehr volkstümliche Verzierungsweise. Unter den Arbeiten aus Kupfer interessiert besonders der in getriebener Arbeit reich dekorierte Krug mit dem Namen des Besitzers Bartholemeus Rosenberg vom Jahre 1595 als ein schlesisches Werk, bei dem Noblesse der Form und tüchtige Ausführung die nicht überall glückliche Anwendung der Renaissancemotive gern vergessen lässt.

Wertvoll ist die Sammlung von Wachsbossierungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Dem Sammeleifer eines kunstsinnigen Breslauer Patriziers der Renaissancezeit, des Thomas Rhediger, verdankt unser Museum die seltene Suite von 20 französischen Porträtmedaillons des 16. Jahrhunderts. In zierlichen Original-Lederkapseln zeigen sie — alle von einer Hand — die Porträts fürstlicher Persönlichkeiten und berühmter Staatsmänner des damaligen französischen Hofes, daneben auch des Dichters Clement Marot, des Pfalzgrafen vom Rheine Friedrich III., Luthers und Melanchthons.

Im Saale IV hängen drei interessante Gobelins des 16. Jahrhunderts, sämtlich deutsche Arbeiten, die an zweiter und dritter Stelle angeführten vielleicht sogar in Schlesien ausgeführt. 1. Urteil des Salomon aus der Elisabetkirche in Breslau (Tafel V). 2. Ein erst vor kurzem aus dem Gymnasium zu Brieg in das Museum gelangter Gobelin zur Erinnerung an die Gründung der Fürstenschule in Brieg durch den Piastenherzog Georg II. 3. Gobelin mit den Figuren des Herzogs Georg II. von Brandenburg—Jägerndorf und seiner Gemahlin zu Seiten ihres Wappens.

SAAL XIV. Deutsche Keramik der Renaissance. Holz- und Elfenbeinschnitzereien des 16. und 17. Jahrhunderts. In diesem Saale sind jene deutschen Töpferarbeiten zusammengestellt, die in Technik und Ornamentation auf dem Boden der Renaissance stehen, wenn sie auch zum Teil einer späteren Zeit angehören. In guten typischen Exemplaren ist das rheinische Steinzeug vertreten, Köln, Siegburg, Nassau, Raeren mit einer interessanten Schnabelkanne aus der Übergangszeit von der Gotik zur Renaissance. Der Einfluss des rheinischen Steinzeuges reicht weit nach dem deutschen Osten und hat in der volkstümlichen Keramik Sachsens, vielleicht auch noch Schlesiens einen Niederschlag gefunden. Wichtiger aber war dafür die Fabrikation von Kreussen, die man in unserem Museum sowohl in einer grösseren Anzahl von Originalarbeiten wie sächsischen Nachahmungen findet. Verschiedene Steinzeuggattungen, die das Museum emsig sammelt, deren genaue Lokalisierung aber bis jetzt noch nicht möglich ist, beweisen, dass die Steinzeugindustrie im 17. Jahrhundert allenthalben im Osten, besonders in Sachsen und den angrenzenden Gebieten geblüht hat. Vielfach war dafür Kreussen vorbildlich. Auch die Fabrikation von Bunzlau in Schlesien geht, wie schon der älteste bekannte, in unserem Museum befindliche und durch eine Inschrift um 1650 datierbare Topf beweist, durch Vermittlung Sachsens auf Kreussen zurück. Die Blütezeit Bunzlaus im 18. Jahrhundert mit farbig bemalten oder reliefierten Gefässen veranschaulicht eine reiche, mannigfaltige Sammlung.

Neben dem Steinzeug sind die eigenartigsten Erzeugnisse der Keramik Deutschlands im 16. Jahrhundert die Kachelöfen, besonders die mit kräftigen Farben bunt verzierten. Das Museum besitzt keinen derartigen vollständigen Ofen aus dieser Zeit und unter seinen vielen Kacheln, welche den Fortschritt in

der Technik der Ofentöpferei gegenüber der Gotik erkennen lassen, von nicht schlesischen Arbeiten nur ein einziges buntfarbiges Stück aus Köln. Auch die in derselben Technik dekorierten süddeutschen Hafnerkrüge, die man früher fälschlich dem Augustin Hirschvogel zuschrieb, fehlen noch. Glücklicherweise sind wir dagegen in der Lage, die Entwicklung, die dieser Zweig der Keramik in Schlesien nahm, besser vor Augen führen zu können. Ausschliesslich eigentümlich unserer Provinz sind grosse Schüsseln, bei denen die Zeichnung in den weichen Thon eingraviert ist, worauf dann die Flächen mit bunten Glasurfarben bedeckt wurden. Bis vor kurzem waren nur vier solche Schüsseln bekannt, eine fünfte, mit Darstellung der Kreuzigung aus dem Jahre 1612, ist in den Besitz unseres Museums gekommen. Ein halbrundes Relief mit der Auferstehung, datiert 1542, zeigt, dass die polychrome Glasur auch in der schlesischen Ofentöpferei des 16. Jahrhunderts gepflegt wurde. Wichtig sind zwei Suiten von Ofenkachelformen des 16. Jahrhunderts aus Breslau, die eine mit biblischen Szenen, die andere mit Einzelfiguren (Sigismund Bathori, Polnischer Reiter, Arkebusier). Mehr von lokalem Interesse sind die anderen derselben Zeit angehörigen keramischen Gattungen aus Schlesien. Sie wie die noch gar nicht erforschte volkstümliche Töpferei unserer Provinz haben im übrigen eine ganz ausserordentliche Mannigfaltigkeit aufzuweisen.

Mehr sekundäre Bedeutung neben den nationalen Gattungen hatte im 16. Jahrhundert in Deutschland die Keramik, die unter dem Einflusse der italienischen Majolika stand. Unser Museum besitzt davon ein wertvolles Beispiel, eine prächtige grosse Eule in Blaumalerei auf weissem Grunde aus dem Jahre 1560, deren Fabrikationsort in der Schweiz oder Süddeutschland zu suchen ist.

Den Schrank 113 füllen kleine Schnitzereien in Holz, Elfenbein, Perlmutter und Horn aus dem 16. und 17. Jahrhundert, Figuren, gedrechselte Becher, ein Spielbrett, Spielsteine u. s. w.

SAAL XV. Aus der Barockzeit besitzen wir genügend Möbel und Einrichtungsstücke, so dass wir den Versuch machen konnten, das Gleichartige nicht gerade zu Interieurs zu vereinigen, aber doch wenigstens zusammenzustimmen. Die Möbel sind fast durchwegs schlesischer Herkunft. Dem bürgerlichen, meist der Frühzeit des Barockes angehörigen Mobiliar, steht gegenüber das prunkvolle, reiche im Stile Ludwigs XIV. Annähernd ein Bild von der Dekoration eines fürstlichen Raumes in dieser Zeit giebt eine Ecke, deren Wände mit französischen Gobelins und prächtigen Goldtapeten bespannt sind und deren bedeutendstes Einrichtungsstück das reich geschnitzte und vergoldete Bett eines Abtes von Leubus vom Ende des 17. Jahrhunderts bildet. Sehr gute Gobelins schmücken auch andere Wände des Saales, in dem noch ein mächtiger buntglasierter Ofen mit Szenen aus der römischen Geschichte, eine hervorragende Leistung der schlesischen Ofentöpferei des 17. Jahrhunderts, die Aufmerksamkeit auf sich zieht.

SAAL XVI. Glas. Es bedarf nicht besonderer Rechtfertigung, dass die Glassammlung unseres Museums sich in der chronologischen Anordnung an die Barocke anschliesst. In dieser Zeit treten Schlesien und das benachbarte Böhmen mit der Glasfabrikation in die allgemeine Geschichte des Kunstgewerbes, um sich in ihr ein ruhmvolles Kapitel zu sichern — und unsere Glassammlung findet natürlich ihren Mittelpunkt in den einheimischen Erzeugnissen. Dieser reiche, berühmte Bestand wird fortwährend, besonders durch datierte Stücke vermehrt. Nicht minder wichtig ist aber jetzt für uns sowohl aus wissenschaftlichen als auch aus praktischen Gründen, um der Industrie unserer Provinz Anregungen geben zu können, die Berücksichtigung des ganzen Gebietes geworden. So wurde im verflossenen Jahre eine grössere Kollektion von antiken Gefässen vom Libanon und von Fragmenten aus Italien erworben, in der die hauptsächlichsten Formen und Techniken vertreten sind, und mit der Anschaffung von venetianischen Gläsern begonnen. Die deutschen Gläser sind folgendermassen geordnet: Schrank 116 enthält eine Zusammenstellung von glatten, genuppten und gekniffenen Gläsern, zum Teil von recht abenteuerlichen Formen, und eine Anzahl von frühen „gerissenen“ d. h. durch Gravierung mit der Diamantspitze verzierten Gefässen, Schrank 117 die schönen, in Emailmalerei dekorierten Gläser des 16. und 17. Jahrhunderts, von denen nicht wenige wegen ihrer Darstellungen als Unica zu bezeichnen sind, Schrank 118 die Nachblüte der Emailmalerei im 18. Jahrhundert und die in Kupferstichmanier bemalten Gläser (Schapergläser). Die gravierten Gläser sind in drei Hauptepochen geschieden: 1. die Frühzeit von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zum Eindringen des Berainschen Stiles (Schrank 119). 2. Der Berainsche Stil (Schrank 120). 3. Die Zeit des Rokoko bis zum Ende des Empirestiles (Schrank 121). Mit dem künstlerischen Reize dieser herrlichen Suite verbindet sich ein grosser lokalhistorischer, da sich in dem Darstellungskreise dieser Gefässe ein gutes Stück schlesischer Kultur-

geschichte des 18. Jahrhunderts wiederspiegelt. Im Schrank 123 sind die Gläser mit Silber- und Goldfolien, sowie die Milchgläser zusammengestellt, im Schrank 124 Arbeiten aus der Zeit der kunstgewerblichen Reform des 19. Jahrhunderts aus schlesischen und böhmischen Hütten, eine Sammlung, die aber noch zu sehr zufälligen Charakter trägt, um über die Bestrebungen dieser Epoche hinreichend zu orientieren.

SAAL XVII. Sog. Beyersdorfzimmer um 1720. Fayencen dieser Zeit. Im Jahre 1898 schenkte Frau Adelheid Beyersdorf dem Museum schlesischer Altertümer die Wand- und Deckendekorationen eines Zimmers aus dem Hause Nr. 18/19 am Blücherplatze, das einige Jahre vorher zum Abbruche gelangt war. Sie bestanden aus Wandbildern, einem grossen Deckenbilde und niederdeutschen Fliesen in Blaumalerei als Umrahmung der Wandbilder. Bei der Einrichtung des neuen Museums legten wir Wert darauf, diese Wandbekleidung wieder zu rekonstruieren, um wenigstens in einem Raume der kunstgewerblichen Sammlungen das zu erhalten, was jeder einzelne zeigen sollte, die ganze Ausgestaltung und Dekoration im Charakter einer bestimmten Zeit. Zudem ist die Wandbekleidung mit Fliesen im 18. Jahrhundert für Schlesien durchaus nicht eine vereinzelte Erscheinung. Das Haus am Blücherplatze gehörte einem gewissen Adrian Bögel, der 1674 in Hamburg geboren war, sich in Breslau niederliess und hier heiratete. Sein Porträt, das seiner Frau und seines Sohnes sind als Sopraporten angebracht. Die grossen Wandbilder veranschaulichen in idealer Auffassung den Seehandel von Hamburg, das Deckengemälde enthält eine Allegorie auf Gerechtigkeit und Frieden, die Fliesen gehören verschiedenen Fabriken an und bieten nebst Landschaften einen förmlichen Katechismus des Alten und Neuen Testamentes. Zur Einrichtung des Zimmers wurde ein grosser schlesischer Ofen mit weissen Reliefs auf blauem und gelbem Grunde und eine Anzahl gleichzeitiger Möbel verwendet.

Ausserdem sind in diesem Raume die Fayencegattungen untergebracht, deren Blüte um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert zu setzen ist, stilistisch genommen diejenigen, die mehr oder minder unter dem Einflusse des ostasiatischen, aber noch nicht des europäischen Porzellans stehen. Dazu sind gerechnet die Fabrikation von Delft (Schrank 125), die deutschen Blaumalereien, vor allem von Bayreuth (Schrank 127) und die französischen Fayencen von Nevers, Rouen, Moustiers und Marseille (Schrank 126), von denen schöne Beispiele in der letzten Zeit ins Museum gekommen sind.

SAAL XVIII. Rokoko—Porzellan—Stil Ludwigs XVI. Auch beim Mobiliar des Rokoko stehen in unserer Sammlung die schlesischen Arbeiten im Vordergrund. Charakteristisch dafür sind besonders Schränke und Sekretäre mit Einlagen in Holz, Elfenbein und Perlmutter. Beachtung verdient ein reich geschnitzter Konsoltisch mit Hermenbeinen, und auf den Verbindungsspreizen aufgesetzten Früchten, Vögeln etc. in naturalistischer Behandlung und Bemalung, dazu ein ähnlicher Spiegel, importierte Arbeiten im Stile des Holzbildhauers J. B. Toro. Damit aber auch das mehr typische Rokoko des Westens nicht fehle, wurden in letzter Zeit ein fein geschnitzter Eichenschrank und ein Armsessel, beide Lütticher Arbeiten, erworben.

Zwischen das Mobiliar des Rokokos und des Stiles Ludwigs XVI. ist die Sammlung des europäischen Porzellans eingeschoben. Sie kann zwar noch lange nicht auf relative Vollständigkeit Anspruch machen — besonders in der Figurenplastik — enthält aber sehr viel Gutes und Interessantes. Die Geschichte der Fabrikation von Meissen lässt sich schon jetzt an einer gewählten, zwei Schränke einnehmenden Kollektion von der Frühzeit an bis zur Epoche Marcolinis verfolgen. Ein Service mit Ansichten schlesischer Städte in feinster Miniaturmalerei mit Goldornamenten, 1734 datirt, darf als ein aussergewöhnliches Kabinetstück bezeichnet werden. Wien (Schrank 130) hat als Glanzpunkt ein vollständiges Service von 19 Stücken der Sorgenthalschen Periode aufzuweisen, dessen köstliche Malereien nach einer französischen Vorlage höchst charakteristisch für den Geist der Empirezeit die Funktionen des Amor schildern. Im Schranke mit dem Berliner Porzellan (Nr. 128) ist hervorzuheben: Grosse Vase, mit Marke Wegelis — weiss glasierte Figur der Kaiserin Katharina II — Teller aus dem Breslauer Service Friedrichs des Grossen. Von den anderen Fabriken (Schrank 131) sind in mehreren oder einzelnen Stücken repräsentiert: Nymphenburg, Fürstenberg, Höchst, Ansbach, Kloster Veilsdorf, Gotha, Rudolstadt, Kopenhagen, Sèvres, Capo di Monte, Venedig, Worcester, Chelsea.

Schlesiens Anteil an der Geschichte des Porzellans besteht darin, dass es die Heimat zweier Männer war, die, ausserhalb des Verbandes von Fabriken stehend, durch Dekorierung fremden Porzellanes die Fälschung auf diesem Gebiete inaugurierten, des A. Bottengruber und des Preussler. Für die

Kenntnis des ersteren, der später in der Wiener Manufaktur eine leitende Stellung erhielt, besitzt das Museum wertvolles Material, drei voll signierte Teller aus seiner Frühzeit (1728), eine monogrammierte Untertasse, die ihn auf der Höhe seines Könnens zeigt, und anderes. Dem Preussler ist eine Untertasse mit Chinoiserien in Schwarzmalerei zuzuschreiben.

Den Möbelstil der Zeit Ludwigs XVI. veranschaulicht bis jetzt nur ein schönes französisches Cylinderbüreau aus Mahagoniholz mit einfachen Bronzebeschlägen. Von Mobiliar der Empirezeit besitzt das Museum noch nichts Bemerkenswertes.

GALERIE XIX. Keramik und Kleinkünste des 18. Jahrhunderts. Die langen Wandschränke Nr. 137—139 enthalten jene keramischen Gattungen des 18. Jahrhunderts, die mehr oder minder der Konkurrenz mit dem europäischen Porzellan ihre Entstehung und charakteristischen Merkmale zu verdanken haben. Dazu gehören die Fabrikation von Münden, Strassburg und des von Strassburg abhängigen Holitsch, von dem u. a. ein ausgezeichneter Tafelaufsatz mit Tritonenfigur vorhanden ist. Den breitesten Raum nehmen die schlesischen Fayencen des 18. Jahrhunderts ein, besonders die von Proskau, von dessen Vielseitigkeit, die auf die verschiedensten Einflüsse zurückzuführen ist, eine grosse Kollektion von Gefässen und Figuren Zeugnis ablegt. Während Proskau eine lange bis in die Empirezeit — siehe die Gefässe im „hetrurischen Stile" nach Zeichnungen des Professor Bach — reichende Entwicklung aufweist, sind die nicht gerade häufigen Erzeugnisse der Fabrik in Gleiwitz, Kreis Leobschütz, die 1753 von der Gräfin Garschin gegründet wurde, unter einander ziemlich gleichartig. — An die Fayencen schliesst sich das englische Steingut an. Von Arbeiten des Josiah Wedgwood ist nichts Hervorragendes da.

Auf der Galerie stehen ausserdem drei Pultschränke mit Arbeiten der Kleinkünste des 18. Jahrhunderts und vom Anfange des 19. Jahrhunderts: Schrank 134 in Email bemalte Plättchen, Wachsbossierungen (Karl VI., Maria Theresia, Gellert) und Miniaturporträts. Schrank 135: Fächer. Schrank 136: Dosen in den verschiedensten Techniken und Uhren.

Über den Wandschränken hängt der schöne, auf Tafel VIII abgebildete Gobelin des 16. Jahrhunderts aus der Elisabetkirche.

ZIMMER XX. Eisenarbeiten als eine technische Gruppe zusammengestellt. In historischer Folge geordnet führt sie die Entwicklung von Schloss und Schlüssel seit dem Mittelalter, Beschläge, Thürklopfer etc. vor. Ausserdem sehr schöne geschmiedete Oberlichtgitter Breslauer Herkunft und Grabkreuze.

SAAL XXI. Die Kunst des Orientes, gegenwärtig noch die schwächste Partie der kunstgewerblichen Abteilung des Museums. Erst der Ankauf der Sammlung des Baron von Falkenhausen durch das ehemalige Vereinsmuseum hat dafür überhaupt den Anfang geschaffen. Ihr wird besonders Chinesisches verdankt. Das bemerkenswerteste darunter sind Porzellanschüssel und Teller der Famille rose, eine schöne Seladonschüssel und zwei kostbare Jadeschnitzereien.

Von japanischen Arbeiten wurde im laufenden Jahre eine kleine Kollektion von Schwertstichblättern verschiedener Techniken und Zeiten erworben. Der Erwerbung guter japanischer Töpfereien wendet das Museum gleichfalls sein Augenmerk zu. Die vorderasiatische Kunst vertritt ein Rhodusteller, persische Fliesen und geätzte Metallarbeiten.

Da bei der Einrichtung des Museums die Sammlungen kunstgewerblicher Arbeiten aus den Kulturländern des Orientes nicht ausreichten, den Saal XXI zu füllen, wurde hier eine wertvolle ethnographische Sammlung von den Südseeinseln, ein Geschenk des Ingenieur Mende an die Stadt Breslau, aufgestellt. So erwünscht es wäre, dass Breslau auch ein ethnographisches Museum erhält, kann unsere Anstalt sich schon aus Raummangel nicht auf die systematische Vermehrung dieses Grundstockes verlegen. Dagegen trugen wir kein Bedenken, als sich im verflossenen Jahre günstige Gelegenheit dazu bot, zwei Bronzen aus Benin (Negerkopf und Hahn) zu erwerben, weil die Schöpfungen dieser untergegangenen afrikanischen Kultur technisch wie künstlerisch höchste Beachtung verdienen.

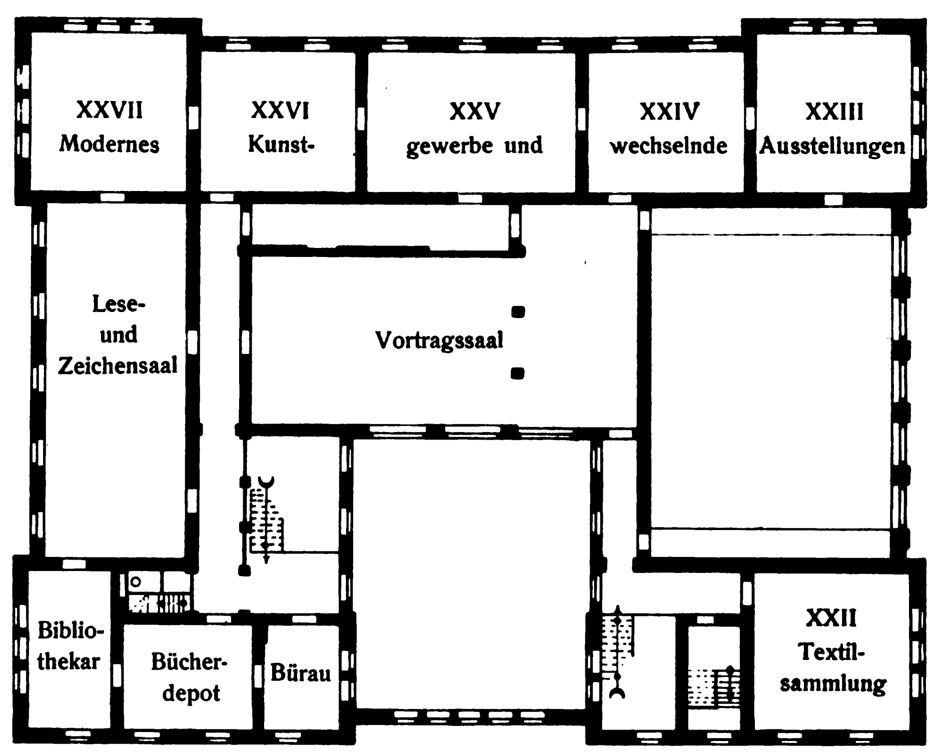
SAAL XXII (im 2. Stockwerk). Textilsammlung, Bucheinbände. Die Gobelins und Teppiche des Museums sind bis auf wenige, die dekorative Verwendung im Treppenhause und auf der Galerie gefunden haben, in die stilhistorischen Sammlungen eingereiht, die europäischen Kostüme in der kulturhistorischen Abteilung; orientalische Gewänder werden in dem Raume des orientalischen Kunstgewerbes

ihre Aufstellung finden. Alle anderen Textilarbeiten sind zu einer technologischen Gruppe vereinigt. Der Raum dafür ist erst provisorisch eingerichtet. Die Textilsammlung zählt zu den vollständigsten, reichsten Abteilungen des Museums. Namentlich die Zuwendungen aus Kirchen haben wertvolles Material, Messgewänder und Stickereien der Spätgotik beigesteuert.

IV. DIE SAMMLUNG MODERNEN KUNSTGEWERBES

In den Räumen des II. Stockwerkes veranstaltet das Museum fortwährend wechselnde Ausstellungen, die das Publikum und die Kunstgewerbetreibenden mit allen neuen Erscheinungen des Kunsthandwerkes neuerer Tage bekannt machen. Ausserdem aber verlangen die veränderten Bedingungen, unter denen das Kunsthandwerk jetzt arbeitet, dass das Museum auch einen festen Bestand von modernen kunstgewerblichen Erzeugnissen zur Verfügung hat. Die unmittelbare Quelle der Anregung, aus der die Kunstarbeit der Gegenwart schöpft, ist nicht mehr so sehr die Vergangenheit als das zeitgenössische Schaffen. Eine Auswahl des Besten darunter ist also in einer Anstalt, die didaktische Zwecke verfolgt, unerlässlich.

Mit der Gründung der Abteilung modernen Kunstgewerbes, die im Saale XXVII Aufstellung gefunden hat, wurde gleich im I. Etatsjahre begonnen. Die Pariser Weltausstellung gab Gelegenheit, sie bedeutend zu vermehren. Schon jetzt gewährt die Sammlung wenigstens für ein Gebiet, das der Keramik, einen lehrreichen Überblick, während für alle anderen — Möbel, Glas, dekorative Malerei, Beleuchtungswesen, Metallarbeit, Schmuck, Bucheinband — erst Anfänge vorhanden sind.



Grundriss des II. Stockwerkes



Lese- und Zeichensaal des Museums

DIE BIBLIOTHEK UND DER ZEICHENSAAL

Den durch die Verwaltungs-Ordnung festgesetzten Aufgaben des Museums dient neben den Sammlungen ein offener Zeichensaal und eine Fachbibliothek. Die Bibliothek zerfällt in zwei Hauptabteilungen, die Büchersammlung und die Studienblätter-Sammlung. Der für die engeren kunstgewerblichen Bedürfnisse des Museums wichtige Teil der Bücherei sowie die Studienblätter sind in dem grossen Lesesaal des 2. Stockwerkes, der zugleich als Zeichensaal eingerichtet ist, untergebracht. Hier liegen auch zahlreiche Zeitschriften aus. Die Bestimmungen für ihre Benützung wie die der Bücher sind so liberal, dass die Besucher der Bibliothek diese als eine Handbibliothek betrachten dürfen.

Um die Benützung der Bibliothek möglichst zu erleichtern, wurde sie nach Fachgruppen geordnet und in drei Formaten — gross, mittel, klein — aufgestellt. Das System der Fachgruppen ist folgendes: I. Lexica, II. Zeitschriften, III. Kunstlehre, IV. Kunstunterricht, V. Museologie, VI. Kunsttopographie, VII. Kunst- und Künstlergeschichte, VIII. Ornamentik, IX. Baukunst, X. Plastik, XI. Malerei, XII. Graphische Künste, XIII. Buchausstattung, XIV. Kunstgewerbe, XV. Innenausstattung, XVI. Metall, XVII. Instrumente,

XVIII. Keramik, XIX. Glas, XX. Textilkunst, XXI. Trachten, XXII. Waffen, XXIII. Leder, Papier, XXIV. Mythologie, XXV. Christliche Archaeologie, XXVI. Urgeschichte, XXVII. Geschichte und Geographie, XXVIII. Kulturgeschichte, XXIX. Volkskunde, XXX. Naturwissenschaften, XXXI. Heraldik, XXXII. Numismatik, XXXIII. Bücher- und Bibliothekenkunde.

Die Fächer „Urgeschichte“ und „Numismatik“, die als der Hauptstock der Bibliothek des früheren Museums für schlesische Altertümer einen sehr grossen Umfang haben, wurden aus praktischen Gründen im Erdgeschosse im Arbeitszimmer des II. Direktors aufgestellt, die Fächer „Geschichte und Geographie, Volkskunde, Naturwissenschaften und Bücher- und Bibliothekenkunde“, die gleichfalls nur für spezielle Interessen in Frage kommen, sind in Nebenräumen der Bibliothek untergebracht.

Parallel mit der Aufstellung der Bücher geht die der Studienblätter-Sammlung (Photographien, Photomechanische Reproduktionen, Zeichnungen, Aquarelle etc.) in zwei Formaten und nach folgendem Systeme: I. Naturstudien II. Schlesische Landschaftsbilder und Kunstdenkmäler, III. Ornamentik, IV. Baukunst, V. Plastik, VI. Malerei, VII. Graphische Künste, VIII. Kunstdruck, IX. Buchausstattung, X. Innenausstattung, XI. Möbel, XII. Kirchengeräte, XIII. Goldschmiedekunst, XIV. Unedle Metalle, XV. Schmiedeeisen, XVI. Instrumente, XVII. Keramik, XVIII. Glas, XIX. Textilkunst, XX. Trachten, XXI. Waffen, XXII. Leder und Papier, XXIII. Heraldik, XXIV. Porträts.

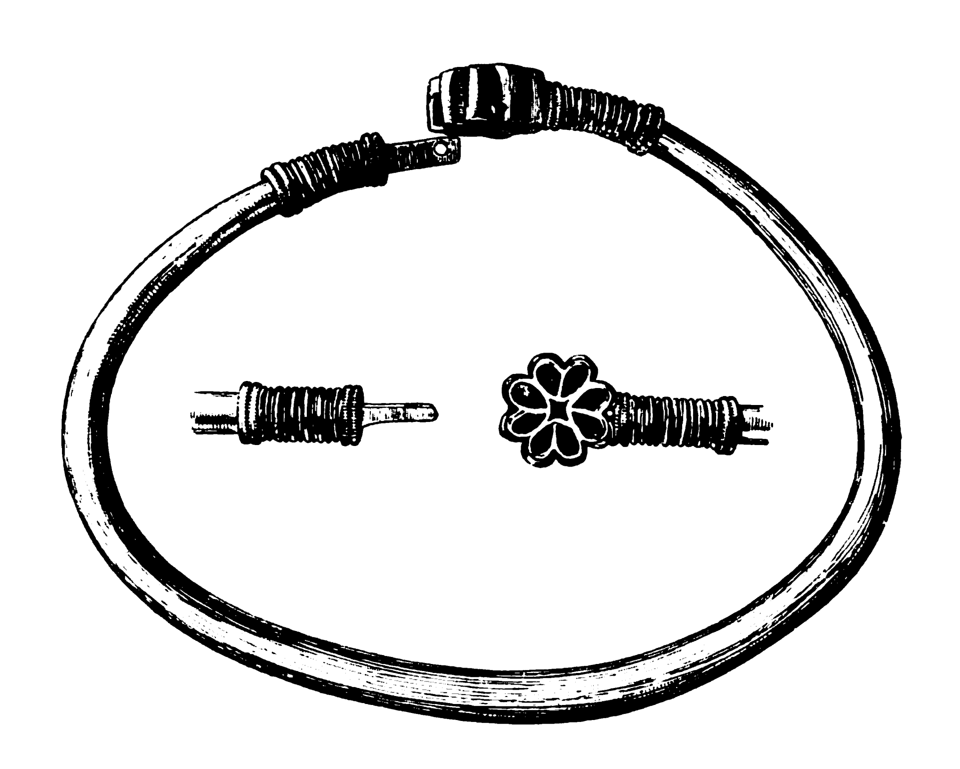
Den Lesesaal schmückt ein ausgezeichneter Bronceabguss nach der antiken Statue des „Idolino“ aus der Münchener Giesserei „Renaissance“, ein Geschenk des Geheimen Kommerzienrats Moriz-Eichborn.



Lichtdruck von A. Fabian u. Co., Breslau

Teppich mit dem Salomonischen Urteil, 16. Jahrhundert

ABHANDLUNGEN



DER GOLDRING VON RANSERN

Im Herbst des Jahres 1888 wurde auf dem Dominialfelde von Ransern bei Breslau während der Kartoffelernte ein grosser schwerer metallener Reif von gelber Farbe aus dem Acker gehoben.

Unsere Landbevölkerung — wohl nicht nur die schlesische — hält noch immer jedes bronzene patinierte Fundstück aus urgeschichtlicher Zeit für Gold, jedes gelbe goldene für Messing. Auch dieser Ring erschien dem Schaffer, dessen Magd ihn gefunden hatte, wertlos; selbst der Inspektor des Gutes erklärte ihn für einen Maschinenteil. Wochenlang lag der Ring unbeachtet auf dem Fensterbrett der Wohnung des Schaffers. Erst als ihn dieser mit einer Verkaufsermächtigung in die Stadt, nach Breslau, zur Veräusserung brachte, wurde er von dem Goldwarenhändler Guttentag in seinem Metallwerte erkannt. Es ergab sich, dass der massive Ring aus geschmiedetem Feingold bestand, 708 g wog und nach heutiger Schätzung einen Geldwert von 1817 Mk. repräsentierte.

Glücklicherweise entging er dem Schicksal vieler anderer prähistorischer Goldfunde, eingeschmolzen zu werden. Der Goldwarenhändler Guttentag, der ihn für 10 Mk. erstanden hatte, machte Anzeige von dem Kaufe beim Magistrat der Stadt Breslau. Die Stadtgemeinde ist Besitzerin des Gutes Ransern. Sie überwies den Ring nach Auszahlung einer namhaften Belohnung an den Käufer und den Finder dem damaligen Museum schlesischer Altertümer, unserem heutigen Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und

Altertümer, wo er eine Zierde der prähistorischen Abteilung bildet. (Fundgeschichte in der Schlesischen Zeitung vom 5. Mai 1889; weiteres in: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift V, 61; Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1889 [1]).

Der im Durchschnitt kreisrunde Reif ist elliptisch gebogen (Durchmesser 0,168 : 0,122 m) und an den sich allmählich verjüngenden Enden mittels eines Einsteck-Schlosses verschliessbar. Das Schloss besteht aus einer Rosette (Dm. 0,025, Dicke 0,015 m) an dem einen und einem durchbohrten Zapfen am anderen Ring-Ende. Der Zapfen in die Rosette gesteckt, kann mittels eines Riegels festgehalten werden. Die Aussenfläche der Rosette ist durch breitgehämmerten Golddraht in acht blütenblattförmige Felder geteilt, die sich um einen rautenförmigen Mittelpunkt ordnen. Die so hergestellten Cloisons sind mit Carneolplättchen ausgefüllt. Zu beiden Seiten des Schlosses, also an die Rosette und an den Zapfen angrenzend, ist je eine Golddrahtspirale von elf Windungen aufgelötet, die durch einen stärkeren gerieften Golddraht vorn und hinten begrenzt wird.

Das kostbare Schmuckstück zeigt den sogenannten Merovingerstil, gehört also in die Zeit der Völkerwanderung.

Analoga sind eine Menge bekannt. Das Fundgebiet derartiger Stücke erstreckt sich vom Kaukasus aus über Südrussland und die Donauländer, bis nach Frankreich und Spanien. Ganz ähnliche Stücke enthalten z. B. die Funde von Petreosa (in Bukarest), Nagy-Szent-Miklós (im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien), ferner der Fund von Tournai, das Grab des 481 gestorbenen Frankenkönigs Childerich, endlich die Funde von Szilágy Somlyó in Ungarn und Apahida in Siebenbürgen.

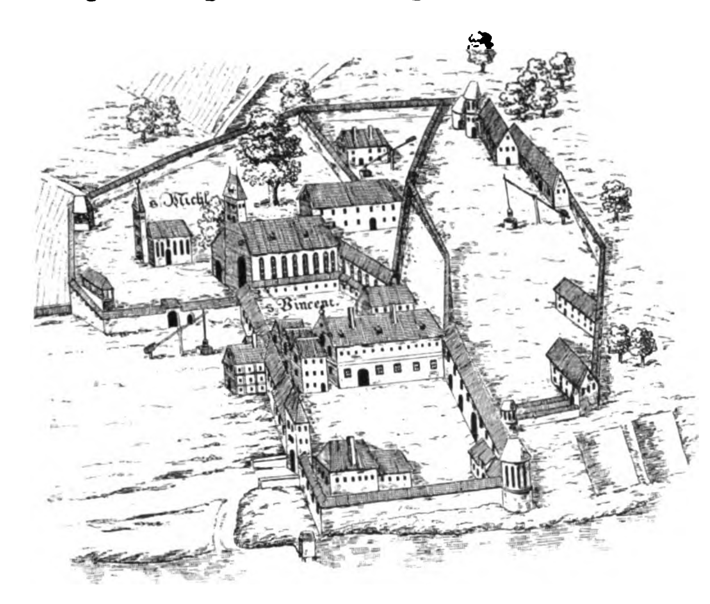
Mehrfache weitere Nachforschungen an der Ranserner Fundstätte blieben ergebnislos. Die Stelle liegt im Überschwemmungsgebiete der Oder und ist völlig frei von Geschieben und Steinen. Schon daraus kann man den Schluss ziehen, dass es sich nicht, wie in Sacrau um eine Grabstätte, sondern um einen Einzelfund handelt. Wie aus Karten der Feldmark Ransern von 1761, 1796 und 1814 festgestellt werden konnte, ist das jetzt ebene Gelände der Fundstelle früher Hügelland gewesen. Die Hügel sind in späterer Zeit, als man zur Deichaufschüttung in der Nachbarschaft Boden brauchte, abgetragen worden. Doch lässt sich die Lage der Hügel, da ihre Stelle durch hellere Färbung von dem übrigen dunkleren Boden sich abhebt, heute noch erkennen.

Die einstige Bestimmung des Schmuckstückes, ob es ein Hals-, Bein- oder Armring gewesen ist, oder ob es gar als Diadem gedient hat, wie der kostümkundige August von Heyden behauptet hat, lässt sich heute kaum mit Sicherheit feststellen.

Wilhelm Grempler

RESTE DES VINZENZKLOSTERS BEI BRESLAU

Über das 1529 zerstörte Vinzenzkloster bei Breslau haben wir zwei zusammenfassende Arbeiten, eine geschichtliche von Görlich und eine kunstgeschichtliche von Luchs. Die von Luchs (Über einige mittelalterliche Kunstdenkmäler von Breslau, Breslau 1855, S. 36) fusst in den geschichtlichen Partieen auf der älteren, auf urkundlichem Material aufgebauten von Görlich (Urkundliche Geschichte der Prämonstratenser und ihrer Abtei zum heiligen Vinzenz, Breslau 1836 und 1841), berücksichtigt aber nebenbei noch sorgsam selbst die kürzesten auf das Kloster bezüglichen Nachrichten der Breslauer Chronisten vom 16.—19. Jahrhundert, sowie kleinere Veröffentlichungen einzelner Klosterreste, namentlich des romanischen Portals der Magdalenenkirche. Eine gewissenhafte Nachprüfung aller dieser Quellen erster, zweiter, dritter Ordnung ist erfolgt. Es wird deshalb auf die in dem Buche von Luchs verzeichnete Litteratur nicht eingegangen, um den Aufsatz von Fussnoten zu entlasten. Nächst der Durchführung dieser Arbeit erstrebt die nachfolgende Untersuchung die Aufnahme eines genauen Inventars der in Abbildungen oder Originalen bekannten, durch Entdeckungen neuerer Zeit vermehrten und jetzt zum allergrössten Teil im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer vereinten Monumentenreste und damit die meist stillschweigende Berichtigung mancherlei Irrtümer in der bisherigen Litteratur über das Kloster, endlich eine Einreihung der erhaltenen Architekturstücke und Skulpturen der Klostergebäude in den allgemeinen kunstgeschichtlichen Zusammenhang, soweit dieses bei der Spärlichkeit der historischen Überlieferung und des verfügbaren Vergleichsmaterials möglich war.



Das Vinzenzkloster extra muros Wratislaviae, lag auf dem östlichen Teile des Elbing, einer Vorstadt Breslaus rechts der Oder. „Ein herrliches Kloster von weitläufigen Gebäuden, mit hohen Mauern und Türmen befestigt, mit vielen Einkünften und allen Notwendigkeiten aufs beste versehen" nennt es der Breslauer Rat in einem Briefe an Papst Paul II. vom 13. Juli 1466. Der Kirchenerbauer Graf Peter Wlast, der Sohn des Wladimir, eines am Zobten angesessenen Edlen, selbst einer der angesehensten polnisch-schlesischen Magnaten seiner Zeit und persona gratissima bei seinem Herzog Boleslaus III., hatte es in der Einsamkeit eines Waldes nahe bei Breslau, in dem er ein Jagdhaus besass, 1139 zu Ehren der Mutter Gottes gegründet. Eine diplomatische Sendung an das Hoflager des deutschen Kaisers Konrad III. nach Rom benutzte er, um in der heiligen Stadt Reliquien des Bischofs Vinzenz für seine neue Abtei zu erwerben. Sie gaben, am 6. Juni 1145 in Breslau feierlich eingeholt, Veranlassung, das ursprünglich der Jungfrau Maria geweihte Stift nun nach jenem Heiligen zu nennen. Am 22. Juni 1148, wie Görlich darthut, oder ein Jahr später, wie eine zweifellos später angefertigte Urkunde besagt wurde die Vinzenzkirche geweiht und mit reichen Schenkungen bedacht. Die

ersten Insassen des Klosters waren Benediktiner aus dem ältesten polnischen Kloster Tiniec bei Krakau. Sie wurden, weil sie schlechte Disziplin hielten, 1193 durch Prämonstratenser, vielleicht aus der Martinsabtei in Breslau,[1]) ersetzt. Einer der Äbte dieses Ordens, Conrad II., errichtete ein opus lapideum ecclesie annexum, also wohl einen Anbau oder ein an die Kirche grenzendes Wohnhaus, für das Bischof Nanker von Breslau am 6. Oktober 1331 einen Ablass in der ganzen Diözese ausschrieb, um dem Abte und Konvente zu Hilfe zu kommen „beim Bau eines steinernen Werkes an der Kirche zum heiligen Vinzenz, welches aus dem Grunde sich bereits erhebe, aber ohne anderer Hilfe und Almosen wegen der grossen Kosten nicht könne erbauet werden". Wilhelm III., der zwischen 1350 und 1364 Stiftsabt war, errichtete dem Gründer des Klosters und dessen Gemahlin Maria, die beide in der Klosterkirche ihre Ruhestätte gefunden hatten, ein prachtvolles Grabmal von Marmor. Im Jahre 1369 wurde die sogenannte Bischofskapelle vom Bischof Thomas von Sarepta erbaut und zu Ehren des heiligen Thomas und der Elftausend Jungfrauen eingeweiht. Eine bereits 1384 gebaute Kapelle war, wie 1433 erwähnt wird, auf dem Kreuzgange gelegen. Abt Franz baute 1390 die Kapelle der heiligen Magdalena. Im Jahre 1498 wird eine Kapelle der Apostel Peter und Paul genannt.

Ausser der Vinzenzkirche umfasste die gesamte Klosteranlage noch zwei Gotteshäuser, die Michaelis- und die Allerheiligenkirche.

Die Michaeliskirche, die nahe bei der Vinzenzkirche auf dem Kloster-Friedhofe stand, hatte der Schwiegersohn Peter Wlasts, Graf Jaxo, begonnen und seine Witwe vollendet. Sie ist dreimal umgebaut worden, das letzte Mal um 1513. Im Jahre 1441 wird eine Schenkung von 10 Mk. czu dem Bawe erwähnt.

Die Allerheiligenkirche, östlich vom Stift gelegen, erwarb das Kloster 1368. Sie stürzte 1433 völlig ein, nachdem sie in den Hussitenkriegen künstlich in einen baufälligen Zustand versetzt worden war, um sie bei einem feindlichen Angriff schnell beseitigen zu können. Doch wurde 1467 durch den Legaten Rudolph, Bischof von Lavant, ein Ablass zu ihrer Wiederherstellung ausgeschrieben, die auch ins Werk gesetzt worden ist.

Von den zum Kloster gehörigen Gebäuden wird in der „Topographischen Chronik" weiterhin berichtet, dass sie 1471 und 1474 im polnisch-ungarischen Kriege auf Kosten der Stadt befestigt wurden, dass sie 1496 in sehr schlechtem Zustande waren, und Abt Johann V. notwendige Restaurationen, aber auch Neubauten vornahm, für die die Mittel wiederum durch einen Ablass beschafft wurden. Im Jahre 1512 erhielt das Kloster von König Wladislaus die Erlaubnis neben Bier auch Kalk und Steine nach Bedürfnis zollfrei einzuführen, was auf Bauten um diese Zeit hindeutet.

Die Türkengefahr des Jahres 1529 brachte dem Kloster den Untergang. Sultan Soliman hatte mit einem gewaltigen Heere Ende August Ofen erobert und sich im September gegen Wien gewandt. Schlesien zitterte vor einem Einfall der Türken. Die Befestigungswerke der Stadt wurden eiligst erneuert und ausgebessert. Das brachte eine

---

[1]) Schulte, Die Martinsabtei und die älteste Burg in Schlesien. Schles. Ztg. 4. August 1897.

Frage in Fluss, die schon früher zu verschiedenen Malen die Gemüter der Breslauer lebhaft erregt hatte, die Frage der Schleifung des Vinzenzklosters. Denn bei einer Belagerung Breslaus gewährte es mit seinem umfänglichen festen Gemäuer dem Feinde einen höchst gefährlichen Stützpunkt. Die Türken ante portas veranlassten nun den Breslauer Rat von dem früher nutzlos beschrittenen Instanzenwege abzusehen und ein Verfahren kurzer Hand einzuschlagen. Am 13. Oktober 1529 wurde ein von mehreren Ratsleuten, dem Abt und den ältesten drei Fratres unterschriebenes Verzeichnis der Kirchenkleinodien aufgenommen.[1]) Die Schätze erlitten das Schicksal, dem nur wenige der vom Magistrat schon seit 1525 eingezogenen Kirchenschätze — ihr Erlös sollte die Kosten der Befestigung der Dominsel decken — entgingen: sie wurden eingeschmolzen. Zwei auf Pergament schön geschriebene und mit reizvollen gotischen Initialen verzierte Gradualien von 1351 und 1362 — das erstere „completus per manus fratris Johannis Lozacconis" — sind wohl auch 1529 ihrer wertvollen Einbandbeschläge beraubt worden, im übrigen aber noch in der Breslauer Kgl. und Universitätsbibliothek (Manuscr. I. F. 422 und 423) erhalten. Am Nachmittage des 14. Oktober 1529 zogen die Ratmanne begleitet von einer grossen Zahl Arbeiter mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel auf den Elbing hinaus, um das Kloster niederzureissen. Vier Wochen später bezeichnete seine Stelle ein unabsehbarer Schutthaufen. „Besonnenheit würde eingerissen und vielleicht doch manchen wehmütigen Gedanken dabei gefasst haben", meint Görlich, „aber die Leidenschaft stürzte zusammen." Diese Bemerkung des katholischen Kloster-Historiographen soll natürlich andeuten, dass bei der Demolierung weniger strategische und patriotische Gründe mitspielten, als vielmehr die in der Zeit liegende Abneigung gegen das Mönchstum, die Begierde der evangelischen Bürgerschaft, an dem Sitz der unbeliebten Mönche von St. Vinzenz ihr Mütchen zu kühlen. Zugegeben aber selbst, dass recht viele unter denen, die bereitwilligst Hand an das Zerstörungswerk legten, von den allzeit giltigen Masseninstinkten, der Zerstörungswut und der Freude am Unfug, geleitet wurden, so zeigt doch der Umstand, dass der Rat der Stadt schon vor Einführung der Reformation beim Oberlandesherrn wegen der Schleifung des Klosters vorstellig wurde, dass für diesen nur die wirklich vorhandene Gefahr für die Sicherheit der Stadt bei seinem Vorgehen in Frage kam.[2])

Den Mönchen des dem Erdboden gleichgemachten Klosters wurde das bisherige St. Jacobskloster an der Sandbrücke in der Stadt eingeräumt, das von da ab den Namen Vinzenzkloster führte. Hier blieben sie bis zur Säkularisation der Klöster im Jahre 1810.

An der Stelle der alten Michaeliskirche wurde schon 1530 eine neue hölzerne errichtet. Der Abt Scultetus von St. Vinzenz hat von 1597—1609 wieder eine neue, aber hölzerne erbaut, die 1635 durch die Schweden beraubt und verwüstet wurde. Sie ist

---

[1]) Veröffentlicht von Alwin Schultz: Einige Schatzverzeichnisse der Breslauer Kirchen. Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Philos.-hist. Abt. 1867 S. 23.

[2]) Wattenbach, Über die Veranlassung zum Abbruch des Vinzenzklosters, Zeitschrift d. Vereins f. Gesch. u. Altertum Schlesiens IV, 146 und Grünhagen, Geschichte Schlesiens, Gotha 1884, II, 46.

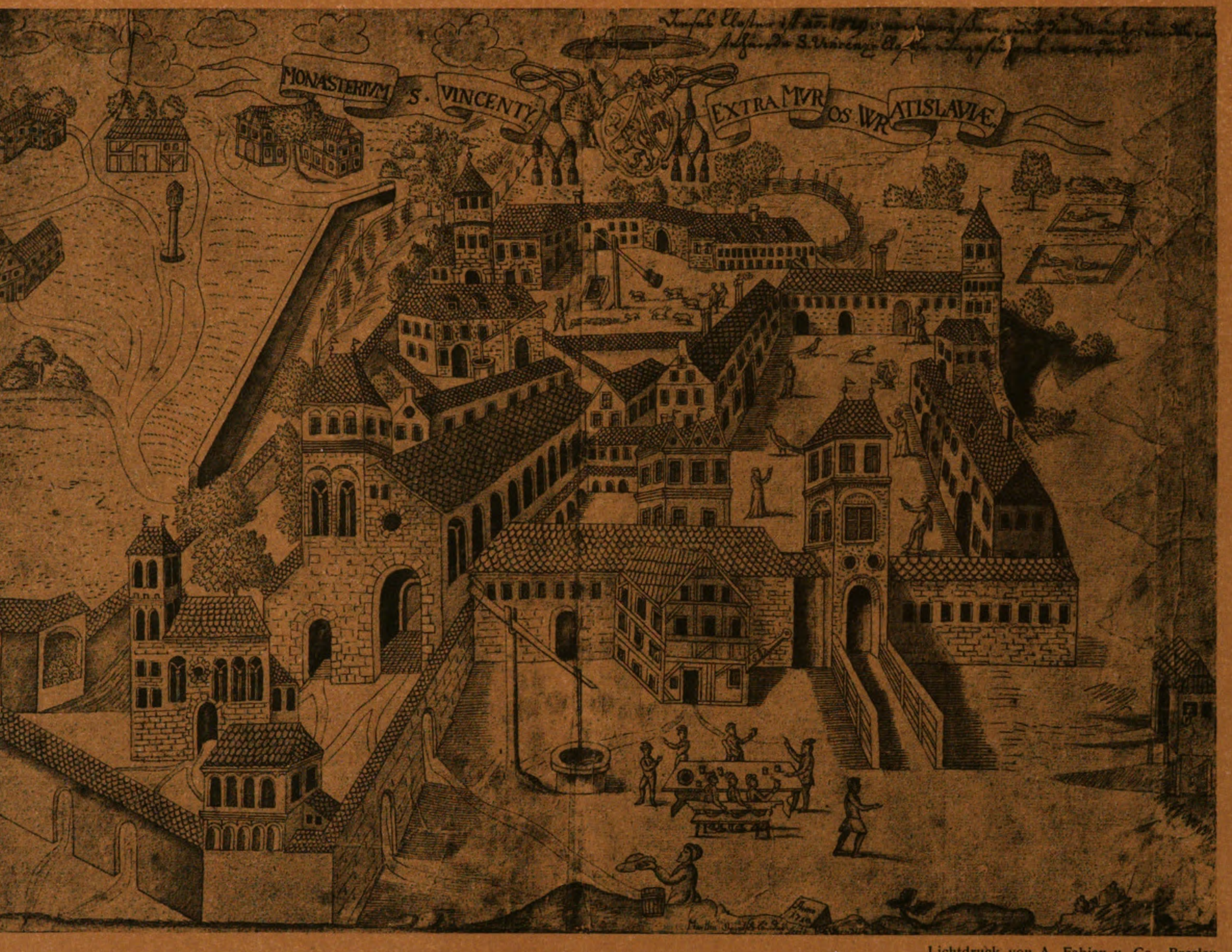
zwischen 1710 und 1717 durch den Abt Brückner restauriert worden. Heute steht seit 1871 an dieser Stelle die im gotischen Stil des 19. Jahrhunderts erbaute Michaeliskirche.

Hoch oben an der Rückseite des Hauptaltars dieser Kirche hängt ein früher im Vinzenzkloster am Sandthor, dann im Pfarrhause der Michaeliskirche aufbewahrtes 2,33 : 1,88 m grosses, leider sehr nachgedunkeltes und beschädigtes Ölgemälde des alten Vinzenzklosters auf dem Elbing. Eine kleinere mit Ölfarbe übermalte Photographie dieses Bildes aus dem Jahre 1884 in der Sakristei derselben Kirche ist der Besichtigung bequemer zugänglich. Nach dieser Vorlage sind sicher die Kupfer in den Büchern unserer alten Lokal-Chronisten Gomolcky und Klose, und nach diesen wieder die Lithographieen im „Breslauer Erzähler" (1801) und bei Görlich gefertigt worden. Grössere oder kleinere Freiheiten in Zuthaten wie Abstrichen haben sich die reproduzierenden „Künstler" allerdings mehrfach erlaubt. Auch eine Tuschzeichnung im Besitz unseres Museums (Taf. VI) geht zweifellos auf das Ölbild zurück. Die auf dem Blatte angebrachte Bezeichnung: Martin Deutschländer fecit Anno 1710 W. E. v. Seydlitz del. 1752 könnte verleiten in jenem Deutschländer[1]) den Maler des Ölbildes zu erblicken, das Seydlitz kopiert hat. Indes das Ölbild, das auf eine Künstlerbezeichnung hin nicht zu untersuchen war, muss früher als 1710 entstanden sein. Auf dem Bilde ist nämlich über den Gebäuden ein geistliches Wappen mit Mitra und Pedum, dem Abtshut und einem nach beiden Seiten abflatternden Spruchbande angebracht: dreifeldig, rechts oben das Monogramm Mariae mit dem Stern, links das Schweisstuch der Veronika, unten einen steigenden Löwen mit einem Kranze oder Ringe in der erhobenen rechten Tatze enthaltend. Es ist das Wappen des Abtes Andreas III. Gebel, der von 1673—1686 dem Stifte vorstand.[2]) Dieselbe Zuthat zeigt im Gegensatz zu den erwähnten Kopien auch die Tuschzeichnung, nur dass auf dem Spruchbande statt „Das uralte Closter S. Vincentii auf dem Elbing vor Breslau": „Monasterium S. Vincenty extra muros Wratislaviae" steht. Hat also der Kopie von Seydlitz von 1752 ein Vorbild Deutschländers von 1710 zu grunde gelegen, so war dieses schon eine Kopie des in der Zeit von 1673—1686 unter Abt Andreas III. Gebel entstandenen Ölgemäldes. Abt Andreas III. war wissenschaftlich sehr gebildet, hatte also gewiss einen historischen Sinn und bethätigte vielfach seine künstlerischen Neigungen in einer reichen Ausschmückung des Vinzenzklosters am Sandthor. Die Anfertigung des Ölbildes ist also gewiss seiner Anregung zu verdanken. Doch muss auch dieses

---

[1]) Das Blatt ist bei Görlich II, 18 Anm. 2 erwähnt, wo irrtümlich Deutschmann, ein in der schlesischen Künstlergeschichte bekannter Name, statt Deutschländer, steht. Über Deutschländer war nichts zu ermitteln. Von Wolff Erdmann von Seydlitz besitzt die Breslauer Stadtbibliothek einen Sammelband von gezeichneten und beschriebenen schlesischen Denkmälern und Denkmalsinschriften aus dem Jahre 1755 (Manuskript 1649) mit dem Titel: Extractus inscriptionum sepulchralium utriusque Silesie ex Cod. msto viri nobilissimi Dni Jo. Godofredi Baronii J. U. D. et Regim. supr. Wratisl. Adr. per excerps. Wolff Erdmann à Seydlitz Equ. Sil. et Eccles. Cathedral. Merseburg. Can. A. O. R. MDCCXLV accesserunt exotica quaedam Monumenta.

[2]) Nach Görlich II, 105 und einem Porträt des genannten Abtes im Barmherzigen Brüderkloster in Breslau.



Lichtdruck von A. Fabian u. Co., Breslau

Das Vinzenzkloster, Tuschzeichnung vom Jahre 1752 nach einem unbekannten Original

Ölgemälde wiederum auf ein älteres Vorbild zurückgeführt werden, da es kein Phantasiebild ist, und das Kloster schon 1529 zerstört war. Eine auf der Tuschzeichnung (auf dem Hauszeichen des Gebäudes, vor dem der Tisch mit den Zechern steht) angebrachte, auf dem Ölbilde aber nicht mehr erkennbare Jahreszahl — 1587 — giebt vielleicht wieder eine Etappe einer Abbildungsreihe an, deren Anfang wir nicht kennen. Denn zwischen einer etwaigen Abbildung des Klosters aus dieser Zeit und dessen Zerstörung lägen ja auch schon wieder 58 Jahre. Dass das Bild des Klosters, welches Gomolcky um 1734 im Vinzenzkloster innerhalb der Stadt sah und dessen lateinische Unterschrift er mit einer deutschen Übersetzung mitteilt, die mit der Unterschrift des erhaltenen Ölbildes im wesentlichen übereinstimmt, ein vor der Demolierung des Klosters aufgenommenes war, ist durch nichts bezeugt.

Wir haben aber noch eine Abbildung des Klosters, die von den bis jetzt genannten völlig unabhängig ist und uns gewissermassen eine Kontrolle bietet, dass diese keine Phantasiegebilde sind. Wir finden sie auf dem aus der Vogelperspektive gezeichneten Plane der Stadt Breslau von 1562, den der Maler Bartholomäus Weyner mit seinem Vater zusammen gezeichnet hat. (Abb. auf S. 61.)

Diese Abbildung und das Ölbild stimmen in der Hauptsache, dem allgemeinen Aussehen und der Lage der Baulichkeiten, völlig überein, nur dass die Abbildung auf dem Plane nach diesem orientiert ist, wir also die sogenannte Vinzenz-Oder, einen jetzt verschütteten Oderarm, gegen den der heutige Lehmdamm eine Wehr bildete, nicht östlich sondern südlich vom Gebäudekomplex haben. Wir sehen in das Kloster dort von Westen, hier von Süden hinein. Die Weyners, der Sohn oder der Vater, müssen also wohl im Besitz einer Aufnahme des Klosters vor seiner Zerstörung gewesen sein, die ihnen so wertvoll erschien, dass sie sie mit der Beischrift: „Des Closters sanct Vincents (wie es vor der belegrung der Stadt Wienn ehe es eingerissen) gestanden und seine Gestalt gehabt Ware Contrafactur 1529“ wahrscheinlich etwas zu weit westlich, um das böhmische Löwenwappen noch anbringen zu können, in den Plan aufnahmen, in den sie eigentlich gar nicht mehr gehörte.

Bemerkt muss werden, dass alle Abbildungen, die auf ein oder zwei frühestens 1529 entstandene Vorlagen zurückgehen, für die romanischen Architektur- und Schmuckformen der Hauptgebäude ein nur sehr geringes Verständnis zeigen. Am getreuesten ist in dieser Hinsicht das erwähnte Ölbild.

Aus den Abbildungen und den dürftigen Zeugnissen des Barthel Stein, der das Kloster noch in seiner ursprünglichen Gestalt gesehen hat, ergiebt sich nun folgendes Bild der gesamten Klosteranlage. Der Mann, von dem eigentlich das Mönchstum des Abendlandes datiert, der hl. Benedict, hat in einem Satz gleichsam das Programm des ganzen späteren Mönchstums ausgesprochen: monasterium autem, si fieri potest, ita debet construi, ut omnia necessaria, id est aqua, molendinum, hortus, pistrinum vel artes diversae intra monasterium exerceantur. Das Kloster soll einen Staat, eine Stadt für sich bilden, möglichst

einer Entlehnung von aussen nicht bedürftig sein.[1]) Und nach diesem claustralen Prinzip ist auch unser ursprüngliches Benediktinerkloster angelegt. Es bildete in der That eine durch Mauern, viereckige und runde Türme und Wachthäuser von der Aussenwelt streng abgeschlossene und zugleich befestigte Stadt, die etwas westlich von der jetzigen Michaeliskirche bis östlich an die Fischhälter, südlich an den Lehmdamm reichte. Im Inneren war der Bezirk in 6 oder 7 Höfe geteilt. Zu dem Haupteingange im Westen führte ein durch lange Mauern abgeschlossener Gang. Über der Eingangspforte erhob sich ein hoher viereckiger Turm mit einem stumpfen Dache. Das Hauptgebäude im Nordwesten war die St. Vinzenzkirche, antiqua magnificentia et ingentibus ex uno saxo columnis visenda, portibus, ut tum fuit, insigni artificio sculptis, caeterum nulla testudine decora, amplitudine inter maiores censenda. Turrim pro fronte latam ostentat.[2]) Dieser Turm ist viereckig, hat ein eigenes Portal, darüber 2 grosse von Säulenarkaden eingerahmte und über diesen 3, auf der Südseite 2 kleinere Rundbogenfenster. Über den oberen Fenstern läuft unter dem niedrigen Dache ein Rundbogenfries. Links vom Eingang zum Turm liegt ein grösseres Portal, das in das von 8 Rundbogenfenstern seitlich erhellte Kircheninnere führte, und über dem eine Fensterrose und zwei kleinere rundbogig abgeschlossene Fenster der Vorhalle Licht zuführten. Nach den erwähnten Säulen muss das Innere, von dessen Grösse wir uns nach den von Stein erwähnten 22 Altären eine ungefähre Vorstellung machen können, mehrschiffig gewesen sein. Dass die Kirche auch mehrere im Laufe der Zeit angebaute Kapellen besass, ist erwähnt worden. An die Südseite der Kirche legte sich ein Kreuzgang an.

Das zweite kleinere Gotteshaus des Klosters, — es hatte nur 3 Altäre und eine persona inclusa — die Pfarrkirche zu St. Michael, erhob sich nicht sehr weit westlich von der Vinzenzkirche auf dem Begräbnisplatze; man erkennt in der Mauerecke ganz in der Nähe deutlich das Beinhaus. Ein ebenfalls viereckiger Turm lagerte vor der Westfront. Die Kirche hatte anscheinend nur ein Schiff und eine Chorapsis, die bedeutend niedriger als dieses ist. Über einem Südportal ist ein Radfenster angebracht. (Hier ist die Darstellung auf dem Weynerschen Stadtplan die genauere, da auf allen von dem Ölbilde abhängigen Abbildungen der Chor nach Süden [!] liegt.) Über einer Thür befand sich noch zu Steins Zeit eine auf den Stifter der Kirche bezügliche Inschrift, wohl die, welche Benedikt von Posen mitteilt:

Jaxa en! principium templi fuit huius et auctor
Post obitum cuius operi finem dedit uxor:
Jaxa decus morum, via recta et forma bonorum
Adsit pax Christi tibi! bustum cuius adiisti.

Von der Allerheiligenkirche, die auch 3 Altäre hatte und non paucorum hominum capax erat, haben wir kein Bild. Sie lag entfernt von der Hauptmasse der Klostergebäude.

---

1) Schlosser, die abendländische Klosteranlage des frühen Mittelalters, Wien 1889 S. 8.

2) Bartholomäus Sthenus, descriptio Wratislaviae ed. Kunisch 13.

Die Wohn- und Wirtschaftshäuser waren grösstenteils von Backstein — nur die Vinzenz-, die Michaeliskirche und vier Häuser sind auf dem Ölbilde grau, also, wie auch die Berichte lauten, aus Stein; alle anderen sind ziegelrot. Sie waren zweistöckig und an den Ringmauern erbaut. Achtundvierzig gewölbte Gemächer über der Erde werden erwähnt, darunter die Abtei. In ihr befand sich die mehrfach vorkommende „Stube in der Residenz", in der die öfter einkehrenden vornehmen Fremden aufgenommen wurden. Zieht man den bekannten schematischen Plan des Benediktiner-Klosters von St. Gallen aus dem 9. Jahrhundert zum Vergleich heran, bei dem ganz wie bei uns im Süden die grössere Baugruppe liegt, so werden wir wie dort in dem an den Kreuzgang südlich anstossenden mächtigen Gebäude auch hier das eigentliche Kloster, die Klausur, zu erblicken haben, in dem nordöstlich von der Vinzenzkirche gelegenen aber die Wohnung des Abtes. Ein Badehäuschen steht am Ufer der Oder. Ausserhalb der Mauern nahe beim Eingang lag ein grosses Wirtshaus von Bindwerk mit einem seine Bestimmung anzeigenden Wahrzeichen.

Kehren wir nun zum Schutthaufen von 1529 zurück. Ihn, „den Abraum an Steinen, Werken, Werkstücken, Thürgeräten, Fenstersteinen, Kalk, Ziegeln oder Glockenspeis" kaufte die Stadt am 15. Juli 1531 für etwa 500 rhein. Floren (à 32 Gr.). Verwendet wurden sie zum Bau der Wasserkunst an der Mühlpforte am Ende der Schuhbrücke, zum Bau des vom Patrizier Seyfried Rybisch errichteten Hauses in der Junkernstrasse, jetzt no 2, zur Pflasterung des Neumarktes im Jahre 1534, zum Bodenbelag der Sakristei der Magdalenenkirche im Jahre 1546.[1]) In demselben Jahre[2]) und an der Südseite derselben Kirche wurde anstelle einer kleineren Thür das Portal der Vinzenzkirche, „welches vormals am Kreuzweg gestanden", angebracht und dabei das Steinwerk daran „verneuert" Schon 10 Jahre früher, 1536, wurden am Portal des städtischen Neuspitals, des späteren Allerheiligenhospitals, das man 1526 zu bauen angefangen hatte, gegen das Burgfeld hin, „etliche Bilder von der St. Vinzenz- und St. Michaeliskirche aus dem gekaufften Abraum des alten abgebrochenen Vinzentinerklosters und des gleichfalls mitdemolierten Kirchel Omnium Sanctorum" eingemauert. Das eine „gegen der Brücken", war eine „Abnahme vom Kreuz", das andere „gegen dem Zeughause stellet zwey Schlesische Hertzöge vor, welche Gott zu Ehren Kirchen gebauet, derohalben sie auch jedwieder auf der Hand dem Sohne Gottes bringet, welcher im Mittel dieses Bildes mit einem Oval-Circkel umbgeben, auf dem Regenbogen sitzet." u. s. w. „Die 2 viereckichten Bilder an des Geschwornen Wohnhäusel sollen bedeuten das eine den Petrum Wlast, sambt dem Herzog Wladislav II. Das andere, den König von Pohlen, wie er damahls dem Bischoffe hat pflegen zu schweren. Die anderen daselbst befindlichen Bildnisse sind von keiner sonderlichen Merkwürdigkeit. Der Ertz-Engel Michael nebst 2 anderen Bildern ist am Eckhause der Riemerzeile bei den 2 Polacken eingemauret."

---

[1]) Das letzte nach den handschriftl. Nachträgen zu Nic. Pols Hemerologium Silesiacum Wratislaviense v. B. v. Prittwitz. Schles. Vorz. II, 256.

[2]) Das noch erhaltene Portal hat nach Luchs früher an der äussersten Kante der Archivolte die Zahl 1546 getragen. Angaben, dass die Anbringung 1532 oder 1548 stattgefunden hat, sind also falsch.

Gomolcky, der dieses aus vereinzelten Notizen zusammengefasste berichtet, erzählt auch, dass vor der Demolierung des Klosters aus der Kirche und dem Kloster Altäre, die Orgel und viele Grabsteine ausgeräumt wurden. Die Epitaphien, vermutlich auch das schon erwähnte Grabmal des Peter Wlast und seiner Gemahlin, das man vorher geöffnet hatte, wurden ins Vinzenzkloster am Sandthor gebracht. Dieses Grabmonument ist wie alles übrige zuletztgenannte verschwunden. Wir haben nur eine Abbildung davon (Universitäts-Bibliothek-Breslau, Manuskr. IV, Fol. 239), eine Tuschzeichnung nach der Bernhard Mannfeld die eigentliche Grabplatte als „Titelkupfer" für Hoverden, Schlesiens Grabdenkmäler und Grabinschriften, Alphabetisches Register I lithographisch gezeichnet hat. Es lag in der Mitte des Chores, also vor dem Hauptaltar, wo es Cureus 1529 noch sah, und hatte die übliche Form der gotischen Grabtumben. Der viereckige Sarkophag erhob sich „1 1/2 Ellen über der Erde". Auf der oberen Deckplatte waren die Hochrelieffiguren Peter Wlasts und seiner Gemahlin Maria links neben diesem in Lebensgrösse dargestellt: er unbedeckten Hauptes in einem langen Gewande und Mantel, „in einem polnischen Habit", mit Schwert und Schild an der linken Seite, sie mit einem Fürstenhut, gleichfalls langem Kleide und Mantel, ein zweitürmiges Kirchenmodell in den Händen. Über beiden Häuptern ragte ein altes gotisches Portal, eine Verzierung, die auf der Abbildung nicht recht verständlich ist; so z. B. ist in der Mitte eine von einem Fürstenhut bekrönte Kartouche im Stil des XVIII. Jahrhunderts (!) angebracht. Um den Rand des Deckels standen in gotischen Majuskeln die Verse:

Hic situs est Petrus Maria coniuge fretus
Marmore s~~plend~~ente Patre Guilhelmo peragente.

An den ebenfalls mit Portalen (Nischen, wie beim Grabmal Heinrichs IV.) gezierten Seiten zu Häupten und zu Füssen standen „vier wachende Löwen". Da Maria 1150, ihr Gatte 1153 gestorben ist, konnte das unter Abt Wilhelm III. zwischen 1345 und 1363 errichtete Grabdenkmal nur Idealfiguren aufweisen.

Das 1546 an der Magdalenenkirche angebrachte romanische Portal ist an derselben Stelle noch erhalten. Freilich ist es nicht nur 1546 „verneuert" worden, sondern mehrmals, am gründlichsten bei der letzten gar übel durchgreifenden Restauration der Kirche im Jahre 1890. Bei dieser Gelegenheit wurden die Säulenbasen vollkommen neu hergestellt und dabei die an den Seiten befindlichen Löwen entfernt, deren allmähliche „Abnahme" die Reihe der Abbildungen des Portals[1]) deutlich zeigt. Neu sind auch die Kämpferplatten

---

1) Einen und denselben im Jahre 1817 nach einer Zeichnung Rabes von Menzel gefertigten Umrissstich enthalten die Beschreibungen des Portals von Büsching, Wöchentl. Nachrichten, Breslau 1817 I, 139, von Fischer, Die Prachttür der Magdalenenkirche, Breslau 1817, und die Polschen Jahrbücher ed. Büsching III. Eine Zeichnung von Heinrich Mützel findet sich in der Sammlung von Abbildungen der vorzüglichsten Altertümer und Denkmäler Breslaus i. Bes. d. Schlesischen Gesellschaft f. vaterl. Kultur (gegenwärtig im Museum der bild. Künste). Eine sehr kleine Lithographie findet man bei Luchs, Romanische und gotische Stilproben aus Breslau und Trebnitz, Breslau 1859, Taf. 1. Alle drei Abbildungen sind sehr schlecht. Aus den 70er Jahren stammt eine Photographie von Buchwald und ein



der Säulen, neu ist der äusserste Rand der Archivolte, der noch zu Luchs Zeiten die Jahreszahl 1546 trug. Von früheren Restaurationen rühren die vollkommen stilwidrigen Kapitelle der beiden innersten Pfeiler, die beiden glatten starken und z. T. auch die beiden glatten schwachen Säulen her. Im übrigen ist der Erhaltungszustand bis auf einige Ornamentteile der Archivolte ein guter. Eine Überarbeitung des Figurenkreises des Rundbogens ist nicht ausgeschlossen. Das Material ist Sandstein und zwar ein rötlicher auf der linken, ein weisser auf der rechten Seite, wie er noch heute in der Grafschaft Glatz gefunden wird.[1]) Die verschiedenartige Behandlung der beiden in der Dekoration gleichen Thürgewände, die Alwin Schultz schon bemerkt hat, erklärt sich sehr natürlich daraus, dass die Arbeit an einem so grossen Stück gewöhnlich mehreren Steinmetzen anvertraut wird, die selbst nach ein und derselben Vorlage verschieden arbeiten. (Tafel VII.)

Das Portal schrägt sich nach innen mit 2 Winkeln perspektivisch ein. Vor jeder der so entstehenden Ecken steht frei eine runde Säule. Alle sechs Säulen sind bis zu den verschieden starken Plinthen gleich hoch und nehmen von aussen nach innen an Umfang ab. Die zwischen den Säulen hervortretenden Kanten sind mit dünnen Säulchen ausgesetzt oder ausgekehlt. Die attischen Säulenbasen sind mit dem für die romanische Kunst charakteristischen Eckblatt verziert, dessen Spitze nach unten gekehrt die viereckige Plinthe berührt. Die Säulenschäfte sind bis auf die zwei schon erwähnten innersten glatten vollständig mit Ornamenten überdeckt. Jeder zeigt ein anderes Muster. Die äusserste Säule rechts ist durch Längsschnitte in Segmente geteilt, die teils durch Rosetten, teils durch Diagonalbänder, teils durch Blattguirlanden in scharf geschnittenem Relief verziert sind. Die benachbarte zeigt reiche Blatt- und Blütenornamente, kreisförmige, durch Binden verbundene Kränze; die beiden auf der anderen Seite sind mit stumpfwinkelig gebrochenen Bändern in der Längsrichtung besetzt. Die Würfel-Kapitelle sind völlig übersponnen mit phantastischen Pflanzengebilden, aus denen Pferde, Greifen, Drachen und andere Fabelgebilde, menschliche Köpfe und Brustbilder herauswachsen. Ein Teil der Dekoration mag ja nur aus sinnlicher Freude am üppigen Ornament entstanden sein, ohne eine symbolische Bedeutung zu beanspruchen, aber nur ein Teil. Die Geistlichen jener Zeit waren besser als wir in der verschnörkelten, tiefsinnigen Bildersprache der Kirchenportale geübt. Beim täglichen Psalmodieren setzten sich die allegorischen Bilder ihrer Gesangbücher in ihren Köpfen fest, und sie übertrugen diese Handschriftenillustrationen auf die dekorative Skulptur, wo sie losgelöst von dem erklärenden Text für uns nicht immer sofort sinnbildlich zu erklären sind. Das ist auch bei diesem Portal der Fall. Nur ein „stilisierter" Sündenfall, und eine Vertreibung aus dem Paradiese sind

---

Lichtdruck von C. Schmidt. Letzterer zeigt die schöne, seit 1890 leider verschwundene und durch ein scheussliches modernes Produkt ersetzte Holzthür. Die beste Abbildung nach der letzten Restauration bringt Rückwardt, Architekturteile und Details von Bauwerken des Mittelalters bis zur Neuzeit. Abt. A. T. 31.

[1]) Auskunft über technische Fragen verdanke ich Herrn Steinmetzmeister Hiller.

deutlich erkennbar. Die innerste Thürleibung besteht aus einem rechtwinkeligen, am Schaft etwas abgerundeten Pfeiler mit attisch profiliertem, viereckigem Sockel und einem, wie gesagt, nicht zugehörigen Kapitell. Die Verzierung beider Pfeiler ist gleichartig. Oben und unten sehen wir einen Tierkopf mit aufgesperrtem Rachen, den Höllenrachen symbolisierend, und zwar den obersten nach unten, den untersten nach oben gerichtet. Vom untersten gehen nach unten Flammenstrahlen aus. Der dazwischenliegende Raum ist durch je drei perlenbesetzte oder gerippte, durch breite Bänder verbundene Kreise eingeteilt. Der unterste enthält die aneinandergeschmiegten, nackten Brustbilder eines Mannes und einer Frau, Adam und Eva, der mittelste das Brustbild eines langbärtigen Mannes mit spitzer Mütze und darunter und darüber zwei Vogelköpfe, die zusammen eine Blüte im Schnabel halten, der oberste eine Weintraube mit Blüten. Über der Thürwandung spannt sich die rundbogige Archivolte den vier Stützen entsprechend aus vier nach innen zurücktretenden Halbkreisbögen zusammengesetzt. Auch diese tragen gleich den „postibus insigni artificio sculptis“ reichen Reliefschmuck. Der äusserste kantige Bogen zeigt auf der Aussenseite verschlungenes Band- und Blätterornament, auf der Innenseite einen Weintraubenkranz. Der zweite, gleichfalls eckige, ist ähnlich geschmückt, der vierte zeigt das Zickzackornament der beiden Säulen links. Der dritte Bogen ist mit stark aus der Fläche heraustretenden Relieffiguren besetzt. Dargestellt sind die Verkündigung an Maria, an die Hirten, die Anbetung der Könige, Beschneidung, Darstellung im Tempel, Taufe Christi. Merkwürdig ist die Art, wie bei der Verkündigung an die Hirten, die durch einen geflügelten Engel und einen Mann mit einem langen Stabe und vielleicht einem jetzt nicht mehr deutlich erkennbaren Tiere kurz charakterisiert ist, ersterer mittels eines vom Munde ausgehenden Strahles jenem die göttliche Botschaft gewissermassen einbläst. Man würde nach ähnlichen Bilderreihen an dieser Stelle eher die Begegnung der Maria mit Elisabeth und die Verkündigung an die Hirten erst nach der „Geburt“ erwarten. Ist es vielleicht eine Verkündigung an Joseph, für die ich allerdings sonst keine Beispiele kenne? Geburt und Anbetung sind zusammengefasst. Maria ruht auf einem sehr niedrigen Bett, das Kind in Windeln mit dem Stern über dem Haupte auf einer langen Lagerstatt, hinter der Ochs und Esel herausschauen. Die 3 Könige in kurzen, bis an die Kniee reichenden Gewändern mit Kronen auf dem Haupt und Geschenken in den Händen nahen sich in halbknieender Stellung. Hinter ihnen sitzt Joseph auf einem Schemel. Bei der „Beschneidung“ scheint das von Joseph gehaltene Kind auf einem Altar zu knieen oder bis an die Kniee in einem Badebehältnis in Form eines runden Säulenstumpfs zu stecken. Links davon, der Gruppe zugewandt, steht ein Mann mit hochgehaltenem Messer. Die „Darstellung im Tempel“ ist die einzige Szene, die durch eine rundbogige Architektur im Hintergrunde eine Andeutung der Örtlichkeit enthält. Sie vereint 5 Figuren: Maria, Joseph, Christus, Simeon und Hanna. Bei Maria, die ein Tuch oder die Tauben in Händen hält, ist die Partie um die Hände herum stark beschädigt. Zwischen Simeon und Hanna ist ein grosser leerer Raum, der vielleicht dadurch entstanden ist, dass der Künstler es vermieden hat, die Figuren durch eine Steinfuge durchschneiden zu lassen, den Platz aber nicht so genau berechnete. Bei



Unterseite des Tympanons auf Seite 72 und 73

der Taufe Christi durch Johannes stehen neben dem Täufling, auf den die Taube herniederschwebt, zwei geflügelte Engel mit Tüchern in den Händen.[1])

Auffallend ist bei einem so reich geschmückten romanischen Portale das Fehlen eines Tympanons. Vielleicht dürfen wir das an zweiter Stelle von Gomolcky (s. S. 67) erwähnte Relief mit der Kreuzabnahme dafür in Anspruch nehmen, das in den Maassen und auch sonst, sehr gut passen würde. Seit 1879 nicht mehr am Allerheiligenhospital, sondern in unserem Museum (Kat. 9935) ist es eine dicke, 1 m hohe, 2,10 m breite, oben halbkreisförmig abgerundete Sandsteinplatte, auf der Vorder-, Hinter- und Unterseite mit Reliefs geschmückt, unzweifelhaft das Bogenfeld eines Portals. (Abb. auf S. 72.) Auf der Vorderseite, die unten durch eine ornamentale Kante ausgezeichnet ist, ist die Kreuzabnahme dargestellt. Sie ist sehr beschädigt, und wir müssen manchmal bei der Deutung eine alte Abbildung bei Klose (von Breslau I, 126) zum Vergleich heranziehen. Der Leichnam Christi, auf dem Fussbrette ruhend, hängt nur noch mit dem linken Arm am langen Querholz des Kreuzesstammes. Nikodemus auf einer Leiter stehend ist bemüht den rechten Arm mit einer Zange zu lösen, während auf der anderen Seite Josef von Arimathia, auf einem Schemel stehend, den Heiland umfasst. Die freie Hand des herabgesunkenen rechten Armes hält Maria an ihr Gesicht gepresst. Zwischen dem Kreuz und Nikodemus steht Johannes in Trauer versunken. Neben dem Kreuz tauchen rechts und links aus Wolken, die in der Kunst der Zeit kreisförmig gebildet sind, so dass der Zeichner sie als Schilde missverstanden wiedergegeben hat, zwei Engel mit langen kolbenförmigen Gegenständen in den Händen auf, die Luchs als Posaunen erklärt, mit denen sie den Sieg über den Tod feiern. Ausser der Kreuzabnahme ist rechts und links Christus in der Vorhölle dargestellt. Beidemal nähert sich der Erlöser mit dem Kreuzespanier einer rundbogigen Pforte, die links einfacher als rechts gestaltet ist. Links reicht er drei nackten Gestalten mit bittenden Gebärden die Hand. Rechts wird er von einem Engel aufgenommen, neben dem ein in lange Gewänder gehüllter Mann, vielleicht Abraham, sitzt. Die andere Seite des Tympanons enthält den Tod Mariä. (Abb. auf S. 73.) Die eben Verschiedene liegt in der Mitte unter einer reichgefältelten Decke auf einem Bett, an dessen Kopfende ein turmartiges Gerät steht. Ihr Haupt ist mit einer Binde umwunden. Rechts und links stehen hintereinander aufgereiht je 6 Apostel mit Schriftrollen und Schriftbändern in den

[1]) Luchs sah noch am oberen Rande des Flusses ein Wort ICRVANI in lateinischer Majuskel, das er als Jordanus deutet.



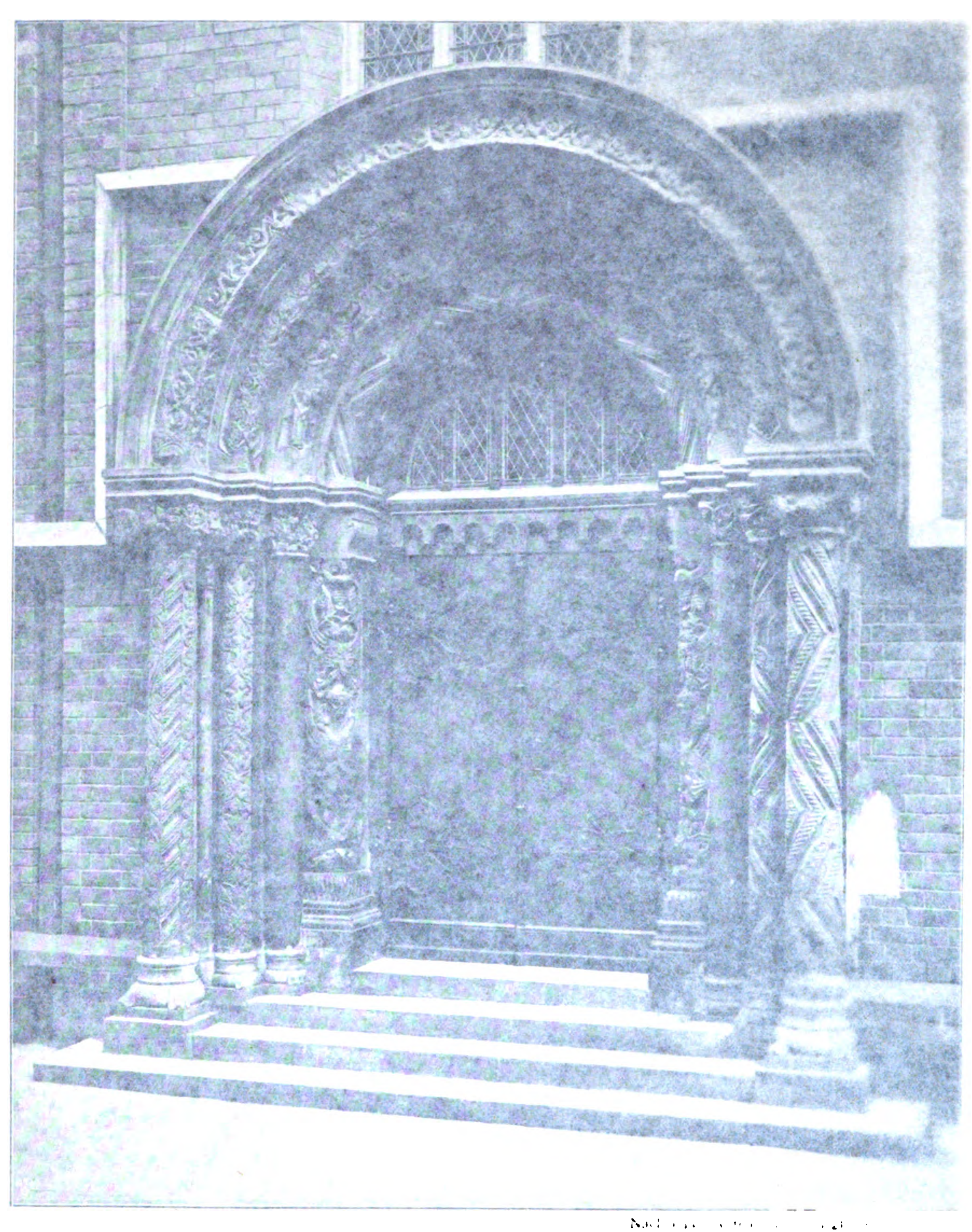
Tympanon der Vinzenzkirche, Vorderseite

Händen. Sie deuten mit dem Blick, die zwei dem Bett zunächst stehenden auch mit der Hand nach mitten oben, wo Christus mit der Seele der Gestorbenen, die in der herkömmlichen Weise als Wickelkind gebildet ist, gen Himmel fährt. Die Ecken oben werden durch zwei vorhangartig gebogene Leisten abgegrenzt, innerhalb deren Engel in gleicher Zahl und Anordnung wie die Apostel mit Tüchern in den Händen schweben.

Die oblonge, schmale Unterseite (Abb. auf S. 71) des Tympanons ist wieder vollständig mit reichem Blattwerk bedeckt, aus dessen Ranken Vögel und Fabeltiere wachsen. In der Mitte nicht im organischen Zusammenhange mit den Zweigen, sondern nur umrahmt von diesen sind die Brustbilder eines Mannes und einer Frau, die sich die Hände reichen, angebracht. Sie tragen die Zeittracht, der Mann eine Kappe. Vielleicht hat der Steinmetz an die Stifter der Kirche, Peter und Maria, gedacht.[1]

Die stilistische Verwandtschaft mit den Figuren und Ornamenten der Archivolte des vorhin beschriebenen Portals, ist ohne weiteres einleuchtend, und wenn man die Kreuzabnahme als Vorderseite nimmt, wofür auch die gegen die Rückseite auffallend fortgeschrittenere Zerstörung durch Wind und Wetter sprechen würde, so passt die Darstellung vortrefflich zu den Szenen aus der Jugendgeschichte des Heilands auf der Archivolte.

1) Inbetreff dieses Tympanons herrschte die denkbar grösste Verwirrung, die im einzelnen zu entwirren sich nicht lohnt. Bemerkt sei nur, dass Luchs Vorder- und Rückseite als zwei ganz getrennte Reliefs beschreibt, von denen er die Kreuzabnahme an der Aussenseite des Allerheiligenhospitals, das andere zum Teil vermauert (Abb. Roman. und got. Stilproben, Taf. 1) im Innern, im sog. Treppenhause, sah. Das Ganze ist aber unmöglich jemals zerschnitten gewesen. Der Irrtum ist nur so zu erklären, dass es in ein Loch der Wand eingelassen war.



Portal vom Vinzenzkloster an der Magdal...



[illegible] Vinze[illegible]irche[illegible] V[illegible]

[illegible], die zwei dem B[illegible] zunächst stehen[illegible] auch mit [illegible] Christus mit der Seele des Gestorbenen, [illegible] in [illegible] gebild[illegible] ist, [illegible]gen Himmel [illegible]. Die Ecken [illegible] werden [illegible] abgegrenzt, innerhalb [illegible] Engel in gleiche[illegible] mit Tüchern in den Händ[illegible] schweben.

[illegible] (Abb. auf S. 71) des Tympanons [illegible] werk bedeckt, aus de[illegible] Ranken Vög[illegible] und [illegible] im organischen Zu[illegible]hange mit den Zw[illegible] die Brustbilder [illegible] und einer Frau [illegible]. Sie tragen [illegible] Mann eine Kappe. Viel-[illegible] Kirche [illegible] und Mein[illegible]

[illegible] mit [illegible] Figuren [illegible] Archivolt[illegible] Portal[illegible] und [illegible] man die Kr[illegible] [illegible] die [illegible] und Wetter [illegible] passt [illegible] des Heilands [illegible]

[illegible] grösste [illegible] ein einz[illegible] [illegible] Vorder- und R[illegible] zwei [illegible] des [illegible] das [illegible] sog. Frem[illegible] [illegible] gewesen [illegible] zu erklären, [illegible] es [illegible] ein [illegible] Wand eing[illegible]



Nach einer Aufnahme der Kgl. Messbildanstalt

Portal vom Vinzenzkloster an der Magdalenenkirche



Tympanon der Vinzenzkirche, Rückseite

Das nächste von Gomolcky erwähnte Relief kennen wir nur noch aus einer Abbildung. Es ist vielleicht beim Neubau des Hospitals 1799—1801, wobei auch die anderen dort angebrachten Reliefs versetzt wurden, beseitigt worden, obwohl es im „Breslauer Erzähler“ von 1800 II, 384 heisst: Bey dem neuerbauten Krankenhospital zu Allerheiligen sind die dort befindlich gewesenen Denksteine und Köpfe sorgsam aufbewahrt und neu aufgefrischt worden. Die Abbildung findet man in der sog. Senitzschen Sammlung des Kgl. Staatsarchivs in Breslau, einer Sammlung von Urkunden, Inschriften, Abbildungen von Kunstdenkmälern u. s. w. aus dem XVIII. Jahrhundert. Die hier in Frage kommenden Blätter sind 3 Foliobogen mit aufgeklebten, ziemlich kindlichen schwarzen Tuschzeichnungen — die eine ist stellenweise mit bunter Farbe übergangen — und genau nach diesen angefertigten Kupfertafeln I—VII.[1])

Die Tab. I stellt unser Relief dar, das auf dem dritten Foliobogen von anderer geübterer Hand, vielleicht derselben, die die Abbildungen in dem erwähnten Seidlitzschen Sammelbande gefertigt hat, noch einmal wiedergegeben ist. (Abb. auf S. 75.) Demnach war es ein rundbogiges Tympanonrelief wie das eben beschriebene. In der Mitte sitzt der jugendliche, unbärtige Christus in der Mandorla auf einem Regenbogen, die Rechte segnend erhoben, in der linken ein aufgeschlagenes Buch, in dem die Worte: EGO SVM QVI SVM zu lesen sind. Auf der Mandorla steht: IANVA SVM VITE PER ME QVICVMQVE

[1]) Die Blätter sind das vorbereitende Abbildungsmaterial für eine Anastasis Petri Wlast cum figuris aeneis, die Dr. J. G. Baro 1727 in Leipzig herausgeben wollte, ein Werk, übrigens nicht das einzige Baros, das es nur bis zu dem von Klose mitgeteilten gedruckten Titel und Inhaltsverzeichnis gebracht hat. Die Untersuchung hat nicht von den Kupferstichen, die A. Schultz in nicht gerade verbesserter Auflage in Schles. Vorz. II, 231 publiziert hat, auszugehen, sondern von dem hier veröffentlichten Blatt.

VENITE[1]). Rechts und links davon sehen wir zwei Stifterpaare, links einen bärtigen Mann mit einem Kirchenmodell und hinter ihm eine knieend anbetende Frau, rechts einen älteren Mann mit einem Kirchenmodell mit der Aufschrift IN BITOM und einen jüngeren hinter ihm, letztere durch die Beischriften als Vater und Sohn, BOLESLA und LESCO FIL[2]) bezeichnet. Die ganz verderbt wiedergegebene Inschrift auf dem Bogenfelde lautet nach der einleuchtenden Erklärung von Schultz:

AD HANC NOVELLAM DVX FERT SVA DONA CAPELLAM
QVE FERT IACXO DEVS SVSCIPE TEMPLA PIVS[3]).

Zwischen der ersten und zweiten Zeile des Hexameters steht AΩ (Ap. I. 8). Bei dem Kupfer ist dieses auf einen äussersten Bogenstreifen herausgerückt, an deren Ende AGAΠHSA steht, das bei der ersten Abbildung durch das mit Bleistift geschriebene Wort AGATE ersetzt ist. Ob das Relief auch eine verzierte Rückseite gehabt hat, lässt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls war es auch ein Tympanon, dessen Archivolte wir möglicherweise in einem romanischen Thürbogen unseres Museums zu erblicken haben (Kat. Nr. 9915), der 1880 vom städtischem Bauhofe in die Sammlung kam, und nachweislich früher am alten Pfarrhause der Magdalenenkirche nach der Bischofstrasse zu eingemauert war[4]). Es besteht aus 2 Bogen. Der äussere zeigt das rechtwinklige gebrochene Linienornament, der andere auf der Aussen- und Innenseite Blatt-, Blüten- und Fruchtgewinde in Kreis- und Ellipsenform, wie wir sie vom Portal der Magdalenenkirche kennen; auch das Material ist das gleiche. Erfährt man nun noch, dass in demselben Jahre 1546, in dem das romanische Portal der Magdalenenkirche eingesetzt wurde, das zu ihr gehörige Pfarrhaus einen Umbau erfuhr, so ist der Schluss gerechtfertigt, dass auch dieses Portal zu den Klosterresten von St. Vinzenz gehört. Man kann nach dem Tympanon sogar weiter mit Sicherheit behaupten, dass es ein Portal der Michaeliskirche war. Denn der auf dem Bogenfelde dargestellte BOLESLA ist Herzog Boleslaus IV., der Stifter der Margarethenkirche in Beuthen (in Bitom), die schon 1201 im Besitz der Vinzenzabtei war. Lesco, der Herzog von Masovien und Kujavien, ist sein Sohn. Der Stifter auf der anderen Seite ist nach der Umschrift Jaxo, der Schwiegersohn Peter Wlasts, nach der S. 66 mitgeteilten Inschrift der Stifter der Michaeliskirche, der Friedhofskirche von St. Vinzenz; die Frau hinter ihm ist demnach seine Gemahlin, die nach dem Tode Jaxos die Kirche vollendete. Die Anfertigung des Portals fällt in die Zeit von 1146, dem Jahr des Regierungsantritts des Herzogs Boleslaus, und 1173, dem Jahr seines Todes.

Die auf der Zeichnung S. 75 sonst noch abgebildeten Reliefs sind ausser der uns schon bekannten Kreuzabnahme die beiden von Gomolcky beschriebenen: LADIS (laus) II und PE (trus) DV (x) und BOLES (laus) III und STANIS (laus), die auf den Kupfern

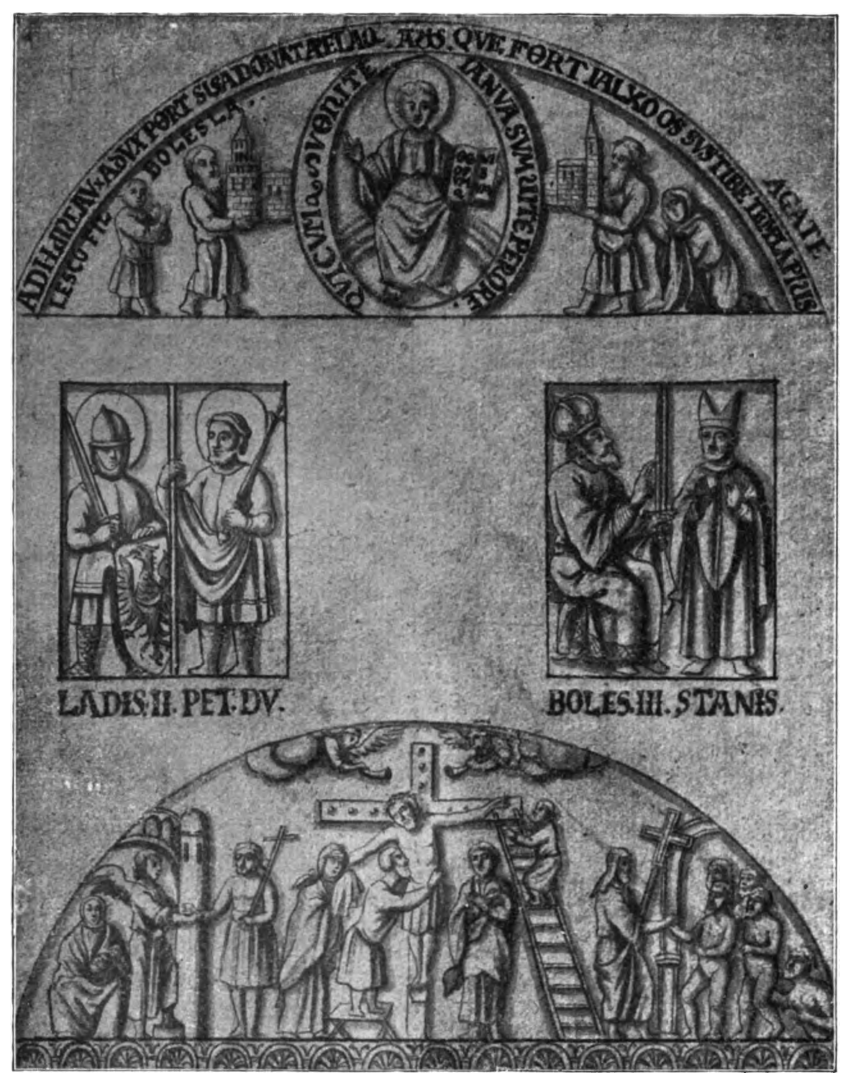
[1]) Der Zeichner hat aus dem uncialen M bei ME ein OR gemacht, ein Fehler, der auf dem Stich und seiner Vorlage verbessert ist.

[2]) Auf dem Kupfer und seiner Vorlage: LESTEC, eine auch sonst vorkommende Lesart des Namens.

[3]) Seine Geschenke bringt der Herzog der neuen Kapelle, Nimm die Kirche, o Gott, gnädig, die Jaxo dir beut.

[4]) Eine Zeichnung von Koska im Museum zeigt den Thürbogen an dieser Stelle.

Tab. VII und II nach den anderen dilettantischen Zeichnungen sehr vergröbert wiedergegeben sind. Wie schon bemerkt, sind die Unterschriften nachträglich auf die Zeichnung, vielleicht nach den Angaben Gomolckys hinzugesetzt. Auf den Bildwerken haben sie sicher so nicht gestanden. Die Bezeichnung eines Regenten mit einer Ziffer, die ihn von seinem Vorgänger unterscheiden soll, wäre für das XII. Jahrhundert unerhört. Ausserdem ist Boleslaus der Zweite, nicht der Dritte, für den Mord des Stanislaus verantwortlich zu machen. Wir können uns ohne die Kenntnis der Originale nach den abenteuerlichen Karrikaturen nur in gänzlich unfruchtbare Hypothesen verlieren, was Schultz bei der Publikation der Kupfer und ihrer Vorzeichnungen mit grossem Fleiss gethan hat. Dasselbe gilt von den fünf auf Tab. III—VI und VIII wiedergegebenen Reliefs, die uns vielleicht die „Bildnisse von keiner sonderlichen Merkwürdigkeit“ Gomolckys vorführen. Jedesmal sind in derselben Weise auf einer oblongen Platte zwei geistliche oder weltliche Fürsten nebeneinandergestellt, nur auf der letzten zwei aspisartige Tiere mit Vogelkörpern, 2 klauenartigen Füssen, einem langen Hals mit Hundskopf und einem schlangenartig geringelten Schwanz, wie sie als Symbol der Leidenschaft sehr häufig in Psalterillustrationen des Mittelalters anzutreffen sind. Tab. III zeigt einen Bischof und einen König, die von eigentümlichen Wülsten umschlungen sind, Tab. IV zwei Bischöfe, von denen der eine seinen abgeschlagenen Kopf in Händen hält, vielleicht der hl. Dionysius Areopagita, Tab. V und VI je zwei Apostel, die einen mit Büchern, die anderen mit Schriftbändern in Händen.



Skulpturen der Vinzenzkirche, nach einer alten Zeichnung



Bischof, Relief von der Vinzenzkirche

Ob die Originale von der Vinzenz-, Michaelis- oder Allerheiligenkirche stammen, weiss man nicht, auch nicht an welcher Stelle sie gesessen haben. Von ähnlichen Reliefs, die man etwa zum Vergleich heranziehen könnte, denen in Wultendorf in Niederösterreich, in Katowic in Böhmen (Mitteilungen der k. k. Centralkommission 1872 S. CXCV, Fig. 12—17, und S. XI, Fig. 18) in Freiberg i. S. (Steche, Beschreibende Darstellung der alten Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen III, 19), am Georgenchor des Bamberger Doms, sind nur noch die letzteren an ihrer ursprünglichen Stelle, an den Chorschranken, erhalten. Möglicherweise haben auch unsere den gleichen Zierzweck gehabt.

Ein nach demselben Schema wie die genannten komponiertes Sandsteinrelief — zwei in rundbogigen durch eine Halbsäule getrennten Nischen stehende Figuren, — und ein anderes — die Halbfigur eines Bischofs in einem Perlenstabkreise und vier menschliche Köpfe in den Ecken — sind nun zugleich mit dem Tympanon der Kreuzabnahme vom Allerheiligenhospital ins Museum gekommen (Kat. 9936 und 9937. 80) (Abb. auf S. 77 u. 76)[1]. Vermutlich stammen sie also auch vom alten Vinzenzkloster, obwohl sie nirgends erwähnt werden. Luchs, der das zweite am Hickertschen Krankenhause, wohl einem Teile des Allerheiligenhospitals sah, vermutet in dem Dargestellten Hiob. Das erste Relief ist eine Verkündigung nach byzantinischem Vorbild.

Damit wäre die Reihe der mit Sicherheit oder ziemlicher Sicherheit auf ihre Herkunft zurückzuführenden Bildwerke erschöpft.

Von dem bei Gomolcky noch erwähnten Erzengel Michael und anderen Bildern am Eckhaus der Riemerzeile, „da man unter die Rotgerberbänke am Ringe geht", kennen wir weder Originale noch Abbildungen.

Der Tradition nach aber gehören noch folgende Säulenkapitelle zu den Bauresten von St. Vinzenz: ein korinthisierendes, als Prellstein verkehrt eingemauert, am Hause Oderstrasse Nr. 40, zwei in Maassen und Verzierung ganz gleiche romanische Würfelkapitelle im Museum, das eine von der Südwestecke des ehemaligen Leinwandhauses

[1]) H. 71, B. 50 und H. 67 B. 55 cm.

(Kat. Nr. 4852), das andere von dem 1892 abgebrochenen Hause Nikolaistrasse 76 (Kat. Nr. 1806 . 92), ein viertes mit den letzten beiden übereinstimmendes im Hofe der Universität (Abb. auf S. 79), das 1896 beim Erweiterungsbau des chemischen Instituts der Universität gefunden wurde.



Verkündigung, Relief von der Vinzenzkirche

Beim ersten ist die Tradition am ehesten anfechtbar, wenn man auch Lutsch Recht geben muss, der es für unwahrscheinlich hält, dass ein zweites Bauwerk von so erheblichen Abmessungen, wie sie das genannte Architekturstück bedingt, 1564, dem Jahre der Erbauung des Hauses Oderstrasse 40, bereits wieder abgebrochen sein sollte. Dieses die Überlieferung des sinkenden Altertums unmittelbar fortpflanzende Blätterkelchkapitell wäre das älteste der vier Stücke, da die antikisierende Protorenaissance, die zweite Periode, in der es entstanden sein könnte, nach Dehio in Deutschland um 1050 schon erloschen ist und danach das Würfelkapitell allein herrscht. Diese für den romanischen Baustil charakteristische Form zeigen die anderen drei ganz gleichen Kapitelle von 0,65 cm H. und 1 m Br. an der oberen Fläche. Die Schildflächen sind mit eingemeisselten, nach unten gerichteten Halbkreisen verziert, die durch zwei kleinere ebenfalls nach unten gerichtete Rundbögen unterteilt sind. Bei dem im Universitätshofe aufgestellten Kapitell treten zwischen den kleinen Halbbögen und an den Ecken sog. Nasen hervor, die bei den beiden anderen sehr beschädigten nicht mehr zu erkennen sind. Auch ist hier eine Seite nur mit einem kleineren Rundbogen, nicht mit zwei verziert. Vielleicht hat die Säule mit dieser Seite nach dem Seitenschiff zu gestanden.

Die Meinung, dass diese Baureste vom alten Vinzenzkloster stammen, ist erst im 19. Jahrhundert entstanden. Die älteren, sonst doch sehr gesprächigen Chronisten erwähnen nichts davon. Es ist ja verständlich, dass man nur an dieses Kloster und an seine ingentes ex uno saxo columnas dachte, wenn man sich nach diesen gewaltigen Architekturteilen einen romanischen Bau im Geiste rekonstruierte. Wir haben aber, abgesehen von der noch vorhandenen kleinen Aegidienkirche am Dom, in Breslau noch andere romanische Bauten gehabt, von denen wir nur Reste kennen, von deren einstigen Aussehen wir jedoch keine Anschauung haben. Unser Museum besitzt z. B. eine romanische Säulenbasis von gleichen Dimensionen, wie sie die Kapitelle zeigen, aus der Sandkirche, in der noch eine romanische Portallunette erhalten ist, künstlerisch wertvoller, aber auch

jünger als die Vinzenzreliefs. Andere Basen stammen von der alten Nikolaikirche. Nach 1158 ist der Dom aus Stein neu errichtet worden, an dem freilich nur noch sehr geringe Reste romanischer Kunst vorhanden sind. Klarheit könnte in dieser Frage nur eine bisher noch nicht angestellte Untersuchung der in Betracht kommenden Bauten, vor allem eine Ausgrabung an der Stelle des alten Vinzenzklosters bringen. Trümmer des Stifts hat man 1635 dort noch gesehen. Die Grundmauern der Gebäude, namentlich der steinernen, sind gewiss noch erhalten. Wir würden dann den gesamten Plan, den Grundriss und Umfang der einzelnen Kirchen erkennen, vielleicht auch sonst noch Reste zu Tage fördern, die für die Kunstgeschichte bei der Seltenheit romanischer Klosteranlagen von grosser Bedeutung wären.

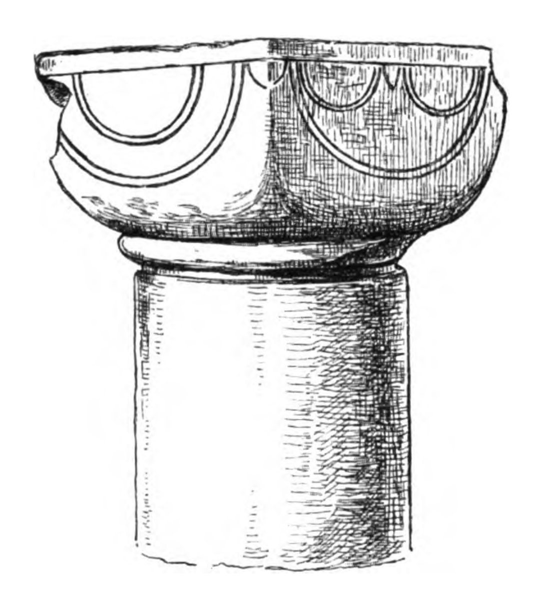
Gehören diese Säulenkapitelle aber zum Vinzenzkloster, so ist auch die Herkunft seiner Bauleute zu nennen. Jene Verzierung der Säulenkapitelle finden wir nämlich sonst nur noch in der nach 1106 errichteten Klosterkirche von Paulinzelle und den von dieser abhängigen Bauten, den Kirchen in Hamersleben und Hecklingen. Der Zusammenhang des Vinzenzklosters mit dieser sächsisch-thüringischen Baugruppe entspricht nur der politischen und kirchlichen Entwicklung Schlesiens. Gerade um jene Zeit der Errichtung des Klosters, der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts, wird von den leitenden Kreisen Polens und Schlesiens eine Verbindung mit dem höher kultivierten Westen angeknüpft; eine kirchliche Reformation in diesem Sinne beginnt. Als seit der Mitte des XI. Jahrhunderts die Spaltung zwischen der römischen Kirche und der des Orients aufs schärfste zutage getreten war und die Polen dem Bischof zu Rom treu blieben, hat die römische Kurie stets danach gestrebt, ihren Einfluss auf die polnische Kirche aufrecht zu erhalten, um so mehr, weil bei den zahlreichen Familienverbindungen der polnischen Fürsten mit den russischen die Gefahr eines Anschlusses Polens an Byzanz sehr nahe lag.

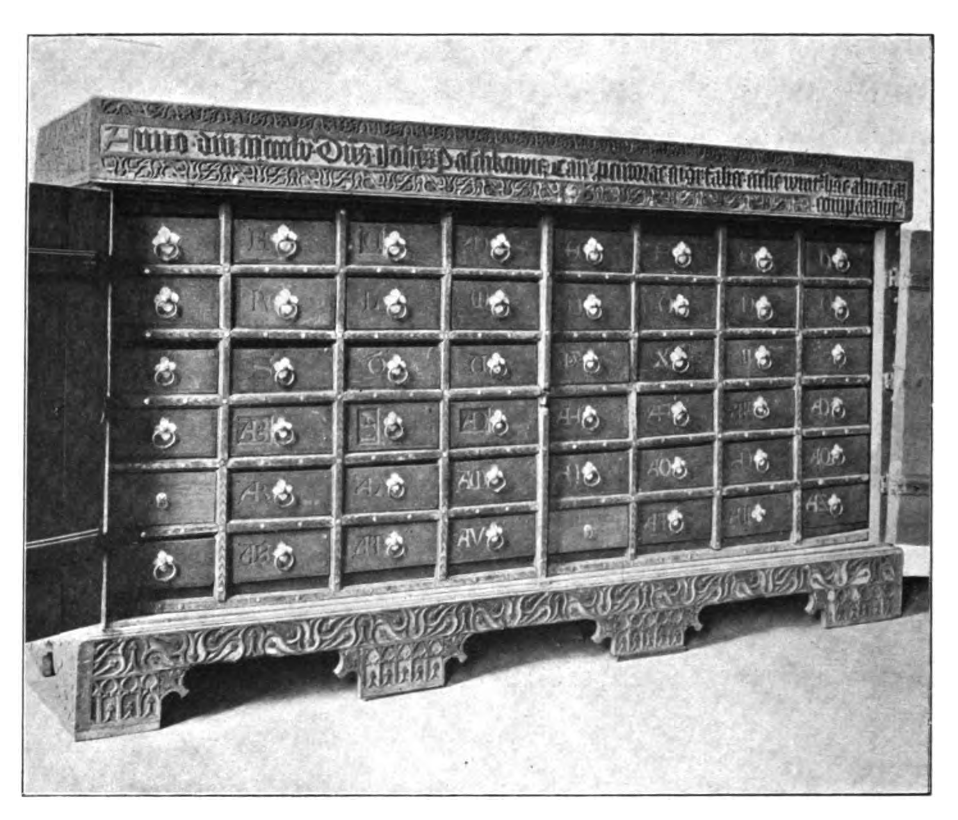
Auf Residuen dieser, trotz der Armut unserer Quellen unleugbar zu konstatierenden byzantinischen Einflüsse vor der Erschliessung der westlichen Kultur und auf die primitiven Kulturzustände des Landes überhaupt ist es zurückzuführen, wenn uns diese romanischen Skulpturen nicht gerade als feinste Blüten der Kunst jener Zeit erscheinen. Es ist Provinzial- oder sagen wir gleich Bauernkunst romanischen Stiles. Einer besonderen Begabung der betreffenden Steinmetzen ist der künstlerische Wert des Todes der Maria zuzuschreiben, der höher als der der anderen Reliefs steht. Auch bei der dekorativen Skulptur, wie bei der Architektur nach direkten Vorbildern zu suchen ist sehr schwer. Dazu ist diese Kunst viel zu wenig individuell. Die gleichen Ornamente begegnen uns immer wieder. Das verschwundene Tympanonrelief hat in der mittleren Christusfigur in der Mandorla grosse Ähnlichkeit mit einer Supraporte in Alpirsbach in Württemberg. Die Kreuzabnahme ist einem Wandgemälde in der Kirche zu Neuenbecken bei Paderborn überraschend verwandt. Auf Analogieen der nur noch in den Kupfertafeln und einem Original erhaltenen oblongen Reliefplatten ist hingewiesen worden. Böhmen, Österreich, Westfalen, Württemberg aber sind schwer zu verbinden. Eine Beeinflussung ist nicht

direkt, höchstens indirekt durch die gleichartigen Vorlagen, die überall verbreitet waren, zu denken. Die plastische Dekoration der Architektur war ja völlig abhängig von der Elfenbeinplastik, der Psalterillustration, den Ziermotiven der Emaillen und Gewebe. Zwei Beobachtungen aber können uns auch von diesem Ausgangspunkte den Weg nach dem sächsischen Gebiet führen. Zwei steinerne Hochrelieffiguren mit Spruchbändern, von der Kirche in Freiberg i. S., in die uns ein Meisterwerk romanischer Plastik, die goldene Pforte, führt, ähneln dem auf Tab. VI der Kupfer abgebildeten Relief, und das sauber gearbeitete Schachbrettmuster des Altars auf der Darbringung im Tempel auf der Archivolte des Portals der Magdalenenkirche erinnert an dieselbe immer besonders hervorgehobene Verzierung der Umrahmung der Scheidbögen und des Gesimses über den Gewölbebögen in Paulinzelle.

In dieser Richtung also wären Untersuchungen über romanische Bauten Schlesiens aus derselben Zeit zu führen. Die nächste Aufgabe aber wäre, wie gesagt, eine Ausgrabung der alten Mauerreste des Vinzenzklosters. Vielleicht entschliesst man sich auch, eine getreue Rekonstruktion des Tympanons — das im Museum befindliche Original ist zu sehr beschädigt — an das Portal der Magdalenenkirche zu setzen, damit dieses einzigartige Zeugnis romanischer Kunst in Schlesien in seiner ursprünglichen Form wiedererstehe.

Conrad Buchwald

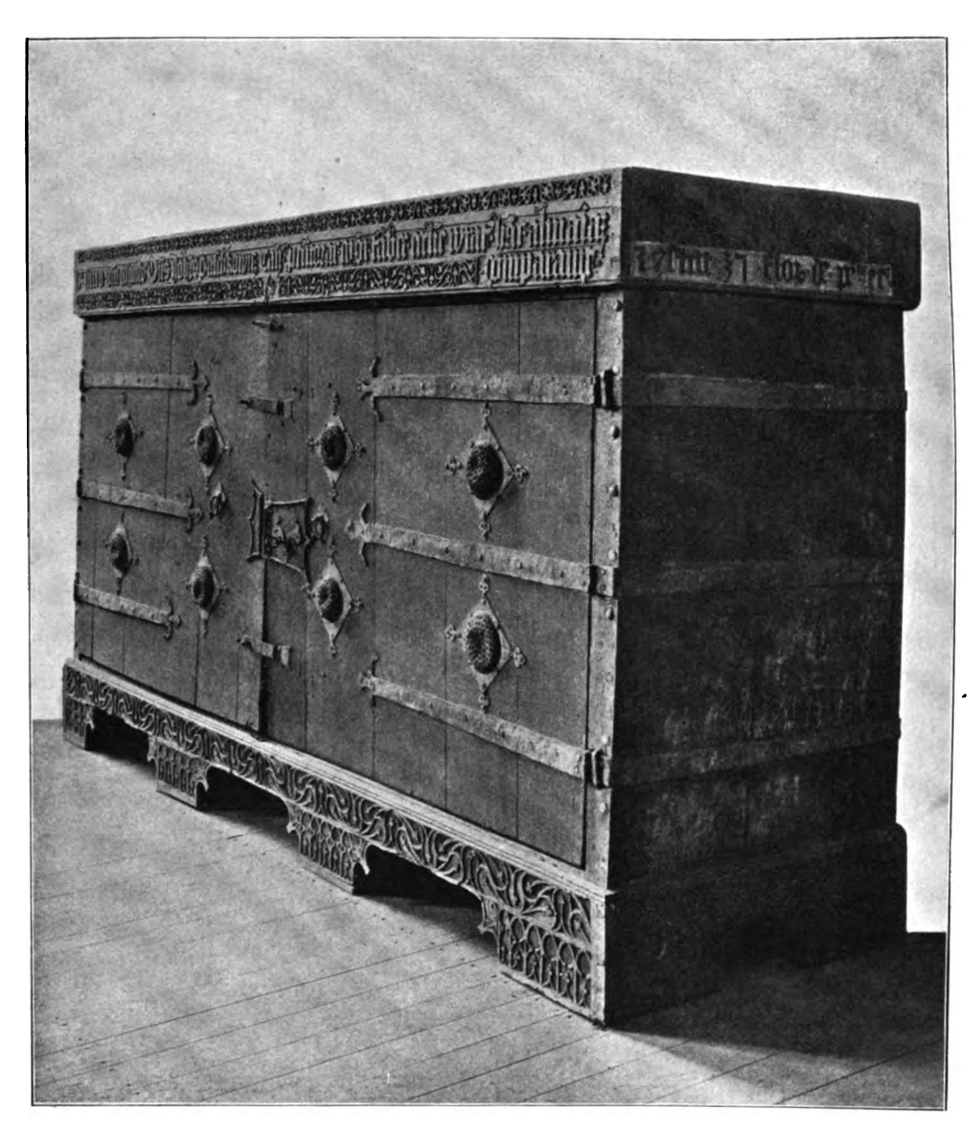




Gotischer Aktenschrank am Diözesanarchiv zu Breslau — geöffnet

EIN MITTELALTERLICHER ARCHIVSCHRANK

Das Fürstbischöfliche Diözesanarchiv in Breslau verwahrt neben seinen litterarischen Schätzen auch einen kostbaren archäologischen Schatz in einem gut erhaltenen mittelalterlichen Archivschranke. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts besass das Breslauer Domkapitel, soweit der gegenwärtige Bestand des Archivs eine diesbezügliche Schätzung zulässt, bereits gegen 2100 Urkunden und beschloss nun, in verständiger Sorge für die Aufbewahrung derselben, einen passenden Schrank herstellen zu lassen. Die Ausführung des Beschlusses übernahm als Prokurator des Kapitels und Magister der Kirchenfabrik der Kanonikus Johannes Paschkowitz von Schwanfeld. Er erscheint in den Urkunden des Diözesanarchivs um das Jahr 1441 als Notar der bischöflichen Kurie und von 1447 bis 1482 als Kanonikus des Kathedralkapitels. Er war ein kunstsinniger Mann; dies beweist die mit seinem Wappen geschmückte Statue des hl. Vincentius Levita, die er 1471 an der südlichen Aussenseite der Domkirche aufstellen liess. Ein Zeugnis seines Kunstsinns ist auch der Archivschrank. Derselbe ist durchweg aus Eichenholz gefertigt, 3,20 Meter lang, 1,86 Meter hoch und 0,94 Meter tief. Am Simse und Sockel der Vorderseite, wie der beiden Seitenwände entlang läuft ein schön geschnitzter Fries, dessen Vertiefungen mit lebhaften Farben, besonders rot und grün, ausgemalt sind, so dass die Verzierungen



Gotischer Aktenschrank im Diözesanarchiv zu Breslau — geschlossen

scharf hervortreten. Die Verzierungen des untern Frieses setzen sich in den Füssen des Schrankes fort. In der Mitte des Simses der Vorderseite befindet sich in sorgfältig geschnittenen gotischen Buchstaben die Inschrift, die das Jahr, in welchem, und den Namen desjenigen, von welchem der Schrank angeschafft worden, angiebt. Darunter ist in der Mitte das Paschkowitzsche Wappen: ein Schwan im grünen Felde. Die Inschrift setzt sich am Simse der rechten Seitenwand fort und berichtet, dass der Schrank für 35 Gulden aus der Kathedralkasse angeschafft worden sei. Diese weniger sorgfältige Seiteninschrift ist aber offenbar erst später, nach Beseitigung der untern Frieshälfte, beigefügt und zwar eingeschnitten worden, während die Buchstaben auf der Vorderseite herausgearbeitet sind. Da die Zahl 35 tiefer als die übrige Schrift liegt, so muss angenommen werden, dass sie

an Stelle einer andern, weggeschnittenen, Zahl getreten ist. — Der Wortlaut der Inschrift ist, nach Auflösung der Abkürzungen, folgender: Anno Domini MCCCCLV Dominus Johannes Paschkowicz canonicus procurator ac magister fabrice ecclesie Wratislaviensis hanc almariam comparavit et constat 35 florenis de pecuniis ecclesie.

Der Schrank ist geschlossen durch zwei grosse Thürflügel, die je in drei bis über die Mitte der Flügel sich verzweigenden Angeln sich bewegen. An die Angeln schliessen sich rückwärts, den Seitenwänden entlang, starke Eisenbänder an. Acht runde Löcher überdeckt von verzinntem, quadratischen Eisenblech, dessen Ecken in Lilienornamente auslaufen, und dessen durchlöcherte Mitte sich halbkugelförmig erhebt, vermitteln den Zutritt der Luft in das Innere des Schrankes. Zwei ringartige Handhaben, auf Rosettenunterlagen ruhend, dienen zum Öffnen der beiden Flügel. In der Mitte ist ein Schnepperschloss mit reichem Schilde, darüber und darunter eine Vorrichtung für Vorlegeschlösser, oben noch eine Klinke angebracht. Die Grundfarbe des Anstrichs ist dunkelgrün, worin hellgrüne Muster gemalt sind. Frühere Archivare benützten die Flügel bisweilen als Ausleihe-Journal; besonders aus dem 16. Jahrhundert sind noch mehrere Ausleihungen mit Kreidestift unauslöschlich verzeichnet.

Der geöffnete Schrank zeigt 48 Schubladen, mit Ringen versehen und mit gotischen Buchstaben bezeichnet, die eingeschnitten und rot ausgemalt sind. Auf die 24 einzelnen Buchstaben des Alphabets folgen die Buchstaben noch einmal, aber jedesmal mit vorgesetztem A. Auf dem Schub mit der Signatur X ist folgende etwas unklare Inschrift eingeschnitten: Idem hunc textum per se scidit. Wahrscheinlich soll damit gesagt sein, dass der Urheber der äussern Inschrift des Schrankes und der Schubladeninschriften derselbe sei. Zwei Schübe waren verloren gegangen und sind durch neue ersetzt.

Der Schrank stand Jahrhunderte lang in dem gewölbten Raume über der Domsakristei und barg den Urkundenschatz des Kapitels, bis dieses im Jahre 1846 einen neuen Archivschrank bauen und in der alten Dombibliothek aufstellen liess. Der alte Schrank wurde nun zur Aufbewahrung kleinerer kirchlicher Utensilien benützt und verfiel staubbedeckt der Vergessenheit. Nur vorübergehend wurde die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt durch eine, nicht ganz getreue, Abbildung, die auf Knoblichs Veranlassung mit einigen kurzen Bemerkungen in der Zeitschrift Schles. Vorz. Bd. II, Heft 5 veröffentlicht wurde. Als die Obersakristei der Kathedrale zu einem würdigen Aufbewahrungsorte für den Domschatz umgeschaffen werden sollte, zog der Schrank die Aufmerksamkeit Sr. Eminenz des Herrn Kardinals und Fürstbischofs Georg Kopp auf sich, der sofort seinen hohen Wert erkannte und ihn in dem neu errichteten Diözesanarchive seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgab.

Joseph Jungnitz



Lichtdruck von A. Fabian u. Co., Breslau

Gobelin vom Ende des 16. Jahrhunderts

EIN TEPPICHGOBELIN DES 16. JAHRHUNDERTS

Nicht nur seiner Grösse wegen, vor allem mit Rücksicht auf seinen künstlerischen Charakter, die Darstellung und seine vorzügliche Erhaltung erscheint ein auf Tafel VIII abgebildeter Wandteppich aus dem Bestande der Sammlung interessant, der im Jahre 1878 von der Kirche zu St. Elisabeth in Breslau dem Museum schlesischer Altertümer übergeben wurde. Da jede Marke an dem Stück selbst sowie Notizen über seine Herkunft gänzlich fehlen, so lässt sich nur vermuten, dass er zu einer Zeit in den Besitz des Kirchenschatzes kam, als dieser ganz besonders reichen Zuwachs erhielt, etwa um das Jahr 1600.

Der ganze Teppich hat eine Gesamtgrösse von 4,32 : 2,22 m. Das reine Renaissance-Ornament der Umrandung, dessen Formen da und dort mit denen der Holzschnitzerei verwandt erscheinen, bildet in seiner festen Struktur die pilasterartige Begrenzung der Schmalseiten. Die Kartuschen, zu einer Art von Nischen zusammengebogen, gewähren auf jeder der beiden Seiten je drei übereinander angeordneten allegorischen Frauengestalten Raum, von denen die mittleren stehen, die in die Ecke gerückten sitzen. Um die Darstellung irgend eines der bekannten Cyklen, etwa der Tugenden, scheint sichs dabei nicht zu handeln. Es macht den Eindruck, als ob für diese Verzierung der Einfassung in der Fabrik vorhandene Typen verwendet worden wären, worauf auch der Umstand schliessen lässt, dass die beiden Frauen mit der Weltkugel am obern und untern Rande sich einfach wiederholen. Viele Mühe scheint man sich demnach mit der Komposition des Randornamentes nicht gegeben zu haben; aus den mehrmals verwendeten Attributen wie Schlüsseln, Schwertern, Büchern und Schriftrollen lässt sich die Bedeutung einer bestimmten Figur ebensowenig herauslesen, wie sich daraus ein Zusammenhang unter ihnen konstruieren lässt.

Aus vasenförmigen Gebilden steigen Büschel von Früchten und Blumen auf und stellen die vertikale Verbindung der Figuren her. Durch dieses Übereinandertürmen ist erreicht, dass die beiden Vertikalseiten wie festigende Stäbe den Teppich in seiner Höhenausdehnung stützen und dem Verhältnis zwei zu eins der Breite zur Höhe des Gewebes wird dadurch etwas das Gleichgewicht gehalten. Auch in den Fruchtbüscheln und Blumenarrangements ist nicht viel auf Abwechslung gegeben worden. Die meisten von ihnen wiederholen sich, wenn auch in anderer Färbung. Ein kleines, schmales Rändchen, besetzt mit ornamentalen Lilien, Quadraten und geometrisch angeordneten Punkten, bildet die äusserste Grenze des Gewebes.

Das Mittelfeld ist von einer mächtigen Waldszenerie erfüllt. Links blickt der Beschauer über einen mit wenigen Bäumen besetzten Wiesenplan hinweg in das Innere des Gehölzes, in dem sich das Terrain eben verliert. Rechts steigt eine kleine, auch nur von wenigen Birken bestandene Hügelgruppe hinan und zwischen ihr und den dichten Baum-

ständen links gewinnt der Blick das Freie; unten im Thal am Fusse eines niedrigen Hügels wird eine Stadt mit Wall und Graben, Türmen und Thoren und spitzen Dächern sichtbar. Das Ganze findet ruhigen Abschluss in dem weiten Stück Himmel, das sich über dem Hintergrund aufspannt.

Soweit würde die bisherige Bezeichnung der Landschaft als Paradies passen. Selbst die Stadt im Hintergrund könnte man auf das Konto künstlerischer Lizenz setzen. Aber das Schauspiel, das im Vorder- und Mittelgrund auf der Lichtung sich abspielt, verhindert es, bei dieser Benennung zu bleiben. Der stille, regungslos stehende Wald ist von wildem Getümmel erfüllt, Getier aller Art jagt über die Szene. Dicht am vorderen Rande der Darstellung liegt ein Hirsch rücklings am Boden, über ihm und auf ihm stehen zwei ungeheure Greifen und hauen mit der Schärfe des Schnabels und der Krallen auf ihn ein. Das Tier ist wehrlos, da das eine der Ungetüme den Kopf am Geweih zu Boden hält, während das andere seine Pranken in die Weichteile eingeschlagen hat. Die Gruppe, durch eine wappenartige Anordnung der beiden geflügelten Löwen in ihrer Komposition fest und bestimmt, ist auch durch die Grösse in der Wiedergabe der Tiere als die Hauptsache der Darstellung charakterisiert. Daneben andere Darstellungen des Kampfes und wilder Brunst: Bock und Schwein fallen sich an, der Tiger sucht den Panther, die Katze den Fasan zu überwältigen. Rechts eilen den Greifen der Affe und ein Katzentier zu Hilfe, Stöhnen und Gebrüll und Fauchen, Rennen, Springen, Flüchten, Fliegen und Flattern, Beissen, Kratzen und Stossen überall. Inmitten des Getümmels hat sich ein Rind auf dem weichen Grasboden hingelagert, mitten unter den kämpfenden Gruppen; Hirsch und Reh weiden friedlich auf der Lichtung, während ihrem Genossen der Garaus gemacht wird. Oben auf dem Hügel rechts sitzt unbeirrt von allem einsam ein Hase und sein langes Ohrenpaar hebt sich deutlich gegen den Himmel ab.

Dass es sich um die Darstellung des Paradieses nicht handeln kann, ist danach wohl klar. Unter den verschiedenen Möglichkeiten für die Erklärung des Inhaltes erscheint eine Allegorisierung der vier Temperamente mir am einleuchtendsten. In der ausführlichen mit sichtlichem Behagen ausgesponnenen Schilderung des stillen nachmittägigen Waldes und der schattigen Wiese an seinem Rande, auf der sich das Rind träge wiederkäuend und müde hingelagert hat, hat der Künstler vielleicht das Phlegma versinnbildlichen wollen. Der Blick über das weite Thal, der kleine von dünnen Birken bestandene Hügel rechts, auf dem der einsame Hase sitzt, der Blick in das dunkler und immer dunkler werdende Waldinnere wäre für ihn der Ausdruck des Melancholischen. Die stürmischen Szenen des Kampfes, in denen ein Tier das andere zu zerfleischen oder ihm Gewalt anzuthun sucht, halten wir für Darstellungen des sanguinischen Temperaments, denen auch die Steigerung bis zum Perversen nicht fehlt, wie die Szene der Katze und des Fasans zeigt. Selbst das Einhorn, das keusche Tier, ist in diesem allgemeinen Getümmel vor sanguinischen Anwandlungen nicht mehr sicher. Endlich fehlt auch das kolerische Temperament nicht, das in den feigen Helfern bei der Zerfleischung des Hirsches in den Affen, die mit boshaftem Kreischen herbeieilen, nicht schlecht symbolisiert wäre.

Die Umrandung zeigt das reinste Renaissanceornament, man dürfte ihren Karton kaum später als 1550 ansetzen. Danach ist bisher die Datierung des ganzen Stückes erfolgt. Es ist jedoch ausgemacht, dass das Mittelfeld, respektive sein Karton in Anbetracht des Charakters der Darstellung viel weiter hinausgerückt werden muss. Wenn auch, wie ein Kenner Herr W. Ziesch in Berlin meinte, die Bordüre es ist, „die im Stil eines Hängeteppiches das Modernste ist", weil sich in ihr in vielen Fällen am Ornament die ersten Vorboten bevorstehender Stilwandlungen zuerst zeigen, so halten wir diese Ansicht, die in unzähligen Fällen stimmen mag, einer solchen Verallgemeinerung nicht für fähig. Es ist doch sehr wohl möglich, dass auch gelegentlich ein schon länger vorhandener Karton für eine Umrandung hervorgeholt und verwendet wurde. Denn alle Anzeichen in der Darstellung des Mittelfeldes sprechen für eine viel spätere Entstehungszeit als es für die Bordüre der Fall sein kann.

Die Landschaft an sich gehört in der ganzen Auffassung, in Komposition, Wiedergabe und Farbe einem vorgeschrittenen Stadium an. Das „System der drei Pläne", von dem die Mitte, ja selbst die 70er und 80er Jahre des sechszehnten Jahrhunderts nichts wussten, herrscht in ihr und beweist den Zusammenhang des Kartons mit der Stufe, auf der die Malerei rund um 1600 stand. Oben sprachen wir von der Szenerie und blieben bei dieser Bezeichnung absichtlich. Denn kulissenartig und wie auf der Bühne sind die Gründe hintereinander geordnet. Nichts mehr ist zu sehen von dem unbeholfenen Übereinandertürmen der Hintergründe, wie Patinir und die um ihn es noch geübt hatten, und wie es das ganze sechszehnte Jahrhundert fast hindurch sich nicht geändert hat. Die Zweiteilung des Prospektes durch eine Baumgruppe, der vorspringende Hügel rechts, die Stadt im Hintergrund wirken, als wären es Versatzstücke des Requisitoriums.

Ebenso zeigt die Farbe des Gewebes die Anschauungen jener spätern Zeit. Im Vordergrund glänzt alles in scharfen braunen, grünen und blauen Farben. Im zweiten Plan ist das Laubwerk nicht Blatt für Blatt, sondern büschelartig gezeichnet. Das Dunkelgrün geht in helleres Blaugrün über. Weiter hinten werden die Farben noch heller und fahler. Als ob braune, grüne und graue Kulissen die Natur in gesonderte Abteilungen zerlegten, hält der Künstler die drei Gründe scharf auseinander, und nur der gelbe Grund, der bis in die Bordüre sich erstreckt und das kräftige Braun, das vom Vorder- bis in den Hintergrund in grossen Flächen auf den Tierkörpern glänzt, halten die Farbenkomposition zusammen. Man wird nicht leugnen können, dass einzelne Partieen des Teppichs ein bischen buntscheckig wirken.

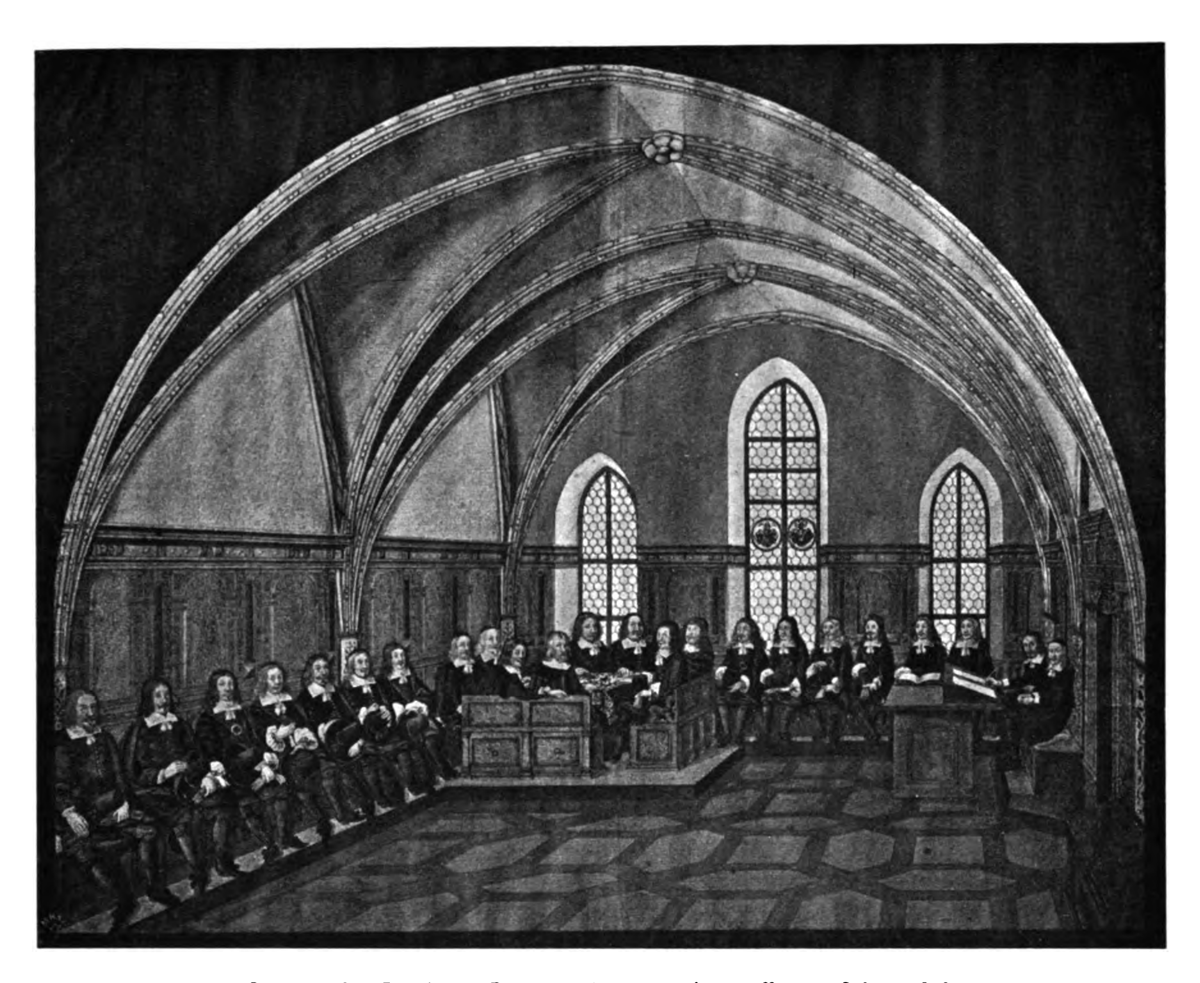
Tropisch üppig drängen sich die seltsamsten Baumstämme vom Boden empor, drehen und winden sich vom Waldboden bis in die Wipfel, die voll breiter, mächtiger Blätter hängen; zu einer monumental wirkenden Masse sind all diese Baumkronen zusammengefasst, die sichere Handhabung dekorativer Wirkungen in der Landschaftsschilderung wie sie erst am Ende des sechszehnten Jahrhunderts erreicht war. Anklänge an die ältere Art sind auch hier wie in der gleichzeitigen Malerei vorhanden in den peinlich getreu wiedergegebenen Pflanzen und Stauden des Vordergrundes, die ihn ein-

säumen wie die Lampen die Bühnenrampe. In diesen starken Stengeln voll vegetabilischer Kraft, in den breiten fingerartig umsichgreifenden Blättern steckt noch die alte Liebe zum Detail und doch auch schon die neue Auffassung, die auch die Pflanzenwelt mit selbständigem, aktivem Leben erfüllt.

Diese Art der Landschaftsauffassung und -Schilderung macht es, wie wir glauben, notwendig, die Entstehung des Gewebes ganz ans Ende des sechszehnten Jahrhunderts zu rücken und darauf weist auch die wilde Leidenschaftlichkeit der Szene, die sichtliche Freude des entwerfenden Künstlers an der Schilderung der wütenden Bestialität und tierischen Brunst, kurz der ganze schon stark barocke Grundzug hin.

Der flandrische Charakter des Stückes steht fest. Die Landschaft in der Wiedergabe wie in der Auffassung, der Vorgang selbst, lassen keinen Zweifel darüber. So bleibt nur übrig, nach Analogieen in der Malerei sich umzusehen; denn dass der Karton des Mittelfeldes auf einen Maler zurückgeht, kann für sicher gelten. Es ist bekannt, welche lebhaften Beziehungen die Künstler der südlichen Niederlande zu den zahlreichen Manufakturen ihrer Heimat unterhielten, am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts wohl noch nicht in dem Masse wie später, als die Maler selbst grosse Herren geworden waren, die selbst zwischen Gobelins wohnten, als der Stil dieser aristokratischen Kunst ihr eigener geworden war. Mit diesen Meistern des ausgehenden Jahrhunderts, in deren gesteigertem Gefühl für die grosse Komposition im Landschaftlichen und für das üppige Leben der Vegetation, in deren Beobachtungsgabe für die Seele des Tieres, für seine wilden und friedlichen Instinkte sich schon der kommende Rubens ankündigte, mit diesen Meistern, mit einem unter ihnen, bringe ich den Karton des Teppichs in Zusammenhang. Alle die Gobelins, die auf Entwürfe der reinen Renaissancemeister zurückgehen, tragen noch den Charakter der gleichzeitigen Malerei, zeigen ihre Liebe zum Kleinen, Idyllischen, Abgeschlossenen, zur Anhäufung und Überhäufung der Details, alles Eigenschaften und Neigungen, die primitiver sind als die unseres Künstlers, wenn auch Reste davon bei ihm noch zu konstatieren sind. Die letzten Spuren jener älteren Darstellungsart sind noch nicht ganz verwischt, aber wenn auch Erinnerungen an das Vorangegangene da und dort uns noch entgegentreten, sind es doch die Hauptelemente, die in das kommende siebzehnte Jahrhundert hinausweisen. 1590 etwa möchten wir als Entstehungszeit ansetzen. Für die Bestimmung des Fabrikationsortes müssen in erster Linie wohl technische Argumente in Rechnung gezogen werden. Herr Ziesch, durch dessen Hände im Laufe eines Jahres so viele Gobelins gehen, bezeichnet Audenarde oder Enghien als solchen. Da wir vor allem unter den Brüsseler Malern den entwerfenden Künstler vermuten, so lag der Gedanke an die Brüsseler Manufaktur selbst nahe. Aber es müssen wie gesagt die technischen Erwägungen zuerst in Betracht kommen, und da diese auf Hennegau und Ostflandern verweisen, so muss angenommen werden, dass der Meister in der Hauptstadt für die Manufaktur in der Provinz den Entwurf zu dem Teppich geliefert hat.

Fritz Wolff



Sitzung des Breslauer Rates nach einem Aquarell vom Jahre 1659

DIE BILDER DER BRESLAUER RATSHERREN VON 1667

Im sogenannten Breslauer Zimmer des neuen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer hängen jetzt an einer Wand neben einander 23 Porträts von gleicher Grösse, in gleichen Rahmen, von demselben Künstler gemalt, Männer in der gleichen Amtstracht darstellend. Die darüber hängenden Kupferplatten zeigen, dass dieselben Porträts auch in Kupfer gestochen worden sind. Schon dieser Umstand lässt darauf schliessen, dass hier Männer künstlerisch verewigt worden sind, die für Breslau eine hohe Bedeutung gehabt haben müssen, wenigstens für das Breslau ihrer Zeit, der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, auf die die äussere Erscheinung mit den Allongenperücken, den zierlichen Schnurrbartformen, den breiten, bäffchenartigen Kragen und den geschlitzten Wämsern mit grösster Deutlichkeit hinweist. Inschriften, die sich in der eirunden Umrahmung der Brustbilder herumziehen, Namen und Stand der dargestellten Personen

angeben und oben in der Mitte wie in einem Schlusssteine diese Angaben durch Wappenbilder ergänzen, lassen den Beschauer erkennen, dass er vor Bildern von Breslauer Ratsherren steht.

Demjenigen Beschauer aber, der mit den Breslauer Altertümern, namentlich der inneren Ausstattung des Rathauses, etwas vertrauter ist, wird auch bald die Erinnerung kommen, er müsse dieselben Porträts von der gleichen Künstlerhand schon anderweitig gesehen haben. Und in der That zeigt schon eine flüchtige Vergleichung, dass hier im Museum dieselben Männer einzeln porträtiert sind von demselben Künstler, der das grosse Bild einer feierlichen Ratssitzung aus dem 17. Jahrhundert gemalt hat, das jetzt im Oberbürgermeisterzimmer des Rathauses hängt; und es wird klar, dass die Porträts, die jetzt das Museum ausgestellt hat, nachdem sie über zwei Jahrhunderte lang nur wenig Eingeweihten bekannt gewesen waren, die Vorarbeiten zu jenem grossen Gemälde darstellen.

Der freundliche Leser wolle nicht etwa befürchten, dass ich die Absicht habe, mit dem Hinweis auf diese Bilder einen schlesischen Raphael oder Tizian aus der Vergessenheit zu erwecken, in die ihn die Ungerechtigkeit der Mit- und Nachwelt versenkt hat. Die Bilder scheinen mir nicht dazu geeignet zu sein, auch wenn ich selber mehr Berechtigung zu solchem Unternehmen geltend machen könnte. Mich interessiert eben mehr der Vorwurf der Bilder, die die Stadtbibliothek bisher beherbergt hat, als deren künstlerische Ausführung. Aber es dürfte doch unter den Bewohnern unserer Stadt und den Besuchern unseres Museums manche geben, deren Teilnahme und Zustimmung dieses Interesse erweckt, und die gern einmal im Betrachten dieser Bilder in jene Zeit zurückschauen, wo Breslau sich noch im stolzen Gefühl einer fast reichsstädtischen Selbstherrlichkeit brüstete, wenn diese Herrlichkeit auch schon recht fadenscheinig zu werden anfing. Eine Ratssitzung jener Zeit stellt das erwähnte grosse Bild im Rathause vor, und es ist ausser einer gleichzeitigen kleinen Skizze (Abb. auf S. 87) das einzige dieses Inhalts, das existiert. Die Nachwelt hat sich bis zur Gegenwart nie wieder zu einer Nachahmung aufgeschwungen. So erscheint es also eines lokalen Interesses in hohem Grade wert.

Wenn wir im Museum aus den Umschriften der 23 Porträts die Namen festgestellt haben, lässt sich mit Hilfe des im 11. Bande des Codex diplomaticus Silesiae veröffentlichten Breslauer Stadtbuchs, das die Ratslinie von 1287 bis 1741 in jährlichen vollständigen Listen nach dem alten amtlichen Liber consulum mitteilt, leicht nachweisen, dass sämtliche Namen auf das Jahr 1667 passen, dass wir also die 8 Ratsherren und 11 Schöppen nebst den 2 Syndicis und den 2 Notarien Breslaus aus diesem Jahre vor uns haben.

Den Reigen eröffnet der Ratspräses Samuel von Saebisch und Mahlen. Präses hiess damals der Vorstand des Ratskollegiums, in älteren Zeiten Ältester, Senior, nach der preussischen Besitzergreifung Direktor, seit der Einführung der Städteordnung Oberbürgermeister genannt. Auf den Bildern der alten Ratspräsiden, die den Fürstensaal des Rathauses zieren, findet sich auch der Titel Hauptmann, Capitaneus, weil der Rat fast drei Jahrhunderte lang auch die Hauptmannschaft über das Fürstentum Breslau verwaltete; doch hatte er diese 1635 opfern müssen, um die kirchliche Freiheit und Selbständigkeit

der Stadt zu retten. Auch der bei Saebisch in der Umschrift auf den Präses noch folgende Titel, Direktor des Namslauer Burglehens, erweckt nur noch eine historische Erinnerung. Wie andere Teile ihres einst grösseren Grundbesitzes musste die Stadt den 1533 erworbenen Pfandbesitz des Namslauer Burglehens 1702 in die Hände des Kaisers zurückgeben.

Samuel von Säbisch oder Sebisch stammte aus einer angeblich von Oberschlesien nach Breslau eingewanderten, im Beginn des 17. Jahrhunderts geadelten Familie, die sich durch eine höchst mannigfaltige Begabung ihrer zahlreichen Mitglieder in den Künsten des Friedens wie des Krieges ausgezeichnet und der Stadt mehrere Oberhäupter gegeben hat. Wie Adam von Säbisch bis 1635 der letzte Hauptmann des Fürstentums gewesen war, so erlosch mit Albrecht von Säbisch, unter dem der Einmarsch der Preussen in Schlesien stattfand, die Reihe der alten Ratspräsiden überhaupt. So verkörpert sich in dieser tüchtigen Familie, die anderthalb Jahrhunderte lang im Rate gesessen hat, ein bedeutsames Stück Breslauischer Stadtgeschichte, allerdings nicht in aufsteigender, sondern in absteigender Richtung. Die kräftigen Züge des hier im Anfang der 70er Jahre dargestellten Präses Samuel scheinen wohl einen tüchtigen Mann zu verbürgen, aber sonst erfahren wir von seiner Persönlichkeit nichts Rechtes. Die bei seinem Tode erschienenen Gelegenheitsgedichte wissen doch das dem Verewigten gespendete Lob unglaublich wenig zu individualisieren. Das gilt aber nicht nur von ihm, sondern auch von den meisten übrigen Mitgliedern des Kollegiums. In dasselbe 1637 eingetreten, 1662 an die Spitze berufen, starb er im 74. Lebensjahre am 2. Februar 1671, nachdem er gerade in den letzten Jahren das Schiff der Stadt durch schwere Fährlichkeiten hatte steuern müssen, in die es durch die ausgreifende Politik der nach dem 30jährigen Kriege wieder mächtig gewordenen alten Kirche geraten war.

Auf den Ratspräses folgte im Range der Vizepräses, der, wie auch aus den Inschriften zu ersehen ist, den Ältestentitel führte. Der hier porträtierte Vizepräses Augustin Heinrich von Kromayer und Gross-Sägewitz, der zugleich städtischer Kriegskommissar war, sieht wenig militärisch aus, seine Vorbildung war auch keine militärische, sondern eine juristische gewesen. Er hatte in Leipzig und Altorf studiert und dann nach der Sitte der Zeit die auf den Universitäten erworbene Bildung auf grossen Reisen durch Dänemark, Niederland, England, Frankreich und Spanien vervollständigt. Auf der Rückreise zu Schiff nach Hamburg gelangt, kehrte er über Frankfurt a. O., Thorn und Posen heim nach Breslau. Niemand, wenigstens nicht die vornehmen jungen Leute, reiste damals um des Naturgenusses willen, sondern um die Einrichtungen fremder Staaten und die Sitten ihrer Bewohner kennen zu lernen. Wem es der Beutel des Vaters erlaubte, der reiste auch mit einem erfahrenen Mentor, der überall auf die Sehenswürdigkeiten aufmerksam machte und auch die Besuche bei berühmten Männern vermittelte; denn diese gehörten besonders zu den Sehenswürdigkeiten, von denen man später in der Heimat zu erzählen liebte. Auch Kromayer hatte für die verschiedenen Länder seine Mentoren gehabt. Wer möchte bestreiten, dass diese Art zu reisen wirklich bildungsfördernd war! Nach Hause zurück-

gekehrt, hatte Kromayer bald geheiratet und dann 7 Jahre lang ein väterliches Gut bewirtschaftet; im 30. Lebensjahre war er in den Rat gewählt worden und in diesem allmählich emporgekommen. Das war in allem die Karriere eines Sohnes von guter Familie. Und aus der war er. Die Kromayer waren gegen das Ende des 15. Jahrhunderts aus der Lausitz eingewandert, hatten sich mit den Ratsfamilien verschwägert, waren im Anfange des 16. Jahrhunderts selbst in den Rat gekommen und hatten als wohlhabende Kaufleute, wie diese es übrigens alle thaten, einen Teil ihres Vermögens in Grundbesitz angelegt. So war auch Augustin Heinrich Erbherr auf Buckowine und Grünaiche. Er starb schon im 57. Lebensjahre, am 27. Mai 1669, und mit seinem Sohne erlosch im Mannesstamm die Breslauische Linie seines Geschlechts.

Den beiden Präsiden gegenüber kann der ihnen folgende Oberkämmerer Johann von Götz und Schwanenfliess auf Höfchen, der Mann mit dem länglich schmalen Kopfe, aus dessen schon stark von schweren Leiden verheerten Zügen immer noch ein klares, scharfes Auge blickt, als ein Emporkömmling gelten, den nur eigenes Verdienst vorwärts gebracht hatte. Denn als Sohn eines Ratsherrn in dem kleinen fränkischen Städtchen Prichsenstadt 1600 geboren, man weiss nicht wie nach Breslau verschlagen, mit der Tochter des Magnus von Hain (Hein) auf Nieder-Hausdorf, der keiner ratsherrlichen Familie angehörte, 1636 verheiratet, war er 1645 in den Rat und dann bald zum Unter-, später zum Oberkämmerer gewählt worden. Er erfreute sich auch kaiserlicher Gnade, war geadelt worden, trug die goldene Gnadenkette mit dem Brustbild der regierenden Majestät und den Titel eines kaiserlichen Rats. Er war Erbherr auf Höfchen, das er erst angelegt hatte, auf Peltschütz und Polnisch-Marchwitz. Er wurde auch nach dem Tode Samuels von Säbisch 1671 dessen Nachfolger im Präsidium, legte es aber 1677, nachdem er seiner Leiden halber zwei Jahre lang sein Haus nicht hatte verlassen können, freiwillig nieder, worauf sofort sein Sohn Magnus Anton in den Rat gewählt wurde, der auch langlebig genug war, um bis zum Präsidium vorzurücken. Es war nicht selten, dass so der Sohn unmittelbar in die Lücke trat, die des Vaters Tod ins Kollegium riss, war doch ein Sitz darin mehr ein Herrschaftsrecht als ein Amt.

Ein hervorragendes Interesse erweckt das vierte Bild, das in der Umrahmung den Namen Christian Hofmann von Hofmannswaldau aufweist. Das fleischige, etwas sinnliche Gesicht stellt das Haupt der zweiten schlesischen Dichterschule dar, den einst so hoch bewunderten, jetzt freilich nur noch in den Litteraturgeschichten lebenden, mit Recht nicht mehr gelesenen Verfasser der „Heldenbriefe", der ein schönes poetisches Talent nur zu seiner und seiner Leser Belustigung verwandte und dabei die Reizmittel gröbster Sinnlichkeit nicht verschmähte. Und doch war er ein ehrbarer, pflichtgetreuer, in schwierigen Geschäften erprobter, namentlich um seiner Fürsorge für die städtischen Gymnasien gepriesener Mann. Er war 1617 geboren als der Sohn des schlesischen Kammerrats Johann Hofmann, der vom Kaiser mit dem Prädikat von Hofmannswaldau geadelt worden war. Der Sohn pflegte in seinem lebhaften Briefwechsel dies Prädikat nicht zu führen, ein Zeichen, dass er auf den zu seiner Zeit so leicht erreichbaren Briefadel wenig Gewicht legte. In der Stadt

hatte der alte Bürgerstolz bis 1655 so weit vorgehalten, dass kein Ratsmitglied ein Adelsprädikat führen durfte, auch wenn es sonst der Familie verliehen war und andere Glieder derselben sich seiner bedienten. Seit 1656 war dies Verbot gefallen, und in der Folge erschien es der Etikette ganz unerlässlich, dass alle Ratsmitglieder ausser den bezechten d. h. zünftischen den Adel erwarben, falls sie ihn bei der Wahl noch nicht hatten. Selbst die Mitglieder aus den Zünften, die doch als die niedere Bürgerschaft durch eine tiefe Kluft von den Honoratioren getrennt waren, kamen schliesslich darum ein, wurden aber mit einer Verwarnung abgewiesen. Einen zugkräftigen Grund zum Streben nach dem Adel hatten die Ratsmitglieder übrigens darin, dass im 17. Jahrhundert eine kaiserliche Behörde nach der andern in der Stadt sich aufthat, deren Mitglieder alle den Adel erlangten und denen gleich zu stehen für die Ratsherren im Interesse ihrer Würde unerlässlich schien.

Christian Hofmann, um noch einmal auf ihn zurückzukommen, hatte seinen in Breslau begonnen Schulunterricht in Danzig vollendet, in Leiden Jura studiert, dann in England, Frankreich und Italien Aufenthalt genommen, so dass er erst nach 6jähriger Abwesenheit wieder heimkehrte. Schon im 30. Jahre wurde er in den Rat gewählt. Langsam aufrückend, wie es das Absterben der Vordermänner ergab, gelangte er in weiteren 30 Jahren bis zum Präsidium, doch erfreute er sich der höchsten Würde nur wenig über zwei Jahre, da er am 18. April 1679 im 62. Lebensjahre verschied. Eine pomphafte Lobrede schrieb ihm bei seinem „Hoch-Adeligen Leich-Begängnüsse“ sein Genosse auf dem damaligen schlesischen Parnass, Johann Caspar von Lohenstein. „Der grosse Pan ist todt.“ Und der Rektor Christian Gryphius, der auch Verse machte, weil sein Vater ein Dichter gewesen war, liess „das bethränte Bresslau“ klagen:

Budorgis saltzte sich, weil was Sie vor gezieret
Mit ihrem ATLAS fiel, in blassen Todten-Graus.

Auf ihn folgt noch ein jüngerer, sehr wohl und etwas selbstgefällig aussehender Mann, ein Repräsentant derjenigen Familie, die am längsten d. h. fast drei und ein halbes Jahrundert hindurch im Rate gesessen und diesem 15 Mitglieder geliefert hat, Adam Wenzel von Reichel, Erbherr auf Magnitz, Zaumgarten und Klein-Rasselwitz, wozu er mit seiner Frau noch Barottwitz erheiratete. Nach Vollendung seiner Studien in Helmstädt und Leiden und der grossen Reise, die hauptsächlich Italien und den österreichisch-ungarischen Ländern galt, hatte er 1652 im 25. Jahre geheiratet und war schon das Jahr darauf in den Rat gewählt worden. Das Bild stellt ihn als angehenden Vierziger dar, kurz vor seinem unerwartet früh im Juli 1668 erfolgenden Tode.

Auch der dann folgende ältere Herr mit dem freundlichen, etwas leidenden Gesicht, Hans Burckhard (Burghart) von Löwenburg (Lewenburg), geboren 1611, war ein reicher Mann. Das Bild von 1667 nennt ihn Besitzer von Grunau, das Jahr darauf erbte er vom Schwager auch Oldern und Benkwitz. Aber die Familie war weniger alt und vornehm, erst sein Vater hatte den Adel erworben, und er war der erste, der 1654 mit 43 Jahren in den

Rat gelangte. Da er bis 1677 lebte, erreichte er allmählich das Vizepräsidium und wurde unmittelbar nach seinem Tode durch seinen gleichnamigen Sohn ersetzt.

Sonst ist nichts weiter von ihm bekannt, noch weniger von den beiden zünftischen Ratsherren, die die letzten Plätze am Ratstische hatten, dem Kretschmer Sigismund Schreiber und dem Tuchmacher Jakob Fiedler (Fiedlar). Ersterer, seit 1662 im Rat, muss intelligenter gewesen sein, als ihn das Porträt erscheinen lässt; sonst würde der von Hirschberg gebürtige, nach unruhiger Jugend kriegsflüchtig nach Breslau verschlagene Mann nicht mit 40 Jahren in den Rat gelangt sein. Die Tochter des Innungsältesten Schulze heiratete er erst nach seiner Wahl in zweiter Ehe. Er war Kirchenvorsteher zu St. Barbara und starb 1674 im 53. Lebensjahre. Sein Nachbar Fiedler sass von 1648 bis 1672 im Rat. Die langen und wechselvollen Kämpfe zwischen den Kaufmannsgeschlechtern und den Zünften oder Zechen hatten schon im 15. Jahrhundert dazu geführt, den vier bedeutendsten Zünften, den Reichkrämern, Tuchmachern, Kretschmern und Fleischern eine Vertretung im Rat zu bewilligen, aber diese zünftischen oder bezechten Mitglieder blieben immer an die beiden letzten Plätze am Ratstisch und auf der Schöffenbank gebunden.

Der alte Breslauer Rat war für die Stadt sowohl die Verwaltungs- wie die Gerichtsbehörde. Er gliederte sich deshalb in zwei Abteilungen, das eigentliche Ratskollegium und das Schöppenkollegium. Beide wurden alljährlich neu besetzt, ergänzten sich aber nach uralter Sitte nur durch Kooptation und waren dem Wesen nach längst ständig geworden, wenngleich die Erneuerung oder Verkehrung noch immer Jahr für Jahr am Tage vor Aschermittwoch stattfand, in sehr feierlichen aber stereotypen Formen. Das Aufrücken erfolgte streng nach der Anciennetät.

Wenden wir uns jetzt den auf der Schöffenbank sitzenden Gestalten zu, so tritt uns in dem Schöffenpräses David von Eben und Brunnen eine stattliche Figur mit kräftigem, martialischem Gesicht entgegen, der man ihre 68 Jahre nicht ansieht. Die Eben waren ein süddeutsches Geschlecht, das Generationen hindurch im Rate zu Memmingen gesessen hatte; erst Davids Grossvater war aus Schwaben nach Schlesien gekommen und durch die Heirat mit einer Uthmann in die Kreise des Breslauer Patriziats eingedrungen; sein jüngerer Sohn Nikolaus war 1617 in den Rat gelangt und diesem 1644 David gefolgt, der mit dem oben genannten Adam Wenzel von Reichel verschwägert war. Er sass auf Strachwitz westlich von Breslau. Das Geschlecht blühte noch lange, auch im Kriegsdienst, doch schied es wieder aus dem Rat, als David am 14. Mai 1669 das Zeitliche segnete.

Auf ihn folgt Sigismund von Fürst und Kupferberg, aus derselben Familie, aus der ein Jahrhundert später der Grosskanzler Karl Joseph Maximilian Freiherr v. Fürst hervorging. Den Beinamen hatte die Familie von dem Bergstädtchen Kupferberg, das der aus Bamberg nach Breslau eingewanderte Georg Fürst erworben hatte. Glücklicher Bergbaubetrieb brachte sie schnell zu Vermögen, dem dann leicht der Adel folgte. Dem Rate hat sie drei Mitglieder gegeben, von denen Sigismund das mittlere war. Er starb am Michaelistage 1674. Sein Gesicht zeigt im Bilde einen fremdartigen, mehr slavischen als deutschen Typus.

Ernste, wenn auch nicht unfreundliche Züge zeigt sein Nachbar, ein ausgehender Vierziger, Heinrich Marx von Pein und Wechmar, der Träger eines in der Stadt sehr angesehenen Namens. Er war der ältere Sohn des um die Stadt in den schweren Zeiten des 30jähr. Krieges hochverdienten, ebenso unermüdlich wie erfolgreich thätigen Syndikus Johann von Pein, der 1622 aus sächsischem Hofdienst in das Breslauer Syndikat übergetreten war. Sein Geschlecht stammte ursprünglich aus dem Fürstentum Grubenhagen, führte aber den Zunamen von Wechmar nach einem thüringischen Besitz; in Schlesien spaltete es sich in eine adelige Linie, die der Stadt im ganzen drei Ratsherren geliefert hat, und in eine freiherrliche. Wir wissen von Heinrich Marx nur, dass ihn seine Studien und Reisen nach Holland und England geführt haben, und dass er Eva Susanna Jessinski geheiratet hat, aller Wahrscheinlichkeit nach eine Tochter jenes Stephan Jessinski, der sein und seiner Frau Eva Haunoldin Allianzwappen an der Südseite des von ihm erbauten Hauses, das allen Breslauern als der Riembergshof bekannt ist, in Stein hat darstellen lassen. Heinrich Marx starb schon im Januar 1668, wenige Monate nach seiner Frau, worauf sein Bruder Sigismund Reinhard für ihn gewählt wurde. Der ältere der beiden Brüder sass auf Sürdnig und Wessig, der jüngere auf Seiffersdorf, später erwarb er Kranz.

Neben ihm sitzt der Unterkämmerer Matthaeus Riedel von Lewenstern, Erbherr auf Treschen und Seiffersdorf, ein reicher Kaufherr, der von seinem Gelde auch einen edlen Gebrauch zu machen wusste, denn er hatte 1652 die noch jetzt vorhandene Kanzel der Elisabetkirche aus schwarzem italienischen Marmor mit Säulen aus salzburgischem Marmor und Kapitälen und Engelsköpfen aus Alabaster auf seine Kosten herstellen lassen. Er führte das Unterkämmereramt 10 Jahre lang und starb, als er eben das von Johann von Götz abgegebene Oberkämmereramt übernehmen sollte, am 25. Februar 1670, im 66. Lebensjahre. Den Adel hatte schon der Vater Peter erworben, mit dem das Geschlecht in Schlesien auftaucht, später kommt noch die Freiherrnwürde dazu. Der letzte der schlesischen Linie war ein Onkel Holtei's, von dem dieser in seinen „Vierzig Jahren" erzählt, dass er nach dem Verluste seines Gutes Grossleipe im Trebnitzer Kreise sich bei dem Besitzer des Gutes Obernigk, seinem alten Freunde Karl Wolfgang Schaubert, die letzten Jahre seines Lebens aufgehalten habe. Dieser Erbonkel Baron Riedel hatte ebensowenig wirtschaftliches Talent wie sein Neffe.

Riedels erheblich jüngerer Nachbar mit dem würdevollen, selbstbewussten Blick, Ferdinand von Mudrach (Modrach), Erbherr auf Ober- und Nieder-Rathen, Heidau und Hermannsdorf im Westen und Südwesten von Breslau, hatte die Zeit seines Wirkens noch vor sich; denn er wurde 1670—1676 Oberkämmerer und 1680—1690 Präses, verwaltete also die verantwortungsreichsten Ämter eine ziemliche Zeit. Sein Sohn erwirbt die Freiherrenwürde und sein Enkel ist unter Friedrich dem Grossen Intendant der Königlichen Schlösser und zur Zeit der Schlacht bei Leuthen Besitzer der Herrschaft Lissa. In seinem Schlosse soll der König bekanntlich am Abend des Schlachttages eine Versammlung österreichischer Offiziere überrascht haben; doch ist die Grundlosigkeit dieser Erzählung nachgewiesen.

Noch jünger ist der Nachbar Hans Sigismund von Haunold auf Sacherwitz, erst im 34. Lebensjahre und doch schon seit 8 Jahren im Rat. So konnte es kommen, dass er das Präsidium als Mudrachs Nachfolger im 57. Lebensjahr erreichte und volle 20 Jahr innehatte, auch 1710 das 50jährige Jubiläum als Ratsmitglied erlebte, ein nie dagewesenes Ereignis, das mit einem überschwenglichen Pomp von der dem Kultus der vornehmen Personen so sehr ergebenen Zeit gefeiert wurde. Er war allerdings ein sorgsamer Regent der Stadt, und namentlich die Armen priesen ihn, den Schöpfer der Hausarmen-Verpflegungsanstalt, als ihren Vater. Er war auch ein Freund der Wissenschaften, Sammler in allen Gebieten der Naturwissenschaften, der technischen Künste und der Numismatik und stand mit andern Sammlern und mit Gelehrten in regem Briefwechsel, wobei dann der gelehrteste Mann, den damals Breslau hatte, der Rektor Martin Hanke vom Elisabetgymnasium, ihm vielfältig Sekretärdienste leistete. Er hatte sonst eine schwere Gemütsart und schrieb ganze Bände von Todesgedanken, Reu- und Leidgedanken, die die Stadtbibliothek noch bewahrt. Er war der letzte seines Geschlechts, das über ein Jahrhundert lang im Rate gesessen hat, indes von dem der mittelalterlichen Haunolds, die namentlich im 15. Jahrhundert eine hervorragende Rolle in der Stadt spielten, verschieden ist, auch ein anderes Wappen führt.

Der 6. Schöffe, mit dem ansprechenden, feinen Gesicht, Adam Kaspar von Artzat und Gross-Schottgau, im 31. Lebensjahre dargestellt, war ebenfalls mit 26 Jahren an der Stelle seines Vaters Georg Friedrich in den Rat gelangt. Wie schnell sich begabte junge Leute von guter Herkunft damals vorwärtsbringen konnten, zeigt der Umstand, dass er erst die Hälfte seines Trienniums hinter sich hatte, als er noch nicht 19jährig am 2. August 1655 in Leipzig mit einer Dissertation de culpa als Jurist promovierte. Auf der Rückkehr von der grossen Reise nach Frankreich, England und Belgien führte ihn der Weg über Frankfurt am Main, wo er 1658 der Kaiserkrönung Leopolds beiwohnte. Von dem reichbegüterten Vater erbte er die Güter Borne, Zweibrodt, Blankenau und Schützendorf und erlangte später ein Kanonikat in Magdeburg, wurde kaiserlicher Rat und Oberkämmerer der Stadt, doch entriss ihn der Tod schon im 51. Lebensjahre den Herrlichkeiten dieser Welt, am 5. Februar 1678. Im Rate war er der vierte seines Geschlechts.

So mit Glücksgütern gesegnet war der nächste gleichzeitig mit Artzat eingetretene, aber um ein Jahrzehnt ältere Schöffe Sigismund Seifart nicht; er war neben den zünftischen Mitgliedern das einzige, das zu der Zeit des Adelsprädikats entbehrte; er führt es in der Ratslinie erst von 1691 ab, übrigens ohne dass seine Nobilitierung mit sicherer Angabe zu belegen wäre.[1]) Dafür war er aber ein tüchtiger Jurist und hatte in einem langen Leben Gelegenheit, seiner Vaterstadt wertvolle Dienste zu leisten. Er starb erst am 4. Januar 1702 als Vizepräses, nachdem er 38 Jahre im Rate gesessen hatte. Das Bild zeigt ein mageres, etwas leidendes Gesicht.

---

[1]) Vgl. Blazek Abgestorbener Adel der preuss. Provinz Schlesien III, 152.

Sehr viel unternehmender sieht sein Nachbar mit dem eleganten Modebart, der 39jährige Georg Ernst von Kohlhass (Koulhass), Schwiegersohn des Schöffenpräses David von Eben, aus. Ob er damals schon auf eigene Verdienste blicken konnte, ist nicht bekannt; in der Folge hat er der Stadt als Oberkämmerer ein Jahrzehnt lang treu gedient. Bei seinem Tode 1689 war er Erbherr auf Krietern und Strachwitz. Die Familie war erst in der vorhergehenden Generation geadelt worden und erlosch schon im Anfange des folgenden Jahrhunderts, er war der einzige Vertreter derselben im Rate.

Zu unterst sitzen auch auf der Schöffenbank wieder zwei zünftische Herren, der Reichkrämer Christoph Grundmann, erst 1667 erwählt, Vorsteher des Almosenamtes und des Hospitals zu Allerheiligen, schon 1675 nach mehrjähriger Unpässlichkeit gestorben, eine ehrenfeste Erscheinung. Sein Nachfolger Melchior Schlecht, ein Fleischer, verwaltete sein Amt um so länger, von 1665 bis 1686.

Das also sind die 19 Mitglieder des Breslauer Rats im Jahre 1667, 8 Ratsherren im engeren Sinne und 11 Schöppen oder Mitglieder des Stadtgerichts. Ratsherren, Senatores hiessen sie alle. Die jüngsten Mitglieder rückten in die unterste Schöppenstelle ein, wechselten dann aber in einer damals schon fest ausgebildeten Reihenfolge von der Schöffenbank an den Ratstisch und von diesem wieder auf die Schöffenbank. Der erste Schöffe war im Range dem zweiten Ratsherrn gleich und wechselte mit diesem in der Vertretung des Präses, beide hiessen Älteste. Auch die vier zünftischen Mitglieder wechselten in den vier untersten Plätzen, die ihnen zugewiesen blieben, vom Ratstisch zur Schöffenbank und umgekehrt.

Die alten Kaufmannsfamilien, die ihrer Bedeutung für die Stadt entsprechend Jahrhunderte lang ihre Vertreter in den Rat entsandt hatten, waren seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts in einer Umbildung begriffen. Einerseits ging der Handel Breslaus unzweifelhaft zurück, andererseits liessen die neuen Theorieen vom Staats- und Regentenwesen die juristische Bildung in steigendem Masse als wichtig, ja unentbehrlich erscheinen. Das trieb die vornehmen Familien teils in den ländlichen Grundbesitz, teils in die juristische Karriere. Die über die einzelnen Mitglieder gegebenen Daten lassen das ja deutlich erkennen. Der Kaufmann und die kaufmännische Art des Stadtregiments waren im Begriffe zu verschwinden. Die Ratsherrenstellen hatten sich trotz der jährlichen Neuwahl zu lebenslänglichen Ämtern ausgebildet, wenn sie auch noch nicht gerade Versorgungen mit ausgiebigem Gehalt geworden waren. Noch waren es in der Hauptsache Ehrenämter, nur den Mitgliedern vornehmerer Familien und den Vertretern bestimmter Zünfte zugänglich, doch erhielten die Inhaber bereits „wegen ihrer schweren Mühewaltung und Versäumnis ihrer Nahrung" feststehende Bezüge an Geld und andern Ehrengaben, der Präses, die beiden Ältesten und die beiden Kämmerer je 300, die andern je 200 Rthl. So war es 1658 geregelt worden. Dem entsprechend opferten die vornehmen Herren auch nicht ihre ganze Kraft und Zeit den Sorgen der Stadtregierung, sie hatten dazu noch Gehilfen in den vier Herren, die das Bild der Ratssitzung an besonderem Tische zeigt, und deren Porträts hier im Museum den Schluss der Reihe bilden. Das waren die

beiden Syndici und die beiden Secretarii; die beiden ersten, stets gewiegte Juristen, waren die eigentliche Seele der Verwaltung, den beiden andern lag die Sorge ob für die Einhaltung des meist recht umständlichen Geschäftsganges. Nur die ersten hatten volles Stimmrecht in den Sitzungen, bezogen auch ein ansehnliches Gehalt.

Der Protosyndikus von 1667 war der Dr. phil et jur. utr. Peter Muck von Muckendorf und Sonnenburg, auf Lichtenberg und Marchwitz, Inhaber der böhmischen Ritterwürde, kaiserlicher Rat und Pfalzgraf, der 1655 seinem Vater im Syndikat gefolgt war. Er resignierte schon 1670, wurde herzoglich sächsischer Präsident zu Lauenburg und starb als Landesdeputierter des Fürstentums Breslau im hohen Alter 1705.

Wichtiger für die Stadt wurde sein Kollege und späterer Nachfolger Andreas Assig, der Sohn eines Breslauer Goldschmieds, seit 1657 im Amte, ein Mann von ungewöhnlicher Arbeitsamkeit und genauester Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung aller Verhältnisse und Einrichtungen der Stadt. Für ihre kirchlichen Rechte hat er zweimal am Kaiserhofe mit Erfolg unterhandelt, von der zweiten Legation brachte er den Adel mit heim mit dem Prädikat Assig von Siegersdorf, kaiserlicher Rat war er schon früh geworden. Er hat dem Stadtarchiv eine Reihe von Folianten hinterlassen, die seine wertvollen Collectanea oder Singularia enthalten. Er sass schon deshalb viel am Schreibtisch, weil ihn seine Kränklichkeit oft das Zimmer zu hüten nötigte. Er starb am 10. Mai 1676.

Die beiden Sekretäre Johann Kretschmer (Kretschmar) und David Hoffmann erscheinen auf den Bildern schon als ältere Männer, der erste war 1638, der andere 1639 ins Amt getreten. Kretschmer schied aus demselben schon 1671, lebte aber noch bis 1679, erwarb noch den Adel und bahnte so seinem Sohne Gottfried den Eintritt ins Ratskollegium an, sein Kollege Hoffmann war bescheidenerer Art, diente bis 1681 und starb 1683 hochbetagt. Auch sie hatten beide juristische Studien gemacht, doch waren sie nicht Doktoren wie die Syndici, hatten auch nicht das grosse Ansehen wie diese.

Das also sind die Bilder des Breslauer Rats mit vollem Zubehör vom Jahre 1667. Fragen wir nach dem künstlerischen Urheber derselben, so nennt er sich selbst Georg Schultz (Scholtz). Er war in Breslau 1622 geboren und starb am 26. Mai 1677. Er war hauptsächlich Porträtmaler und wollte diese Malerei als freie Kunst betreiben, kam jedoch darüber in Konflikt mit der Malerinnung und entschloss sich deshalb in diese einzutreten. Der oben erwähnte Syndikus Andreas Assig erzählt von ihm in seinen Kollektaneen folgende Geschichte: Ein Fleischhauer Balthasar Scholtz kam zwei Jahre nach dem Tode seiner Frau zu dem Maler und verlangte von ihm ein Bild der Verstorbenen; Mütze, Schaube, Jupe, Rock, silbernen Gürtel und Fingerlein derselben hatte er mitgebracht. Der Künstler verlangte nun ein Porträt der Frau zu sehen, der Fleischer meinte jedoch, auf das Gesicht komme es nicht an, wenn nur die Mütze u. s. w. recht schön gemalt sei. Der Kunsthistoriker Alwin Schultz, dessen Untersuchungen zur Geschichte der schlesischen Maler diese Angaben entnommen sind, urteilt über die künstlerischen Leistungen seines Namensvetters sehr scharf; er nennt ihn einen vollendeten Stümper, der zumal mit der Farbe

nicht Bescheid wusste. Wenn diese harte Kritik auch nicht für alle Porträts gleichmässig zutrifft, so ist doch in der That den Bildern nur ein geringer Kunstwert beizumessen. Wer aber hat die Bilder bestellt? Im Eingang habe ich gesagt, dass sie sich als Vorarbeiten zu dem grossen Gemälde der Ratssitzung in der ehemaligen Rentkammer, dem jetzigen Oberbürgermeisterzimmer darstellten. Obwohl dies richtig ist, scheinen sie zunächst doch nicht zu diesem Zwecke gemalt worden zu sein, sondern dazu, für ein Prachtwerk über Breslau in Kupfer gestochen zu werden, nämlich für Germanus Vratislaviae decor, consistens in palatinis et palatiis utrobique magnificis, quem stylo artificis Phidiaco et filo poetae Pythico καδδύναμιν adumbratum ad patres patriae Maecenatesque verendos officiosissime amandat Georgius Schöbel J. U. C. Vratislaviae in haeredum Baumanniorum typographia exprimebat Joh. Christoph Jacobi. Anno MDCLXVII. In grossfolio.

Der Herausgeber dieses Buches Georg Schöbel war ein junger Mann von 27 Jahren aus einer reichen, aber keineswegs senatorischen Familie Breslaus. Er hatte erst in Leipzig, dann in Leiden und zuletzt in Padua historischen und juristischen Studien obgelegen und dazwischen weite Reisen gemacht, deren eine ihn bis nach Island führte. Schon 1665 hatte er in Leipzig einen Band Flores ex C. Corn. Taciti horto nova methodo decerpti herausgegeben, ein Buch im Geschmacke der Zeit, die sich viel mit Staatslehre und Regentenkunst beschäftigte und die gelegentlichen Äusserungen des Tacitus darüber eifrig kommentierte. Späterhin, im Jahre 1672, liess er eine panegyrische Geschichte des habsburgisch-österreichischen Herrscherhauses mit den Bildern der Regenten in Kupferstich erscheinen, unter dem Titel: Sinn-reiche Reden und Merkwürdige Thaten der funffzehen Römischen Kayser auss dem Höchst-löblich- und Glorwürdigsten Ertz-Hause Oesterreich u. s. w., Breslau, J. Baumann, von andern Kleinigkeiten zu geschweigen.

Für den Germanus Vratislaviae decor liess er die hier vorliegenden 23 Porträts von Philipp Kilian, einem Mitgliede der bekannten Augsburger Künstlerfamilie und Sohn Wolfgangs (1628—1693), in Kupfer stechen. Dieser Künstler, der hauptsächlich in Porträts gearbeitet hat, hat seine Aufgabe mit Geschick bewältigt; wir können Alwin Schultz nicht Unrecht geben, wenn er sagt, es sei sein Verdienst, wenn die gestochenen Porträts nach mehr aussehen als die gemalten. Wie der Augenschein lehrt, sind sowohl die gemalten Vorlagen wie die Kupferplatten noch vorhanden. Sie waren allerdings auf jetzt nicht mehr festzustellende Weise von Breslau weg nach Leipzig gekommen, wurden aber von einem dortigen Kaufmann Wenzel Buhl, der ein geborener Breslauer war, entdeckt, angekauft und der Vaterstadt zum Geschenk gemacht, worauf sie der Rat unter dem 15. Februar 1680 der Rehdigerschen Bibliothek überwies. Dort haben sie, in einem besonderen Schränkchen wohl verwahrt, über 2 Jahrhunderte lang ein selten gestörtes ruhiges Dasein geführt, bis sie in jüngster Zeit von der Stadtbibliothek dem neuen Kunstgewerbemuseum überwiesen worden sind.

Schöbels Werk hat ausser diesen Bildnissen noch einen sehr wertvollen künstlerischen Schmuck. Es wird mit einem grösseren Blatte eröffnet, das in der Mitte einen Prospekt von Breslau und darüber und darunter das Rathaus, die kaiserliche Burg, das Elisabet-

gymnasium, die Magdalenenbibliothek und die beiden Zeughäuser am Sandthor und Nikolaithor darstellt. Namentlich das Bild der Burg (Burgus) ist als das einzige, das wir von ihr besitzen, von grösster Wichtigkeit. Das Blatt ist von einem wenig bekannten Künstler Nikolaus Häublein in Leipzig gestochen und trägt die Jahreszahl 1668, ist also erst später dem Buche zugefügt worden. Dasselbe scheint auch mit dem Texte der Fall zu sein, da er mit einer poetischen Beschreibung des Inhalts eben des ersten Blatts in Akrostichen beginnt. Diese Akrostichen samt den unter den einzelnen Porträts stehenden, teilweis nicht üblen Versen sind wohl Schöbel selbst zuzuschreiben, den grössten Teil des Textes nimmt jedoch Vratislavia urbs Augusta, caput Silesiae, heroico carmine decantata ab Henrico Mühlpfordt, also eine poetische Beschreibung Breslaus ein von einem der begabteren schlesischen Dichter jener Zeit, den freilich die häusliche Not zur Massenproduktion in deutscher wie in lateinischer Sprache verführte. In mehr als 1200 hochtrabenden Hexametern besingt er erst die Geschichte Breslaus und wendet sich dann einer ausführlichen, aber wenig anschaulichen Beschreibung der innern Stadt zu, zuerst des Rathauses, dann der Kirchen, Bibliotheken und Schulen, der Hospitäler und Klöster, der Burg, der Zeug- und Kornhäuser, der Wasserkünste, der Münze; dann folgen auch die Vorstädte, die Oder und Ohlau und die Umgegend, der Handel und die Gewerbe, namentlich die Bierbrauerei, und endlich die Bewohner, deren Sitten, Begabung und poetische Leistungen in den Himmel gehoben werden, bis endlich dem Dichter den letzten Rest seiner Begeisterung die Frauen entlocken. Es ist doch gut, dass sich die Versmacherei seit der Zeit in Schlesien etwas gelegt hat. Die Sprache schwankt meistens nur zwischen Gemeinplätzen und verstiegenen Bildern hin und her.

Unzweifelhaft hat sich der junge Schöbel in der Herausgabe des Werkes als ein Mäcen bewiesen, wie sie Breslau nicht gar viele gehabt hat. Ob ihn die reine Liebe zur Vaterstadt und zur Kunst dabei geleitet hat, oder ob er sich den Weg in den Rat hat bahnen wollen, wer will es behaupten? Gelungen ist ihm das Letztere nicht, man schuf nur für ihn die Stelle eines Inspektors der städtischen Bibliotheken. Doch entschädigte ihn Fortuna anderweitig. Er wurde 1669 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und kam dadurch in Verbindung mit deren Direktor Herzog August von Sachsen, Administrator des Erzstifts Magdeburg. So erlangte er 1672 und 1674 zwei Kanonikate daselbst und siedelte dorthin über. Vorher war er schon mit dem Prädikat von Schöbel und Rosenfeld geadelt worden, hatte den Titel eines kaiserlichen Rats und für die erwähnten „Sinn-Reichen Reden“ u. s. w. die Gnadenkette mit dem Bildnis Leopolds erhalten. Alle diese Ehren vermochten den kränklichen Körper nicht zu kräftigen, er ward schon mit 40 Jahren eine Beute des Todes.

Um nun noch einmal zu dem Maler der vorliegenden Porträts zurückzukehren, so erwähnt sein Kritiker Alwin Schultz unter seinen Werken auch das grosse Gemälde der Ratssitzung in der ehemaligen Rentkammer, dem jetzigen Oberbürgermeisterzimmer des Rathauses, wo es die ganze Schildbogenfläche der dem Eingang gegenüberliegenden Wand des gewölbten Raumes einnimmt. Er datiert es aber irrtümlich von 1688, wo doch der

Maler schon 11 Jahre tot war, und übersieht darüber den Zusammenhang mit der hier beschriebenen Reihe von Porträts. Das Gemälde datiert von 1668. Da vor seiner Herstellung im Januar 1668 Heinrich Marx von Pein starb und durch seinen Bruder Sigismund Reinhard ersetzt wurde, so ändern sich die Porträts um eines; auch die Anordnung wird eine etwas andere, da Sigismund Reinhard den letzten Platz unter den patrizischen Schöppen einnimmt, während sein älterer Bruder schon einige Stellen vorgerückt war. Sonst bleibt Alles beim Alten. Das Gemälde hat eine Breite von 6 Metern und ist offenbar für die Stelle, an der es noch jetzt hängt, von Anfang an bestimmt gewesen, wie seine der Wand angepasste Form erkennen lässt. Im ganzen ist es schon sehr nachgedunkelt, und da es nicht besonders gute Beleuchtung hat, treten nur die Köpfe der in der Mitte am Ratstische sitzenden Personen dem Beschauer deutlicher entgegen.

Um das Arrangement einer Plenarsitzung des Rats zu erkennen braucht es dieses grossen Gemäldes nicht, dazu genügt die auch schon im Eingang erwähnte kleinere Skizze, die allerdings die Jahreszahl 1659 trägt. Das Lokal ist die alte dreifenstrige, mit prächtigem Intarsiagetäfel geschmückte Ratsstube, jetzt Sitzungszimmer Nr. 1, hinter der Rathausdienerstube. In ihrer nördlichen Ecke steht der Ratstisch mit seinen 8 Beisitzern, an der Nordwand nach dem Ofen zu erblickt man die lange Bank mit 7, zur andern Seite des Tisches am mittleren Fenster die kurze Bank mit 4 Schöppen, alle Hut und Handschuh auf den Knieen haltend. Den Schluss bildet der kleinere Tisch in der südlichen Ecke, an dem die 2 Syndici und 2 Secretarii sitzen. Sehr geräumig war die Ratsstube für so viel Menschen keineswegs, indes hat sie den Vorfahren ein halbes Jahrtausend lang in guten und bösen Tagen genügt. Erst der grosse innere Umbau des Rathauses in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat zur Verlegung der Plenarsitzungen des Magistrats geführt und damit diesem Raume seine alte Bedeutung genommen. Noch am 26. November 1857 hatte der damals längere Zeit in Breslau residierende Kronprinz Friedrich Wilhelm einer Ratssitzung darin beigewohnt.

Hermann Markgraf



EIN VOTIVBILD DES 15. JAHRHUNDERTS

Im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer befindet sich das Votivbild eines hl. Hieronymus mit Donatorengruppe, welches an sich von geringer künstlerischer Bedeutung, doch dadurch ein gewisses Interesse für sich beansprucht, dass es in Komposition und Malweise starke niederländische Einflüsse verrät und deshalb auf künstlerische Wechselbeziehungen zwischen Schlesien und den Niederlanden im 15. Jahrhundert schliessen lässt. Das Bild, das der Lichtdruck auf Tafel IX wiedergiebt, ist auf Eichenholz gemalt, 0,87 m hoch und 1,13 m breit, stammt aus dem 1307 gegründeten Klarenstifte zu Glogau und kam nach dessen Auflösung 1810 zunächst in den Besitz der ehemaligen königlichen Altertumssammlung, später in den des Museums schlesischer Altertümer und aus diesem schliesslich an seinen jetzigen Platz. Wann es in den Besitz des Klarenstiftes gelangte, ist nicht nachweisbar, wahrscheinlich ist es vom Donator gleich ursprünglich für das Stift bestimmt worden. Dargestellt ist der hl. Hieronymus in knieender Stellung, bekleidet mit dem Büssergewande, umgeben von seinen Attributen, dem Löwen, dem Kardinalshut und dem Pedum rectum, rechts ihm gegenüber, gleichfalls knieend, der Donator des Bildes in blauem rotgefütterten Mantel mit seinem Sohn, zu Füssen seinen Wappenschild[1]), zwischen den gefalteten Händen eine Bandrolle, die in ihrer Aufschrift: Me tecum in celis Hieronyme conservare velis den Inhalt seines Gebetes zu dem Heiligen mitteilt. Im Hintergrund erblickt man den in den Lüften auf einem Regenbogen thronenden Weltenrichter, an dessen beiden Seiten Engel mit Trompeten schweben. Unten in der Landschaft entsteigen die Toten ihren Gräbern und rechts öffnet sich der Höllenschlund, in den Teufel die Verdammten hineinzerren. Der ganze Vorgang spielt sich in einer weiten Landschaft ab, die sich in sanften Matten gegen das im Hintergrund sichtbar werdende Meer absenkt.

Niederländischer Einfluss in dem Bilde verrät sich vor allem, wie ich noch ausführen werde, in dem Charakter und der Anlage der Landschaft. Er zeigt sich aber auch in gewissen technischen Eigentümlichkeiten und in der Formengebung im einzelnen. So ist die Gestalt der Bäume und Sträucher und die Struktur des Blattwerks ganz niederländisch, ja sie deutet speziell auf holländischen Einfluss hin. So erinnert die breite technische Behandlung der figürlichen und tierischen Staffage in der Landschaft, die Art, die Figuren mit einigen breiten Strichen direkt auf den landschaftlichen Hintergrund aufzusetzen, an die Malweise des Hieronymus Bosch. Die Haltung der Hauptfiguren dagegen,

---

[1]) Da von Herrn Direktor Roehl die Vermutung ausgesprochen wurde, dass das Wappen polnisch sei, haben wir die Herren Matechi in Lemberg und Piekosiński in Krakau gebeten, sich darüber zu äussern. Beide erklärten, es nicht näher bestimmen zu können, Piekosiński hält es für unstreitig polnisch und für eine Variante des Wappens Ostoja, das von dem Stammgeschlechte Strzegonion herrührt. Dieses Geschlecht hatte seinen Stammsitz in Schlesien auf der Burg Striegau. Die Redaktion



die Darstellung des Heiligen mit einem scheibenförmigen goldenen Heiligenschein und das Vorkommen einer Bandrolle weisen mehr auf deutschen Ursprung hin. Jedenfalls haben wir es also mit einem Meister zu thun, der, wenn auch vermutlich deutschen Ursprungs, der Anlage des Bildes und insbesondere der Auffassung und dem Charakter der Landschaft nach zu schliessen, vollständig von der niederländischen Kunst beeinflusst ist.

Die Anhaltspunkte für die Datierung des Bildes liefern zunächst die Kostüme des Donators und dessen Sohnes, nach denen seine Entstehung gegen das Ende des 15. Jahrhunderts fällt. Bestätigt wird dies durch die bevorzugte Stellung, die die Figur noch in der Landschaft einnimmt, sowie dadurch, dass hier zeitlich weit auseinanderliegende Vorgänge räumlich mit einander vereinigt werden.

Im Breslauer Hieronymus-Bilde sowie in den meisten bildlichen Darstellungen des 15. Jahrhunderts, in denen auch landschaftliche Gegenstände behandelt werden, ist der Figur eine bevorzugte Stellung auf einem besonderen, von den landschaftlichen Hintergründen deutlich abgegrenzten Vordergrund-Podium eingeräumt und es steht ihre Grösse in keinem Verhältnis zu den sie umgebenden Raummotiven. Auch die Nebenfiguren, denen ein Platz im Vordergrund nicht angewiesen ist, stehen insofern ausserhalb des räumlichen Verbandes ihrer Umgebung, als sie sich dieser nicht anpassen, sondern sich ausschliesslich nach dem figürlichen Hauptvorgang richten. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der religiösen Richtung der Kunst des 15. Jahrhunderts. Da die Tafelbilder mit Ausnahme der Porträts fast ausschliesslich für Kirchen und Kapellen bestimmt waren, musste auf den religiösen Gegenstand das Hauptgewicht gelegt werden, während die Landschaften nur als Hintergrund oder zur Charakterisierung des Schauplatzes dienten. Auf diese Unabhängigkeit der figürlichen Darstellung von der räumlichen ist auch die Erscheinung zurückzuführen, dass figürliche Vorgänge, die zeitlich auseinanderliegen, mit einander auf einem landschaftlichen Schauplatz vereinigt werden. So sind in dem Hieronymusbild der Heilige in zwei verschiedenen Situationen und die Darstellung des jüngsten Gerichts in einer Landschaft räumlich mit einander verbunden.

Schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts [1]) bildet sich ein Typus von Figuren heraus, die mit dem Gegenstande der Darstellung nichts zu thun haben, sondern nur dazu dienen, die Landschaft zu beleben, die also im wahren Sinne des Wortes Staffage sind. Aber auch die mit dem figürlichen Vorgang im Zusammenhang stehenden Figuren nehmen im Laufe dieser Epoche immer mehr diesen Charakter an, bis endlich im Anfang des 16. Jahrhunderts in den ausgebildeten Landschaften auch die Hauptfiguren zur Staffage werden.[2]) Selbstverständlich trifft dies nur bei denjenigen Schulzweigen zu, die ihre Aufmerksamkeit besonders der Pflege des Landschaftsfaches zuwenden und die in dieser Hinsicht als Vorgänger der eigentlichen Landschaftsmaler gelten können. In der Figurenmalerei bleibt die Landschaft immer Nebensache. Auch in unserem Bild lassen sich diese beiden Figuren-

---

1) Madonna mit Kanzler Rollin im Louvre.

2) Hendrik Bles: der Barmherzige Samariter. Gem.-S. des allerhöchsten Kaiserhauses Nr. 672.

Typen unterscheiden und die mit den Hauptpersonen im Zusammenhang stehenden Figuren in den landschaftlichen Gründen sind bereits vollständig in der umgebenden Landschaft aufgegangen.

Wie weit jedoch die Abhängigkeit der letzteren von der figürlichen Darstellung hier noch geht, das ergiebt sich daraus, dass die Landschaft entsprechend der Anordnung der beiden Hauptfiguren in zwei von einander verschiedene Hälften zerfällt. Die linke Seite hinter dem hl. Hieronymus stellt eine von schroffen Felszacken eingerahmte Wildnis dar, in welcher sich Löwen, Füchse, Hirsche und anderes wildes Getier herumtummeln, die rechte Seite hinter dem Donator dagegen zeigt uns sanftes, mit Bäumen bestandenes, von Grashügeln eingefasstes Wiesenland, auf dem Schafe weiden und in dessen Hintergrund man eine vieltürmige Stadt erblickt. Es liegt nahe, diese Verschiedenheit im Charakter der beiden Landschaftshälften in Zusammenhang mit den beiden Personen zu bringen, denen sie als Hintergrund dienen, insbesondere da in dem wilden Charakter der Landschaft hinter dem Heiligen ein deutlicher Hinweis auf dessen Leben in der Wüste liegt.[1]) Dementsprechend würde die Landschaft rechts mit der Stadt und freundlichem Wiesenland als Hindeutung auf das Leben und die Heimat des Donators aufzufassen sein.

Wie schon erwähnt, verrät die Landschaft unseres Bildes niederländische Einflüsse. Sie ist in dieser Beziehung typisch für die niederländischen Landschaftskompositionen des 15. Jahrhunderts, als deren hauptsächliche Merkmale ich hier zunächst die Anwendung eines hohen Augenpunktes, die weite Aussicht und die starke Überhöhung der Horizontlinie anführen will. Diese Art, eine Landschaft von einem hohen Standpunkte aus darzustellen, der meist auf dem erhöhten figürlichen Vordergrund-Podium gedacht ist, hat ihren Grund in dem eigentümlichen Gemisch von mittelalterlicher und moderner perspektivischer Raumdarstellung, das in der Landschaftsmalerei des 15. und zum Teil auch des 16. Jahrhunderts herrscht. Durch die Wiederentdeckung der Gesetze der Linearperspektive wurden die Künstler des beginnenden 15. Jahrhunderts in den Stand gesetzt, den Raum unter Annahme eines bestimmten Augenpunktes so zu konstruieren, dass er auch auf der Bildtafel den Eindruck der Tiefe machte. An der mittelalterlichen Art, räumliche Gebilde in einer Art Vogelperspektive darzustellen, wurde aber dabei noch festgehalten, nur suchte man dieselbe jetzt in perspektivische Formen zu kleiden. Die niederländische Landschaftsmalerei dieser Epoche löst dieses Problem auf zwei Arten:

Die eine, die ihrer Entstehung nach wohl früher und noch ganz im Banne der mittelalterlichen Tradition befangen ist, wird durch die landschaftlichen Darstellungen des Genter Altars und durch die beiden dem Geertgen v. Haarlem zugeschriebenen Bilder in der Wiener Galerie veranschaulicht. Das figürliche Vordergrund-Podium, welches als Standpunkt des Beschauers gedacht ist, liegt hier tief und die landschaftlichen Hintergründe steigen an mehr oder minder steilen Böschungen nach rückwärts zu empor. Das räumliche Übereinander der Gründe ist also hier dadurch perspektivisch erklärt, dass der

[1]) Die Wüste wird in der niederländischen Kunst immer als Fels- oder Waldwildnis aufgefasst.

Standpunkt des Beschauers am Fuss eines Bergabhangs gedacht ist, an dessen Flanken sich die ganze Landschaft terrassenförmig aufbaut. Die andere in der Raumgestaltung vorgeschrittenere Art nimmt für den Beschauer einen hohen Standpunkt auf dem figürlichen Vordergrund-Podium an, von dem aus sich ein weiter Blick über die Landschaft eröffnet.

Dieser Landschaftstypus, dem auch das Breslauer Bild angehört, fand im Laufe des 15. Jahrhunderts in der Landschaftsmalerei die weiteste Verbreitung und ist im 16. Jahrhundert sogar der fast ausschliesslich herrschende. Doch halten die Holländer an der ersteren Darstellungsweise bis ins 16. Jahrhundert fest, wie die genannten Bildertafeln des Geertgen v. Haarlem beweisen, die nach den Kostümen zu schliessen, nicht vor 1500 entstanden sein können.

Bedeutet die Wahl eines hohen Augenpunktes für die Darstellung der Landschaften auch einen merklichen Fortschritt, indem erst durch sie eine freie Raumentfaltung ermöglicht wird, so ist der Einfluss der mittelalterlichen Tradition damit doch noch nicht vollständig überwunden. Schon bei einer flüchtigen Betrachtung unseres Bildes bemerkt man, dass der für die Landschaft angenommene Augenpunkt nur ein fingierter ist und mit dem perspektivischen Raumbild, welches diese darbietet, nicht im Einklange steht. Im Verhältnis zu seiner Höhe sind die landschaftlichen Hintergründe viel zu stark in der Aufsicht dargestellt und steigen nach perspektivischen Gesetzen gegen den Horizont viel zu steil an. Die Horizontlinie, die in der Augenhöhe der beiden Hauptfiguren liegen sollte, zieht sich hoch über deren Köpfen hin, für den Himmel nur einen schmalen Streifen übrig lassend, so dass das Land $^8/_9$ der gesamten Bildhöhe einnimmt.[1]) Der Grund dieser Erscheinung, die sich in den meisten niederländischen Landschaften des 15. und 16. Jahrhunderts wiederfindet, lässt sich darauf zurückführen, dass die Einflüsse der mittelalterlichen Raumdarstellung noch zu mächtig und die Gesetze der Perspektive den Künstlern dieser Epoche noch zu wenig in Fleisch und Blut übergegangen waren, als dass sie vermocht hätten, den angenommenen Augenpunkt im ganzen perspektivischen Raum beizubehalten. Dieses Missverhältnis zeigt sich ganz besonders bei der Wiedergabe perspektivischer Ebenen, welche ohne Rücksicht auf den fingierten Augenpunkt ganz nach mittelalterlicher Art fast ohne perspektivische Verkürzungen in der Frontalansicht dargestellt wurden. Um diesem perspektivischen Mangel abzuhelfen, zerlegte man das Terrain in einzelne horizontal über einander liegende Stufen oder Gründe, die dadurch, dass sie einander überschneiden und Profile schaffen, die sich gegen einander abheben, horizontale Fluchtlinien bilden und die Landschaft vertiefen. Die Überschneidung ist also in dieser Epoche das gebräuchlichste Mittel zur Vertiefung einer Ebene. Die Anfänge dieser Gründe, die ich hier zum Unterschiede von den luftperspektivischen, linearperspektivische nennen will, gehen auf jene Darstellungen zurück, auf welchen Vorgänge, die sich räumlich

1) Bei Hendrik Bles stellt sich das Verhältnis von Land zu Luft wie 3 : 1, bei einem der holländischen Naturalisten des 17. Jahrhunderts: Simon de Vlieger wie 1 : 4.

hinter einander abspielen, in Streifen räumlich über einander angeordnet werden. Diese Zerlegung des Raumes ist schon in der altägyptischen Reliefkunst sehr gebräuchlich, wir begegnen ihr in der griechischen und römischen Kunst, wir finden sie in den Miniaturen der Wiener Genesis wieder und auch die Relief- und Buchkunst des Mittelalters hat zahlreiche Beispiele dieser Darstellungsart aufzuweisen.[1])

Sehr deutlich zeigt sich dieser Ursprung der Gründe noch auf einem der beiden bereits citierten Tafelbilder des Geertgen v. Haarlem, in welchem die einzelnen Episoden der Beisetzung, Auffindung und Vernichtung der Gebeine Johannes des Täufers auf stufenförmig über einander angeordneten Streifen dargestellt sind. Im Laufe des 15. Jahrhunderts verwischt sich diese Gliederung der Landschaft in linearperspektivische Zonen und wird teils durch die seitlich vorspringende Kulisse, teils durch die luftperspektivischen Gründe ersetzt, die gegen das Ende dieser Kunstperiode immer mehr an Bedeutung gewinnen.

Schon im 15. Jahrhundert zeigen sich die Unterschiede zwischen der Naturauffassung der holländischen und der vlämischen Schulen in der Beobachtung der Wirkungen der Luftperspektive. Erstere schenken denselben in ihren frühen Landschaften zunächst geringere Beachtung. Besonders die auffallende und abtönende Wirkung der Luftschichten bleibt noch fast unberücksichtigt, dagegen wird der farbliche Einfluss der Atmosphäre auf die landschaftlichen Hintergründe, das Abblauen der Landschaft, dadurch zum Ausdruck gebracht, dass die äussersten, den Hintergrund abschliessenden Höhenzüge einen zarten blauen Ton erhalten. Dieser schmale Streifen am Horizont verwandelt sich besonders unter dem Einfluss der ersten Landschafter in eine breite blaue Zone, welche den ganzen Hintergrund einnimmt, während Vorder- und Mittelgrund farblich noch ein Ganzes bilden. Doch schon in den Landschaften des Joachim Patinier machen sich auch hier Tonunterschiede bemerkbar. Der Vordergrund nimmt eine etwas dunklere mehr ins Bräunliche gehende Färbung an, während die Vegetation des Mittelgrundes ihren hellen grünen Ton behält. Auf den Bildern des Hendrik Bles prägt sich dieser Tonunterschied immer stärker aus: die anfänglich nur schwach angedeutete dunklere Tonfärbung nimmt an Tiefe zu und geht in ein ausgesprochenes Braun über, während das Grün des Mittelgrundes immer stärker hervortritt.[2]) Diese sogenannten drei Töne, die in den Landschaften des Hendrik Bles noch in den Anfangsstadien der Entwicklung stehen, kommen in der vlämischen Malerei erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts zur vollen Ausbildung und erreichen in den Landschaften Joos de Mompers den Höhepunkt. Die farblichen Unterschiede zwischen den einzelnen landschaftlichen Motiven, die auf den früheren Entwicklungsstufen im Vorder- und Mittelgrunde noch deutlich zum Ausdruck kamen, ordnen sich nun ganz dem Grundton unter und es bleibt für die Farbe eines Objektes ausschliesslich die Farbe des Grundes massgebend, in dem es liegt. Weit früher als die Vlamen wenden

[1]) Kämmerer, Die Landschaft in der deutschen Kunst p. 25—26.

[2]) Auf dieser Entwicklungsstufe stehen die Bilder des Hendrik Bles in der Dresdener Galerie No. 806 die kleine Landschaft mit den Walzwerken in der Galerie Liechtenstein.



Lichtdruck von A. Fabian u. Co., Breslau

Tafelbild aus Glogau

die Holländer ihre Aufmerksamkeit dem Einfluss der Atmosphäre auf Licht und Farbe der Landschaft zu. Die Gliederung in drei farblich verschiedene Zonen findet sich schon in einzelnen Bildern des Dierk Bouts[1]) und begegnet uns bereits vollkommen ausgebildet in den Werken Jan Scorels. Neben dieser Richtung, die den farblichen Einfluss der Atmosphäre auf die Landschaft hervorhebt, bildet sich in Holland gegen das Ende des 15. Jahrhunderts eine andere aus, die den Einfluss derselben auf die Verteilung des Lichts und insbesondere ihre auffallende Wirkung in den landschaftlichen Hintergründen betont. Sie wird hauptsächlich durch zwei Meister holländischen Ursprungs Hieronymus Bosch und Pieter Breughel d. ä. vertreten und erreicht den Höhepunkt ihrer Entwicklung in der holländischen Stimmungsmalerei des 17. Jahrhunderts.

Als Vertreter der ersten Richtung ist der Meister des Breslauer Bildes anzusehen. Die luftperspektivischen Gründe sind hier zwar wenig konsequent durchgeführt und die rechte Seite des Bildes zeigt eine ganz andere Farbenabtönung als die linke, dennoch kann man der Hauptsache nach zwei Zonen unterscheiden, eine breite gelblich grüne, die den Vorder- und Mittelgrund umfasst, und eine schmale blaue Hintergrundzone. Die Lokalfarben der einzelnen Objekte bleiben bis in den Hintergrund deutlich erkennbar und ordnen sich nur in den hintersten Partien der Landschaft dem Grundton unter. Alles dies würde darauf hindeuten, dass in dem genannten Bilde das System der zwei Gründe das herrschende ist. Die Thatsache aber, dass die Felsenkulissen, die die Landschaft auf der linken Seite einrahmen, erst eine dunkelbraune, dann eine graublaue und endlich eine intensiv dunkelblaue Färbung annehmen, lässt auf eine allerdings missverstandene Anwendung der drei Töne schliessen und legt in Anbetracht der frühen Entstehungszeit des Bildes die Vermutung nahe, dass es unter dem Einfluss der holländischen Dreitonmalerei des 15. Jahrhunderts entstanden sei.

Vergleicht man eine Landschaft des Joachim Patinier, Hendrik Bles oder eines verwandten Meisters mit der eines holländischen Naturalisten des 17. Jahrhunderts, so wird einem besonders der Überreichtum der ersteren an Landschaftsmotiven auffallen, der im schroffen Gegensatz zu der Schlichtheit im Aufbau und der Sparsamkeit im Motivenaufwand steht, welche die Landschaften der letzteren auszeichnen. Der Hang gewisser Meister des 15. und 16. Jahrhunderts, ihre Landschaften mit Motiven und Details zu überfüllen, wie sie weder der Zahl noch der Art nach in der Natur neben einander vorkommen, zeigt sich auch im Breslauer Hieronymus-Bild. Wiesen, Wälder, Gebirge und Hügel, eine vieltürmige Stadt, Dörfer, Landhäuser und schliesslich ein weites Fjordartig gebildetes Meer, kurz der ganze landschaftliche Motivenvorrat der Meister des 15. Jahrhunderts kommt darauf zur Verwendung.

Die Ursache dieser Erscheinung ist darin zu suchen, dass das landschaftliche Einzelmotiv in den Bildern des 15. Jahrhunderts eine ganz andere Rolle spielt als in den Landschaften des 17. Jahrhunderts. Es behält im Sinne der mittelalterlichen Raumkunst,

1) Kämmerer, Die Landschaft in der deutschen Kunst, p. 56, Anm. 3.

in der landschaftliche Schauplätze häufig nur durch einige wenige landschaftliche Motive, einen Baum, einen Felsen, einen Busch und dergleichen angedeutet werden, den Charakter des den Schauplatz oder Raum andeutenden Motivs bei. Am deutlichsten zeigt sich dies in den figürlichen Vordergründen, deren landschaftlicher Charakter meist durch eines der genannten Motive zum Ausdruck gebracht wird. So stellt Joachim Patinier in seine Vordergründe einen entlaubten Baum, oder gestaltet sie als Felsstufen, die ihren felsigen Abbruch dem Beschauer zukehren. Die schauplatzandeutende Funktion des Einzelmotivs zeigt sich auch im Breslauer Hieronymus-Bild, wo die weiten grünen Matten, die fast den ganzen Vorder- und Mittelgrund des Bildes einnehmen, durch einige ganz vorn angebrachte Wiesenblumen als blumige Wiesen gekennzeichnet werden.

Die gleiche Bedeutung behält das Motiv teilweise auch in den weiträumigen Hintergründen der Landschaften des 15. und 16. Jahrhunderts. So wird das Dorf durch einige Bauernhäuser angedeutet, der Bach, der nur in einem Teile seines Laufes dargestellt wird, verschwindet dann plötzlich, um andern Motiven Platz zu machen, und das Meer wird als Fjord oder See gebildet. Aber in den Hintergründen tritt die raumandeutende Funktion des Motivs stärker hervor, d. h. also die Weite des Raumes, die Ausdehnung der Landschaft, wird durch die Menge und Mannigfaltigkeit der Motive zum Ausdruck gebracht, die sich darin zusammendrängen.

Um die Weiträumigkeit ihrer Landschaften zu veranschaulichen, vereinigen die Meister des 15. und 16. Jahrhunderts darin alles was in der Natur nur auf weite Länderstrecken verteilt ist. Wie das Einzelmotiv in der mittelalterlichen Kunst Repräsentant der Landschaft war, so ist die Landschaft jetzt Repräsentantin der Natur in ihrer ganzen Vielgestaltigkeit und ihrem Formenreichtum.

Ich habe hier den Versuch gemacht, an der Hand des Breslauer Hieronymus-Bildes die typischen Eigentümlichkeiten der niederländischen Landschaftsbilder des 15. Jahrhunderts und deren Entstehung in kurzen Zügen darzulegen. Es würde zu weit führen, wenn ich an dieser Stelle die Entwicklung Stufe für Stufe auf Grund des vorhandenen Materials verfolgen oder auf den Charakter der Einzelmotive und deren Entwicklungsstadium in dem genannten Bilde eingehen wollte. Diesbezüglich verweise ich auf mein im Erscheinen begriffenes Werk über die Entwicklung der niederländischen Landschaftsmalerei.

Dresden — Fortunat von Schubert-Soldern

FABIAN NITSCH

EIN BRESLAUER GOLDSCHMIED DER SPÄTRENAISSANCE

Der schlesischen Renaissance eigentümlich ist das Fehlen jeder grösseren Künstlerpersönlichkeit, ganz im Gegensatz zu der glänzenden Reihe hochbedeutender Erscheinungen, von denen das ungemein reich und tief bewegte geistige Leben Schlesiens und besonders Breslaus in dieser Zeitepoche getragen wird, und in direktem Widerspruch mit der Thatsache, dass hier nicht weniger als anderswo alle Bedingungen zu einer glücklichen und gedeihlichen Entfaltung der Kunst in reichstem Masse vorhanden gewesen sind. Erscheint sonst das damalige Breslau, auf welches wir hier vorzugsweise unsere Blicke richten, als ein Hauptsitz des Humanismus, der weit über die Grenzen Schlesiens hinaus berühmt ist und selbst von einem Melanchthon als „aristokratische" Stadt gepriesen wird, so weist es in dieser Hinsicht in seinem Kulturbilde entschieden eine Lücke auf, die gerade in diesem künstlerischsten aller Zeitalter ganz besonders auffallen muss und im Verein mit dem gleichzeitigen Fehlen einer entwickelten heimischen Dichtkunst leicht auf den ersten Blick zu einer ungünstigen Beurteilung Breslaus für die Zeit der Renaissance verleiten könnte.

Aber diese Lücke schliesst sich sofort, wenn wir das Kunsthandwerk in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Denn der eigentliche, ja fast ausschliessliche Träger der schlesischen Renaissance ist, abgesehen von der Baukunst — wie auch später im 18. Jahrhundert wieder — das Handwerk gewesen; dies hängt zusammen mit einer grossen, wichtigen Entwicklungsfrage der deutschen Kunst überhaupt. Wie ich an anderem Orte ausgeführt habe (Der Skulpturencyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters und seine Stellung in der Plastik des Oberrheins, p. 168 ff. 227 f. u. passim) fällt nämlich vom 14. Jahrhundert an die Kunst in Deutschland unter das Handwerk, wird dann mit diesem in der Zunft unlöslich verbunden und kann sich erst mühsam wieder in stetem Kampfe persönlicher Gestaltungsfähigkeit aus deren nachwirkenden Schranken befreien. So tragen denn auch unsere Renaissancemeister zum überwiegenden Teile noch als Zeichen ihrer Herkunft ein handwerkliches Gewand und ward selbst ein Dürer erst ganz frei, nachdem einmal die Strahlen der italienischen Sonne das stolze Bewusstsein des Künstlertums in ihm erweckt hatten. Der schlesischen Renaissance fehlte ein solcher Genius, und so herrscht bei ihren Meistern das Handwerkliche vor. Dafür erfüllt hier aber auch die Kunst eine bedeutungsvolle und schöne Aufgabe. Indem sie durch ihre Verbindung mit dem Handwerk eine Brücke zwischen dem doch immerhin nur kleinen Kreise der humanistisch Gebildeten und dem Volke darstellt, greift in und mit ihr die geistige Renaissanceströmung auf äusserlichem Gebiete und in sichtbaren Formen in die breiten Schichten des Volkes über — wie es auf innerlichem durch die Reformation erfolgte — und hilft eine wirkliche ausgebreitete Renaissancekultur begründen. —

Die Geschichte des Breslauer Kunstgewerbes im Mittelalter und der Renaissance ist noch recht wenig erforscht. Auch über die Goldschmiedekunst, die weitaus den ersten Rang in dem kunstgewerblichen Schaffen der Stadt in dieser Zeit einnimmt, sind ausser archivalischen Untersuchungen bisher kaum weitergehendere Forschungen angestellt worden. So konnte uns das Glück zu teil werden, allein im Domschatz vier Arbeiten eines bisher ganz unbeachteten Breslauer Goldschmiedes aufzufinden, die als solche noch nicht bekannt waren, und unter denen sich sogar ein Meisterstück ersten Ranges befindet.

Der Schöpfer dieser Werke ist jener Fabian Nitsch (auch Nitsche genannt), von dessen Hand man bis jetzt nur zwei Arbeiten nachweisen konnte: die Siegelkapsel zu dem für Breslau bestimmten Exemplare des Majestätsbriefes Rudolfs II. von 1609 und den Deckel eines mit Nürnberger Marke gestempelten Pokales in der Sammlung Fidgor zu Wien. Ihnen reihen sich jetzt folgende Stücke des Breslauer Domschatzes an:

1. ein kleines, aus Silber getriebenes und vergoldetes Kreuz, 0,57 m hoch (Abb. auf S. 111);
2. ein gleichfalls aus Silber gearbeitetes und vergoldetes Reliquiar der hl. Hedwig, laut Inschrift aus dem Jahre 1607, ca. 0,80 m hoch (Abb. auf S. 115);
3. ein diesem ganz gleiches Reliquiar des sel. Ceslaus, ca. 0,80 m hoch (Abb. auf S. 114);
4. ein ebenfalls aus Silber getriebenes und vergoldetes, ganz mit emailliertem Silberfiligran überzogenes und mit Steinen besetztes, mächtiges Altarkreuz von 1,50 m Höhe (Tafel X).

Fabian Nitsch gehört der zahlreichen Breslauer Goldschmiedfamilie gleichen Namens an, als deren ältester und zugleich weitaus bedeutendster Vertreter Paul Nitsch erscheint, dem wir zuerst in dem Bürgerverzeichnisse (catalogus civium) vom Jahre 1544 begegnen. Seine Hauptthätigkeit entfaltete dieser Meister unter dem kunstsinnigen Bischofe Andreas Jerin, für den er unter anderem das prächtige silberne Altarwerk des Hochaltares im Dome und damit zugleich das bedeutendste Denkmal des Breslauer Renaissancekunstgewerbes überhaupt schuf. Von den weiteren männlichen Mitgliedern der Familie Nitsch, die sämtlich Goldschmiede ihres Zeichens gewesen zu sein scheinen, und von denen wir namentlich einen Hans († 1616), Tobias (?) und Andreas (?), als Söhne des Paul Nitsch (die beiden Letzteren nur mutmasslich) hervorheben wollen, haben sich keine bezeichneten Arbeiten erhalten, noch sind solche in der Litteratur erwähnt. (Näheres Wernicke, Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift VII, S. 482.)

Anders steht es, wie wir gesehen haben, mit Fabian Nitsch, in dem wir jetzt nach den neuesten, durch Herrn Geistlichen Rat Dr. Jungnitz in Breslau angestellten Untersuchungen mit unzweifelhafter Gewissheit gleichfalls einen Sohn des berühmten Paul Nitsch zu erkennen haben. Die betreffenden Nachrichten finden sich in den Kapitelsakten des Diözesan-Archives zum Jahre 1600 und dürfen hier mit freundlicher Erlaubnis des glücklichen Finders, soweit sie von Bedeutung sind, mitgeteilt werden. Danach hatte das Breslauer Domkapitel dem päpstlichen Nuntius Spinelli in Prag einen silbernen Tisch

(abacum argenteum) aus dem Nachlasse des Bischofs Andreas Jerin zum Kauf angeboten (s. a. Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens VIII, S. 328) und beschloss nun am 19. Juli 1600, dass dieser Tisch „per Pauli Nitsch aurifabri filium" nach Prag überbracht werden solle. Am 18. August desselben Jahres, also gerade nur einen Monat später, wird dann, gleichfalls auf Kapitelsbeschluss, „Fabiano Nitsch iuveni praedictum abacum Pragam avehenti" ein Honorar zuerkannt. Inhalt wie Wortlaut schliessen jeden Zweifel an der Identität des jungen Fabian Nitsch mit dem filius des Goldschmiedes Paul Nitsch aus.

Was wir sonst über Fabian Nitsch wissen, ist sehr wenig (siehe Wernicke, a. a. O. S. 482 und 484); aus dem im Jahre 1618 angelegten Gesellenbuche der Breslauer Goldschmiede erfahren wir nur, dass er damals in seiner Werkstatt fünf Gesellen beschäftigte, und dass von diesen einige aus Augsburg und Nürnberg stammten. Wir wissen ferner, dass er unter den Riemern wohnte und am 9. März 1630 am Gehirnschlage gestorben ist. Dass er sich eines gewissen Rufes erfreut haben muss, bezeugen uns dann die ihm erteilten Aufträge wie z. B. der zur Anfertigung der Siegelkapsel für den Majestätsbrief; und es erscheint daraufhin verlockend, ihn uns überhaupt im Dienste der Stadtverwaltung stehend und u. a. als Meister des von dieser dem Winterkönig, Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, bei seinem feierlichen Einzuge in Breslau (1619) zum Willkomm überreichten Pokales zu denken.

Seine Arbeiten zerfallen in weltliche und kirchliche Geräte; die weltlichen, an Zahl und an Bedeutung den kirchlichen weit nachstehend, mögen hier den Anfang machen.

Den Deckel des Pokales nennt bereits Rosenberg (Der Goldschmiede Merkzeichen Nr. 460 S. 130) als Arbeit des Fabian Nitsch. Da ich ihn nicht aus eigener Anschauung kenne, stütze ich mich auf freundliche Mitteilungen des gegenwärtigen Besitzers, des Herrn Dr. A. Figdor, der uns auch eine photographische Aufnahme zur Verfügung stellte. Nach seiner Ansicht ist der Deckel sicher jüngeren Datums als der der Holbeinzeit angehörige, Nürnberger Marke, aber kein Meisterzeichen tragende Pokal und schlechter gearbeitet als dieser. Im Innern befinden sich noch nicht identifizierte eingravierte Wappen. Der Deckelrand zeigt die Stempelmarke FN, die wir mit einer einzigen, noch zu erwähnenden Ausnahme auch auf allen übrigen Arbeiten unseres Meisters finden, und das Breslauer Beschauzeichen W; der Deckelknopf trägt eine kleine Statuette des hl. Andreas. Der Pokal stammt aus der ehemaligen Sammlung Minutoli.

Die Siegelkapsel zum Majestätsbriefe Rudolfs II. von 1609, in der Stadtbibliothek, die zuerst Wernicke (a. a. O. S. 482) als Werk des Fabian Nitsch erkannt hat, ist aus Silber getrieben und war ehemals vollständig vergoldet; sie misst 0,16 m in der Breite und 0,075 m in der Höhe. Auf der Oberseite zeigt sie in der Mitte in Gravierung ein von Kartuschenwerk umrahmtes Wappenschild mit dem österreichischen Doppeladler und um dieses ein sehr einfaches, aber geschmackvolles Blätterband im Kreise herumgelegt, das an den Seiten durch je eine kleine Rosette, oben und unten durch ganz einfaches Bandwerk verziert ist; zu beiden Seiten des Schildes steht die Jahreszahl 1609. Ein konvex eingezogener breiter Streifen, den ein Renaissance-Rankenornament schmückt, schliesst mit

vorspringendem Rand den Deckel ab, welcher in einem Scharnier geht und durch einen Haken verschlossen wird. Die Unterseite, welche den Meisterstempel und das städtische Beschauzeichen trägt, ist noch einfacher als die Oberseite gehalten. Wir finden hier dasselbe Kreisband und darin ein Kartuschenschild mit dem böhmischen Löwen.

Von den kirchlichen Geräten unseres Meisters haben wir das kleine Kreuz, wie wir es im Gegensatz zu dem später zu besprechenden grossen Kreuz kurz nennen wollen, aus chronologischen wie künstlerischen Gründen an erster Stelle aufzuführen. Es setzt sich aus einem 0,36 m hohen Untersatze und dem 0,21 m hohen eigentlichen Kreuz zusammen. Da das Kreuz an seinem unteren Ende nicht unerheblich verletzt und verkürzt ist, dürfen wir die ursprüngliche Gesamthöhe des Werkes wohl mit 0,60 m annehmen. Auf dem untersten Rande trägt es die Stempelmarke FN und das Breslauer Beschauzeichen W.

Der runde Fuss des Untersatzes erhebt sich von drei kleinen, mit geflügelten Engelsköpfen besetzten Kugelfüssen und geht dann durch sechs langgezogene, tief herabreichende Henkel vermittelt in den sechseckig gestalteten Schaft über. Die Zwischenräume zwischen den Henkeln sind je mit drei immer kleiner werdenden Rosetten besetzt, von denen die der untersten Reihe mit emailliertem Silberfiligran verziert sind und in regelmässiger Abwechslung grosse und kleine Halbedelsteine, darunter eine Gemme mässiger Arbeit mit einem Kinderkopf in Hoch- und einem Frauenkopf in Flachrelief, tragen. Durch die Rosettenreihen sowie die am Fusse und Schaft gleichsam hinaufkriechenden Henkel wird eine beinahe organische Verbindung zwischen Fuss und Schaft hergestellt. In seinem weiteren Verlaufe giebt dieser die sechseckige Form auf und kehrt zur runden Gestalt des Fusses zurück. Es folgt eine kleinere und dann, nur durch ein Kugelglied getrennt, eine grössere konvexe Einziehung, die jedesmal durch drei kleine Henkel überspannt wird. Die obere trägt ein ovales reich mit emailliertem Silberfiligran und Halbedelsteinen geschmücktes vasenförmiges Glied, das durch drei festliegende in Engelsköpfe auslaufende Henkelstäbe in drei Felder zerlegt wird. Ähnlich verziert und durch Henkel mit Frauen(?)köpfen eingeteilt ist der folgende, nach oben sich verjüngende Schaftteil, der ein ergänztes Kugelglied als Abschluss des Untersatzes trägt.

Das Kreuz dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach am unteren Ende wie an den anderen Kreuzarmenden Dreipassbildung gezeigt haben. Es ist auf Vorder- wie Rückseite über und über mit emailliertem Silberfiligran überzogen. In den Passenden der Kreuzarme sitzen kleine Rosettenglieder mit Halbedelsteinen. Der Kruzifixus ist im allgemeinen gut gearbeitet; nur ist der Brustkasten im Verhältnis zur Bauchpartie zu sehr herausgetrieben und wie diese selbst etwas zu stark verhämmert. Eine kleine Silberkartusche über dem Haupte Christi trägt in weissem Email die Inschrift INRI. Das Fussende des Kreuzes ist mit Amethysten besetzt. Die Rückseite ist etwas einfacher behandelt und zeigt zehn ziemlich grosse, mit sehr schlechten Glasflüssen gefüllte Medaillons, welche wohl die sonst hier in der Regel befindlichen Reliquienbehälter vertreten sollen.

Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass das Kreuz keineswegs völlig die freie Erfindung unseres Meisters ist. Wir wissen nämlich aus den bereits angezogenen Kapitels-Akten zum Jahre 1610, dass das Breslauer Domkapitel für Christoph Poppel von Lobkowitz, den einflussreichen Obersthofmeister am Prager Hofe in der Zeit von 1599 bis 1610, als Geschenk ein kunstvolles, silbernes Reliquienkreuz durch Paul Nitsch hatte anfertigen lassen. Als nun am 4. Mai der Archidiakonus Landus in Kapitelsangelegenheiten nach Prag ging und das Kreuz mitnehmen sollte, war es noch nicht fertig. Er nahm deshalb einstweilen nur die Reliquien mit, damit dieselben in Prag in das bald nachzuschickende Kreuz eingefügt werden könnten. Wenn dann am 18. August desselben Jahres der junge Fabian Nitsch mit dem für Spinelli bestimmten silbernen Tisch nach Prag reist, so liegt die Vermutung doch sehr nahe, dass er nicht bloss das bewusste Kreuz mitgenommen hat, sondern nur eben deswegen nach Prag geschickt worden ist, um dort durch Einschliessung der Reliquien das Werk fertig zu stellen; dass ihm für diese Reise, wie wir oben schon gesehen haben, ein Honorar zuerkannt wird, kann unsere Vermutung nur noch einleuchtender erscheinen lassen. Wie dem aber auch sei, jedenfalls ergiebt sich aus diesen ebenfalls von Dr. Jungnitz zuerst festgestellten Thatsachen, dass ein kunstvolles Reliquienkreuz von der Hand des Paul Nitsch existiert hat und als solches sehr wohl dem Kreuze seines Sohnes als Vorbild oder Anhaltspunkt beim eigenen Schaffen gedient haben kann.

Der Gesamtaufbau des Kreuzes leidet zunächst wie auch das später zu besprechende grosse Kreuz unseres Meisters an einer übermässigen Höhenentwicklung. Zwar ist diese durch die Bestimmung des einen wie des andern, als weithin sichtbares Altarkreuz zu dienen, nicht nur berechtigt, sondern bis zu einem gewissen Grade sogar direkt gefordert, aber sie thut doch der Wirkung des Werkes in der Nähe entschieden einigen Abbruch, indem sie das ganze Kreuz etwas zu schlank erscheinen lässt. In der reduzierten Abbildung wirken beide Werke ganz unverhältnismässig besser und vorteilhafter. Sonst bietet der Aufbau des kleinen Kreuzes des Interessanten genug. Der geschickten Verbindung des runden Fusses mit dem sechseckigen Schaft ist bereits gedacht worden, es bleibt daher nur noch übrig darauf hinzuweisen, dass der Sechspassauslauf

des Schaftansatzes offenbar direkt dem Fusse eines gotischen Kelches nachgebildet ist, dessen Form wir des öfteren bis ins 17. Jahrhundert hinein bei den verschiedensten kirchlichen Geräten beibehalten sehen [Altaraufsatztafel des Augsburger Goldschmiedes Mathias Wahlbaum (seit 1582 thätig) in der Fürstenbergschen Sammlung zu Donaueschingen; Monstranz aus der Pfarrkirche zu Jamnitz, Ende (!) des 17. Jahrhunderts (Kirchliche Ausstellung des Mährischen Kunstgewerbemuseums 1884/5 No. 12); Monstranz der gleichen Zeit aus der gräflich Daunschen Sammlung auf Burg Vöttau (ebenda No. 13) u.s.w. u.s.w.]. Höchst eigenartig wirken dann die folgenden konvexen Einziehungen mit dem sie trennenden Kugelgliede, in dem wir vielleicht ein Ersatzstück eigener Erfindung für den Nodus an gotischen Kelchen und Monstranzen zu erkennen haben. Die mit Henkeln versehene kleine Vase ist ein bekanntes, besonders bei Pokalen sehr beliebtes Renaissancemotiv; dagegen scheint das krugförmige Glied über ihr wieder eine eigene, aber nicht gerade glückliche Erfindung unseres Meisters zu sein.

Das Kreuz mit seinen auf die Gotik zurückweisenden Passschlüssen bietet in formaler Hinsicht keine Besonderheiten dar. Dagegen ist die Ornamentation und die Technik des zu seiner Verzierung angewandten Silberfiligrans für uns von höchstem Interesse. Während nämlich das Ornament des Gesamtkreuzes im allgemeinen voll ausgebildete, ja teilweise sogar schon späte Renaissanceformen mit ziemlich vielem Kartuschenwerk zeigt, finden wir hier in dem Netze des emaillierten Silberfiligrans inmitten echter Renaissanceranken und Renaissanceblattwerkes kreisrunde Rosetten und Blüten einfachster Zusammensetzung und Form; und diese sind direkt und offenkundig ebenso wie die ganze Technik des aus Silberdrähten zusammengesetzten und mit gemaltem Email gefüllten Filigranwerks dem berühmten ungarischen Drahtemail entnommen, dessen Blütezeit ins 15. Jahrhundert fällt. Damit wird die bisher befriedigend noch nicht gelöste Frage nach der Entwicklung des (sog. Siebenbürgener) Silberfiligrans, dessen Ausbildung dem Anfang des 17. Jahrhunderts, also ganz derselben Zeit wie unser Kreuz angehört (Hampel, Das mittelalterliche Drahtemail, S. 45) — wenigstens für Schlesien — endgültig beantwortet und die von Radisicz (Kunstgewerbeblatt IV [1888], S. 126) bereits aufgestellte Behauptung, dass es sich wohl aus dem Drahtemail entwickelt habe, glänzend gerechtfertigt. Denn wir haben es hier keineswegs mit einem vereinzelten Falle zu thun! Zunächst zeigt schon das grosse, später zu betrachtende Altarkreuz von Fabian Nitsch die am kleinen teilweise noch ungelenk auftretende Filigrantechnik zu höchster Freiheit und Vollkommenheit entwickelt und die selbst dort beibehaltenen älteren Dekorationsformen mit dem Renaissanceornament in gefälliger und harmonischer Weise verbunden. Sodann können wir aber auch dieselbe Übergangstechnik vom Drahtemail zum Silberfiligran noch bei einem andern Breslauer Goldschmiedemeister dieser Zeit namens Caspar Pfister nachweisen, der am 17. Juli 1571 getauft worden und demnach wohl als ein nur wenig älterer Zeitgenosse unseres Fabian Nitsch anzusehen ist. Im Domschatze befindet sich die schön gearbeitete silbervergoldete Statuette einer Madonna in der Mandorla mit dem Christkind auf der linken und dem Zepter in der rechten Hand (0,42 m hoch), die wir auf Grund ihrer

Stempelmarke CP und des Beschauzeichens W ihm zuzuschreiben haben. Sie ist das Geschenk eines Baltasar Neander, den wir auch noch als Stifter eines von Fabian Nitsch geschaffenen Reliquiars kennen lernen werden, und ist ebensowenig wie einige weitere signierte Stücke seiner Hand in der Kreuzkirche (ein Kelch und ein Kreuz) als Arbeit Pfisters bisher erkannt worden. Die Krone der Madonna ist ausser mit Edelsteinen gleichfalls in jener eigentümlichen Mischtechnik von Filigran- und Drahtemail verziert, und einzelne ihrer Ornamentmotive sind sogar genau dieselben, die wir bei Fabian Nitsch und auf einer ganzen Reihe von Geräten mit ungarischem Drahtemail antreffen. Dass die Breslauer Goldschmiede dieser Zeit an letzteres angeknüpft haben, wird hiernach nicht mehr von der Hand zu weisen sein. Es erklärt sich uns übrigens auch sofort, wenn wir in Betracht ziehen, dass die Breslauer Meister, wie uns vier Kelche im Domschatze zur Genüge bezeugen, die prächtigsten Arbeiten in ungarischem Drahtemail unmittelbar vor Augen hatten. Jedenfalls dürfte jetzt die Weiterausbildung und Weiterverwendung dieser Kunsttechnik, die wir z. B. auch auf dem Kronbande der im Kunstgewerbemuseum aufbewahrten Dorotheenbüste (siehe Tafel I) finden, in dem späteren Silberfiligran zu den gesicherten Forschungsresultaten zählen.

Erscheint hier Fabian Nitsch als ein gelehriger Schüler der vergangenen Zeit, so erweist er sich als ein echter Renaissancekünstler in der Verwertung von entzückenden Engelsköpfen als Träger des ganzen Kreuzes und in der häufigen Verwendung von Henkeln, die so recht ein charakteristisches Kennzeichen der heiteren, schön und reich bewegten Renaissancekunst sind. Freilich versteht er es noch nicht ganz, dieses Motiv zu handhaben. Wie nämlich dem ganzen Werke unleugbar ein gewisser handwerklicher Zug anhaftet — dem übrigens auch der merkwürdig geringe Wert der verwendeten Halbedelsteine entspricht — so verrät auch die Gestaltung und Anwendung der Henkel gradezu künstlerische Unreife. Denn als nichts anderes können wir es bezeichnen, wenn die sonst, besonders in ihrer charakteristischen Zusammensetzung aus ornamentalen und figürlichen Teilen ganz im Renaissancegeiste erfundenen Bogenstäbe fast immer fest an den Schaftstamm angelegt sind und damit ihrer, wenn auch nur rein dekorativ beabsichtigten Bedeutung als Henkel gänzlich verlustig gehen! Die anderen Arbeiten des Fabian Nitsch, vorzüglich aber das grosse Kreuz, zeigen in diesem Punkte eine weit grössere künstlerische Reife und Vollendung, so dass sich ihre zeitliche Reihenfolge schon hiernach mit fast vollkommener Sicherheit bestimmen lässt.

Als spätere Werke unseres Meisters müssen demnach zunächst die beiden Reliquiare in Armform der hl. Hedwig und des sel. Ceslaus gelten. Sie gleichen sich bis auf das der Hand zum Halten gegebene Symbol des betreffenden Heiligen vollkommen; und hierauf ist es auch wohl zurückzuführen, dass die beiden oberen Aufsätze mit der Hand und den Symbolen vor Jahren einmal, wie sich bei unserer eingehenden Untersuchung der beiden Stücke herausgestellt hat, mit einander vertauscht worden sind, so dass nun die Aufschriften wie die dargestellten Symbole mit den wirklich in den Geräten befindlichen Reliquien nicht mehr übereinstimmen. Das Versehen konnte leider vor der Aufnahme unserer



Abbildungen (S. 114 u. 115) nicht mehr berichtigt werden. Wir müssen dabei bemerken, dass sich die beiden Werke überhaupt nicht in gutem Zustande befinden und ebenso, wie das kleine Kreuz, dringend eine Renovation durch sachkundige Hand verlangen. Ihrer Übereinstimmung und engen Zusammengehörigkeit hat übrigens ihr Schöpfer selbst bereits Rechnung getragen, indem er nur ein Reliquiar, das der hl. Hedwig, mit seinem Meisterzeichen FN versehen hat. Die Möglichkeit, dass das andere Reliquiar nur eine spätere Kopie sei, wie man vielleicht vermuten könnte, ist gänzlich ausgeschlossen.

Bei unserer Beschreibung halten wir uns an das bezeichnete Exemplar, indem wir zugleich die Inkorrektheiten der jetzigen Zusammensetzung richtig stellen. Der Fuss ist sechseckig gestaltet und ruht auf Kugeln; von dem Schaft trennt ihn ein sauber gearbeiteter Fries, der in seinen sechs Abteilungen als stetig wiederkehrendes Mittelmotiv einen prächtigen, im Neste (?) sitzenden Adler, an den Seiten Rankenwerk zeigt. Die Vermittlung zwischen Fuss und Schaft stellen wie beim kleinen Kreuz sechs, diesmal aber frei geschwungene Henkel her, aus denen sich in der Mitte an der Biegung Frauenbüsten entwickeln. Zwischen und übereck unter den Henkeln sitzen aus Ranken und Palmetten zusammengesetzte Zierstücke, desgleichen am Schaftstamme fünf pausbäckige geflügelte Engelsköpfe; an sechster Stelle ist das Wappen des Stifters (beim andern Reliquiar ein weiterer Engelskopf) angebracht. Ein mit übereck sitzenden Engelsköpfen und aufgelegten Ornamentstücken verziertes Übergangsglied trennt den Schaft von dem eigentlichen Reliquienbehälter, der aus einem unten und oben von einer getriebenen Silberfassung umgebenen Glascylinder besteht. Die beiden Teile der Fassung sind durch vier Halbstäbe verbunden, denen unten vier Engelsköpfe als Auflager dienen. Ein nicht ganz anderthalb cm hoher durchbrochener Fries mit dem viermal wiederkehrenden Motiv eines laufenden Vogels in Rankenwerk und ein kleiner Kranz dichtgereihter Palmetten schliesst die untere Fassung des Cylinders ab. Die obere entwickelt sich in ganz gleicher Weise nur mit umgekehrter Reihenfolge der einzelnen Glieder. Der Fries zeigt das Adlermotiv vom Fusse des Reliquiars. Die Verbindungsstäbe tragen oben vier kleine Statuetten der Heiligen des Domes, des hl. Johannes d. T., des hl. Johannes d. Ev., des sel. Vincenz Levita und der hl. Hedwig. (Warscheinlich infolge der Vertauschung der oberen Aufsätze findet sich jetzt am Hedwigsreliquiar zweimal die Figur der Heiligen und am Reliquiar des sel. Ceslaus zweimal die des Vincenz Levita.) Im Innern

des Glascylinders befindet sich eine kleine Vase mit erhabenen Ornamenten, welche die Reliquie, einen Finger der hl. Hedwig, trägt; zu beiden Seiten schweben zwei Engel. Unmittelbar auf den eigentlichen Reliquienbehälter folgt eine 0,6 m hohe Manchette, die unten durch einen gotisierenden Zinnenkranz, oben durch einen durchbrochenen Rand abgeschlossen wird; sie enthält folgende abgekürzte Inschrift: Nec non magnae ducissae Agunicae patroniae Silesiae Hedwigi donum hoc Baltasar Neander de Otmuchovia S(anctae) T(heologiae) D(octor) Archidiac(onus) et canonic(us) Wratisl(aviensis) consiliar(ius) r(evere)nd(issi)mi d(omini) e(pisco)pi et curiae e(pisco)palis ibidem praefectus pietatis ergò anno MDCVII obtulit. Aus der Manchette steigt die nur ganz wenig unterlebensgrosse Hand mit dem Symbol der Heiligen, einer Kirche, empor, an dem schmalen Gelenke von einer kleinen Kette umschlossen, deren Glieder aus dem wiederkehrenden Motive zweier ein flammendes Herz umschliessenden Hände bestehen. Die Hand selbst ist wenig modelliert und etwas steif; auffallend ist im Gegensatz zu der sonstigen Glätte der Behandlung eine etwas übertriebene Runzelung der Haut an den Gelenken.

Der kleine Kirchenbau, der mehr auf der Hand schwebt, als dass er von ihr getragen wird, ist im griechischen Kreuz errichtet, besitzt einen hohen viereckigen Vierungsturm und vier Flügelbauten. Diese letzteren zeigen an ihren Fronten als stetig wiederkehrende Dekoration ein rundbogiges Portal mit Renaissance-Keilsteineinfassung und darüber eine ebenso interessante wie amüsante Nachbildung rundbogiger romanischer Fensterformen, die aber wie das Portal gleichfalls wieder von einer Renaissancefüllung umgeben sind. An den Wänden der Flügelbauten befindet sich je ein rundbogiges Fenster mit der gleichen Renaissanceumrahmung wie beim Portal. Auf der Front des einen Flügelbaues finden wir statt der architektonischen Dekoration folgende Inschrift: Quisquis es, sacrilegas cohibe manus nam digitus inclitae Hedwigis idem potest quod corpus eius integrum. Als Abschluss der Front dient immer eine misslungene gotische Wimpergbekrönung mit Masswerkfüllung, die in eine ganz merkwürdige Kreuzblume auf der Spitze ausläuft und sonderbare Renaissancepalmetten an den Enden trägt. Der Turm schliesslich enthält im untersten Geschosse je ein rundbogiges Fenster mit Keilsteinumrahmung, im Dachgeschoss zunächst je ein romanisches Doppelfenster ziemlich eigentümlicher Konstruktion und darüber je nachdem noch ein bis zwei kleine Rundbogenfenster und wohl auch eine Lilienpalmette oder das Monogramm Christi. Den Abschluss des Ganzen bildet ein Kreuz. Es ist also ein ausgesprochen archaisierendes Bestreben, das uns in dieser eigentümlichen



Architekturkomposition entgegentritt und uns durch die Verquickung mehrerer ganz verschiedener Stile unter einander höchst eigenartig berührt.

Das Reliquiar des sel. Ceslaus gleicht, wie bereits erwähnt, dem der hl. Hedwig bis auf unbedeutende Abweichungen vollständig. Verschieden ist z. B. die Hand, welche im ganzen etwas voller und weniger steif gebildet ist und nicht jene übertreibende Runzelung an den Gelenken wie dort aufweist. Nicht unmöglich wäre es, an eine spätere Überarbeitung der Hand zu denken, denn die Kugel mit dem Flammenbüschel, die sie trägt, gehört sicher, wie die Inschriften auf der Manchette beweisen, dem Anfange des 18. Jahrhunderts an. Dieselben lauten: Os hoc cubiti ex tumba B(eati) Ceslai desumptum et a P(atre) Priore ad S(anctum) Adalb(ertum) Bern(ardum) Neugebauer Ser(enissi)mo E(pisco)po Franc(isco) Lud(ovico) pro ecclesia Cathed(rali) oblatum dum 1715 die 27 Nov(embri) Sacra Eiusdem Lipsana in Eccl(esia) P(atris) P(redicatorum) Dominici Solemni ritu levarentur et publ(icae) ven(erationi) exponerentur und: Pro qua gemma tam pretiosa nostris in oris nata ad Thesarum Ecclesiae reponenda Suoq(ue) tempore Fidelium cultui propō(n)enda chirothecam hanc argenteam Capitulum Cathedralis Ecclesiae Wratislaviensis ex Cassa Fabrices f(ieri) f(ecit). Die zweite Inschrift ist, wörtlich genommen, entschieden irreführend; denn das Reliquiar ist nicht erst damals angefertigt worden, sondern bleibt stets eine unbezweifelbare Arbeit des Fabian Nitsch. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, dass es ursprünglich anderen Zwecken diente (war es vielleicht zu einem Reliquiar des Vincenz Levita ersehen?) und erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts seiner gegenwärtigen Bestimmung zugeführt worden ist. Wir hätten dann einfach „fieri“ in dem Sinne von „adaptari“ zu nehmen. Die Flammenkugel gilt als Symbol des sel. Ceslaus, weil zur Zeit des Tartarensturms auf sein Gebet eine flammende Kugel vom Himmel gefallen sein und die Feinde verscheucht haben soll.

Mussten wir bei dem kleinen Kreuz unentschieden lassen, wie weit etwa fremde Vorbilder seinen Aufbau und seine Gestaltung beeinflusst haben mögen, so sind wir den beiden Reliquiaren gegenüber in einer glücklicheren Lage: wir dürfen mit grösster Wahrscheinlichkeit in einem aus dem Jahre 1512 stammenden Reliquiare des Domschatzes das direkte Vorbild unserer beiden Stücke erkennen.

Zunächst ist dort der Fuss in ähnlicher Weise wie bei diesen durch einen kleinen durchbrochenen Fries vom Ärmel getrennt, aus dem sich der Glascylinder, unten und oben nur von einem schmalen, spätgotischen, aus Rankenwerk zusammengesetzten und gleichfalls durchbrochenen Friese eingefasst, entwickelt. Die Verbindung der beiden Einfassungen wird wie bei den Reliquiaren der hl. Hedwig und des sel. Ceslaus durch vier Stäbe hergestellt, die, ein in der Gotik sehr beliebtes Motiv, je aus drei fest mit einander verbundenen Säulchen bestehen und unten ebenfalls wie bei den Reliquiaren des Nitsch von geflügelten Engelsköpfchen getragen werden, während sie oben, auch hier wieder in Übereinstimmung mit den Arbeiten unsres Meisters, kleine Figuren tragen. Es folgt die Manchette, die durch einen kleinen vorspringenden, mit knopfartigen Gliedern besetzten Rand und denselben kleinen durchbrochenen Fries wie am Cylinder abgeschlossen wird. Die Hand, welche die Geberde des Bischofs bei der Segenerteilung zeigt, ist sehr schön

ausgeführt und erscheint wie durchgeistigt. Die Arbeit des ganzen Werkes ist durchweg einfach aber gut.

Neu bei den Arbeiten des Nitsch ist somit, wie wir sehen, bloss der untere Aufbau — hier ist, wenn man will, nur der kleine durchbrochene Fries von dem älteren Vorbilde beibehalten — und die ganze übrige, weit reichere Ausgestaltung der dort gegebenen Motive. Erscheint bei dem älteren Reliquiar durch die grössere Einfachheit das wesentliche, die Reliquie selbst, in schärfster Betonung, so wird hier eher durch die Entfaltung grösseren Reichtums der Blick von ihr abgelenkt. Wie es scheint, hat sich aber Fabian Nitsch nicht mit diesem einen Vorbilde zufrieden gegeben, sondern noch ein anderes und sogar älteres Reliquiar aus dem Domschatze, welches durch seinen Stiftungstitulus ins Jahr 1465 gewiesen wird, seinem eigenen Schaffen zu Grunde gelegt. Auch bei diesem Exemplare finden wir den Fuss von dem Ärmel durch einen kleinen, mit Zinnen bekrönten Fries getrennt, an dessen Ecken kleine Halbfiguren von geflügelten Engeln angebracht sind, die also bei dem späteren Reliquiar von 1512 gleichsam nur unter die Stäbe als Träger hinaufgerückt zu sein scheinen, während sie von diesem dann ja durch Fabian Nitsch unzweifelhaft ganz direkt an gleiche Stelle in seine Reliquiare übernommen worden sind. Aber abgesehen von dieser indirekten und selbst ungewissen Beziehung muss er auch jenes ältere Vorbild aus dem Jahre 1465 allem Anscheine nach ganz direkt benutzt haben, wenigstens ist der gotische Doppelfries, welcher bei diesem den Glascylinder unten und oben umgiebt und den oberen Abschluss der Manchette bildet, genau derselbe, welcher bei seinen Reliquiaren den unteren Abschluss der Manchette bildet.

Es ergiebt sich somit als feststehende Thatsache, dass Fabian Nitsch in manchen Punkten bald mehr, bald weniger an Werke einer früheren Zeit angeknüpft hat. Hält man damit das zusammen, was uns bereits die eigentümliche Ausgestaltung des Kirchensymbols bei dem Reliquiar der hl. Hedwig zeigte, so könnte man leicht auf die Vermutung kommen, dass wir es hier mit einem Archaisieren ähnlicher Art zu thun haben, wie es in ausgeprägtester und absichtlichster Weise eine Zeitlang die spätgriechische Kunst gepflegt hat. In der Renaissance finden sich mehrfach Fälle dieser Art. Es hängt dies offenbar mit dem, wesentlich von Italien ausgegangenen, allgemeinen Erwachen eines archäologischen Gefühls in dieser Zeit zusammen. Das bekannteste Seitenstück zu unserm Fall zeigt wohl das grosse Altarkreuz des Anton Eisenhoit von 1589.

Der Gesamtaufbau der beiden Reliquiare ist trotz des Reichtums der Ausstattung klar und gefällig und lässt wieder das grosse Kompositionsvermögen unseres Meisters deutlich erkennen. So ist z. B. die geschickte Überleitung vom Fuss zum Schaft, besonders aber die Gestaltung und Verwendung der Henkel zu rühmen. Im einzelnen hervorzuheben ist die feine Arbeit der auf dem Fuss aufgelegten Ornamentglieder und der drei entzückenden durchbrochenen Friese. Am wenigsten gelungen scheinen uns die figürlichen Teile: die verschiedenen Engelsköpfe sowohl wie die kleinen Statuetten, welche auf den Cylinderstäben stehen und merkwürdig in die Länge gezogen sind; ob vielleicht nur deshalb, weil sie als Ausläufer der Stäbe gedacht sind, lässt sich natürlich nicht entscheiden,

ist aber sehr wahrscheinlich. Denn es liegt im Charakter der kunstgewerblichen Arbeiten der Renaissance, die plastischen Teile, und man war in der Anwendung solcher sehr verschwenderisch, stets dem Gesamtaufbau nach Möglichkeit harmonisch unterzuordnen und anzupassen, worüber dann freilich der rein plastische Eindruck der betreffenden Glieder fast immer so gut wie verloren ging und ihnen, wie auch hier, nur eine dekorative Wirkung erhalten blieb.

In der letzten Arbeit von seiner Hand, die uns bekannt geworden ist, hat Fabian Nitsch sich zu fast rein künstlerischem Schaffen hindurchgerungen und ein Werk geschaffen, das wir seiner Grösse wie besonders aber seiner ganz eigenartigen Ausgestaltung und Ausführung nach mit vollem Rechte als eine einzigartige Schöpfung der ganzen deutschen Goldschmiedekunst bezeichnen dürfen. Erscheint es einerseits als die Vollendung alles dessen, was er in seinen vorausgehenden Werken angestrebt oder vorbereitet hat, mit einem Worte als das Hauptwerk seines ganzen Lebens und Schaffens, so ist es andrerseits, gleichsam ein Gegenstück zu dem von seinem Vater geschaffenen berühmten Altarwerk im Breslauer Dom, unstreitig die bedeutendste künstlerische That am Ausgange der schlesischen Renaissance.

Das grosse Altarkreuz des Breslauer Domschatzes ist in der Litteratur bisher nur durch eine einfache Erwähnung bei Lutsch (Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau S. 170) vertreten; ich selbst verdanke den ersten Hinweis darauf dem Herrn Hofantiquar Max Altmann in Breslau. Das Meisterzeichen FN, das wir ebenso wie das Breslauer W auf dem kleinen unterhalb des Pelikans ziemlich in der Mitte des Kreuzes vorspringenden Rande eingeprägt finden, erbringt den Beweis für die Autorschaft des Fabian Nitsch. Unsere Lichtdrucktafel bietet zum ersten Male eine Abbildung des Werkes, vermag aber freilich nur eine schwache Vorstellung davon zu geben: solchem Reichtum in Formen wie Details gegenüber muss jede Abbildung und auch jede Beschreibung versagen.

In schönem rhythmischen Aufbau, der strenge Gesetzmässigkeit in künstlerisch vollendete Formen zu hüllen weiss, strebt das Kreuz, ganz in Silber getrieben und dann im Feuer vergoldet, in reicher aber edler Umrisslinie, über und über in prächtigster Weise von emailliertem Silberfiligran überzogen, zu der stattlichen Höhe von anderthalb Metern empor. Bis zu 0,80 m Höhe erhebt sich vom sechseckigen, modernen Holzsockel der Untersatz, auf dem sich das eigentliche Kreuz aufbaut, überragt von einem Flammenstern, auf welchem ein Pelikan thront.

An dem Untersatze hervorzuheben sind die sechs an den Ecken angebrachten, mit Aufsätzen versehenen Kugelgebilde, die dem ganzen Kreuz als Träger dienen und uns im Prinzip an die Kugelfüsse beim kleinen Kreuz und den beiden Reliquiarien erinnern, sowie der kleine durchbrochene Fries mit Engelsköpfen, welcher den Fuss vom Schafte trennt und in gleicher Weise wie die hier auftretende Henkelverbindung ein Motiv darstellt, das uns bereits von den beiden Reliquiaren und vom kleinen Kreuz her bekannt ist, diesmal aber uns in künstlerisch freiester Form und höchster Vollendung wie Feinheit der Ausgestaltung entgegentritt. Gleichsam im Schatten der Henkel stehen an

den sechs Ecken die kleinen Figuren Johannes d. T., des hl. Augustinus, des hl. Michael, der hl. Katharina, des hl. Ambrosius (?) und des hl. Franciscus oder Dominicus. Den über ihnen ausladenden Schaftstamm schmückt derselbe durchbrochene Fries mit dem Motiv des laufenden Vogels, den wir bei den beiden Reliquiaren fanden. Die weiteren Glieder des Untersatzes zeigen als charakteristisches Merkmal der Kunst unseres Meisters und seiner Zeit eine reiche und geschickte Verwendung entzückend geschnittener Henkel — gleichsam den herrlichen Ausklang und die Auflösung der bescheidenen und noch stark befangenen Anfänge beim kleinen Kreuz in künstlerische Freiheit.

Der obere Aufbau des Untersatzes wird dann im Weiterstreben auf Vorder- wie Rückseite durch einen prachtvoll modellierten Pelikan unterbrochen, der sich mit dem Schnabel die Brust zerfleischt. Den oberen Abschluss des Untersatzes, der sich aus je zwei Einziehungen und Ausladungen zusammensetzt, hat das Kreuz erst bei seiner letzten umfassenden Erneuerung im Jahre 1896 erhalten. Während die beiden Ausladungen, welche der Zustand des Kreuzes vor der Restauration für sich allein zeigte, zweifellos von Anfang an zum Kreuz gehört haben, sind die beiden filigran- und schmucklosen Einziehungen dabei ganz neu eingefügt worden, wie uns dünkt, mit Unrecht, denn der ganze Aufbau des Untersatzes sowie die gefällige und geschickte Aufeinanderfolge seiner einzelnen Glieder scheint uns einer derart unkünstlerischen Anordnung entschieden zu widersprechen. Wahrscheinlicher ist es wohl, sich die beiden Ausladungen ursprünglich unter- und oberhalb des Pelikans eingefügt zu denken, welcher dann von sich entsprechenden Gliedern eingefasst sein würde. Das eigentliche Kreuz aber fände auf der in diesem Falle den Abschluss bildenden schwach konvexen Ausladung gleichsam ein natürliches Auflager.

Die noch auf die Gotik zurückweisende Kreuzform, die wir bereits am kleinen Kreuz fanden, ist auch hier, diesmal mit im Vierpass gestalteten Enden, beibehalten. Der oberste Vierpass zeigt aus den Ecken hervortretend vier schraubenförmige Gebilde, welche vielleicht die Kreuznägel darstellen sollen (man vergleiche das Tragkreuz von Enrique de Arphe, bei Bruno Bucher, Geschichte der technischen Künste II, S. 278). Die Winkel des Kruzifixes füllen rautenförmige Vorsprünge aus, so dass das ganze Kreuz wie auf einem Kissen ruhend erscheint. Die Rückseite enthält fünf grössere und sechs kleinere Reliquienbehälter, von denen die ersteren an den Enden und dem Schnittpunkte der Kreuzarme angebracht sind. Über dem Kreuze erhebt sich, wie schon oben erwähnt, ein Flammenstern, der auf Vorder- und Rückseite mit je einem prachtvollen Halbedelstein geschmückt ist und von einem kleineren Pelikane überragt wird, der auf seinem Neste sitzt.

Das ganze Werk ist in reichster Weise von Silberfiligranemail bedeckt. Frei davon bleiben nur die figürlichen Teile wie z. B. die beiden Pelikane und dann der Aufsatz oberhalb des eigentlichen Kreuzes. In der Technik erweist sich dieses Filigran als dasselbe, das wir bereits beim kleinen Kreuz kennen lernten, nur dass wir auch hier wieder

eine ganz gewaltige Entwicklung nach der Seite künstlerischer Vollendung zu erkennen haben. Die ursprüngliche Quelle aber, das ungarische Drahtemail blickt gleichwohl deutlich erkennbar durch! Wir finden nämlich in den Ranken und Arabesken des ziemlich engmaschigen Silberfiligrans selbst hier noch ganz unverändert aus dem Formenschatz des ungarischen Drahtemails übernommene Dekorationsmuster, darunter solche, die uns wie jene sonderbaren Umbildungen gotischer Detailformen (des Nasenwerks der Spitzbogen oder des Fischblasenmusters) anmuten, an denen die deutsche Renaissance so reich und in denen ihre Meister so unerschöpflich sind; und unter den zahlreichen verschiedenen, in erhöhtem Email ausgeführten Figuren des Filigrans, welche Eicheln, Erdbeeren, Herzen u.a.m. zeigen, kommen auch Trauben vor, ein Dekorationsmotiv, mit dem, wenn auch in etwas anderer Weise als auf dem Kreuz, das Stirnband der oben schon erwähnten Dorotheenbüste geschmückt ist. Zu diesem innigen Zusammenhang zwischen der Silberfiligrantechnik des Fabian Nitsch und dem alten ungarischen Drahtemail sei dann schliesslich noch bemerkt, dass eins der in seinen Wurzeln sicher auf das ungarische Drahtemail zurückgehenden Dekorationsmotive in dem Filigran des grossen Kreuzes sich in durchaus identischer Form und zwar sogar gleichfalls in blauem Email wie dort mehrfach auf einem Altarkelch aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts in Nyitra (Diözesanbesitz, abgebildet Chefs d'oeuvre d'orfèvrerie ayant figuré à l'exposition de Budapest II, p. 71f) wiederfindet, welcher auf Bestellung des Bischofs Franz Forzách angefertigt worden ist und überhaupt mehrere Blütenornamente in seiner Filigrandekoration aufweist, welche unzweifelhaft dem Formenkreise des ungarischen Drahtemails entnommen sind.

Die zur Verwendung gekommenen Emailfarben sind vorzugsweise hellblau, dunkelblau, gelegentlich rot, gelb und grün; besonders die letzten drei stimmen herrlich zu dem goldenen Untergrund. Die Emaillen sind teils nur gemalt, teils in gehöhter Arbeit ausgeführt: so die figürlichen Teile des Filigrans wie Eicheln, Erdbeeren, Herzen, Trauben u.a.m. Wie weit hier die letzte Restauration mit sichtlich unglücklicher Hand eingegriffen hat, lässt sich nicht mehr entscheiden. Von besonders hervorragender Schönheit ist die Email-Inschrift über dem Kruzifixus INRI, wie denn überhaupt das eigentliche Kreuz am reichsten behandelt ist.

Mit dem Silberfiligrannetz ist der dekorative Schmuck des Werkes bei weitem nicht erschöpft. Es dient vielmehr erst einem wahren Edelsteinteppich als Auflager, der, im Vereine mit dem buntfarbigen Email in fast sinnverwirrender Weise die Flächen überziehend, die Grundformen des Ganzen derartig verhüllt, dass man sich fast mühsam erst zu seinen schönen Linien hindurchsehen muss. Teils viereckig, teils in mehr oder weniger reich ausgestalteten Rosetten gefasst, wechseln in bunter Folge Chrysoprase, Amethyste, Türkise, welch' letztere besonders trefflich zu dem farbigen Gesamtbilde passen, und andere Halbedelsteine, bald geschliffen, bald wieder in Capuchonform mit einander ab und nehmen damit, nur in weit reicherer, aber zugleich auch sehr viel unruhigerer Weise das Dekorationsmotiv der aufgelegten Ornamentstücke auf, das wir sowohl bei dem kleinen Kreuz wie den beiden Reliquiaren angetroffen haben. Wie an ersterem finden

Lichtdruck von A. Fabian u. Co., Breslau

„Das grosse Kreuz“ von Fabian Nitsch im Domschatze

wir übrigens auch hier einige vereinzelt eingestreute antike Gemmen: eine Fortuna, einen Imperatorenkopf und einen Hermes (?).

In dem übermässigen und vielleicht — aber dann wohl nur auf fremden Antrieb hin — absichtlichen Reichtum des Kreuzes an Dekoration und Schmuck liegt unleugbar schon ein gewisser barocker Zug, wie wir ihn übrigens auch bereits an den Engelsköpfen der Reliquiare und denen des kleinen durchbrochenen Frieses hier zu gewahren glauben. Man könnte sich also recht wohl geneigt sehen, in Fabian Nitsch ebenso, wie er uns bei seinen früheren Werken in manchen Punkten als archaisierender, letzter Ausläufer vergangener Kunstrichtungen erscheinen mochte, hier, wo er gleichsam die berauschende Pracht der späteren Jesuitenkunst zu antizipieren strebt, einen Vorläufer und Ankündiger kommender Stilprägung zu erkennen.

Die figürlichen Teile des Kreuzes sind recht gut gearbeitet; nur kommt ihre Feinheit gelegentlich, wie z. B. bei den kleinen Heiligenfiguren, vor übermässiger Vergoldung, gleichfalls einem Missgriff der letzten Restaurierung, nicht ganz zur Geltung. Auch in diesem Falle können wir somit wieder einen Fortschritt in der künstlerischen Gestaltungsfähigkeit unseres Meisters feststellen, der sich am deutlichsten, wirft man einen vergleichenden Blick auf das kleine Kreuz zurück, in der Gestalt des Gekreuzigten offenbart, der in seiner edlen, von jedem Manierismus freien Durchbildung einen erfreuenden Beweis von dem gesunden Formenverständnis des gereiften Fabian Nitsch ablegt. Und so erscheint sein grosses Kreuz, überschauen wir noch einmal die Schöpfungen seiner Hand, in der That als das Hauptwerk seines ganzen Lebens: alles, was bei den anderen Arbeiten noch befangen und nicht in künstlerischer Freiheit aufgelöst war, ist hier in Fluss und Leben, Eleganz und Leichtigkeit umgesetzt, und die letzten Spuren handwerklichen Empfindens sind vom gereiften Meister glücklich überwunden. Fabian Nitsch hat mit seinem grossen Kreuze ein weit über lokale Bedeutung hinausgehendes Werk geschaffen und nicht nur sich, sondern der schlesischen Spät-Renaissance überhaupt ein rühmliches Denkmal gesetzt: die schmerzlich empfundene Lücke im Gesamtkulturbilde unserer heimischen Renaissance, die wir am Eingange dieser Zeilen erwähnten, wird dadurch auf ganz ungeahnte Weise ausgefüllt und geschlossen, und Paul Nitsch und sein Sohn Fabian erscheinen als die hervorragendsten Träger und Vertreter der schlesischen Kunst im Zeitalter der Renaissance.

Kurt Moriz-Eichborn



Buntglasiertes Thonrelief vom Jahre 1542

ZUR SCHLESISCHEN KERAMIK DER RENAISSANCEZEIT

Zu den seltensten keramischen Erzeugnissen, man kann sagen aller Zeiten, gehören grosse flache Schüsseln mit schräg aufsteigendem und wieder in stumpfen Winkel umbiegendem, von einem Wulste umgebenen Rande, deutsche Arbeiten der Renaissancezeit, bei denen eine reiche farbige Flächendekoration durch eine eigenartige Technik erreicht ist. In den weichen Thon werden die Konturen der Zeichnung mit einem spitzen Instrument eingegraben, wobei sich Ränder aufwerfen, die verhindern, dass die farbigen Zinnglasuren, mit denen man die abgegrenzten Flächen ausfüllte, im Brande ineinanderfliessen. Das ganze Verfahren kann nicht als Malerei bezeichnet werden, da jede einzelne Farbe für sich steht und Zwischentöne ausgeschlossen sind — es steht etwa auf derselben Stufe der Ausdrucksfähigkeit wie das Glasmosaik und das mittelalterliche Email. Sind nun auch diese Schüsseln von der malerischen Durchbildung der italienischen Majolika himmelweit entfernt, so machen sie doch einen erfreulichen Eindruck durch die leuchtende ungebrochene Kraft der Farbengebung. Die Farben haben eine ganz bestimmte Nüance. Wir finden Ockergelb, Weiss, zweierlei Blau — neben dem satten Kobaltblau der deutschen Renaissancekeramik ein ganz helles Wasserblau — zweierlei Grün — helles Blaugrün und Gelbgrün (Apfelgrün) — Manganviolett und Braun in verschiedenen Tönen vom dunkeln Schokoladenbraun bis zu einem hellen Milchkaffeebraun. Am reichsten ist die Farbenskala unter den mir im Originale oder in farbigen Abbildungen bekannten Stücken bei Nr. 4, am knappsten bei Nr. 1 des folgenden Verzeichnisses. Bei keiner anderen Gattung von deutschen Renaissancetöpfereien erscheinen die Glasurfarben ähnlich rein und

gleichmässig. Während nämlich z. B. bei den Kölnischen Ofenkacheln und den sogenannten Hirschvogelkrügen noch die durchsichtigen Bleiglasuren und die undurchsichtigen Zinnglasuren neben einander vorkommen, werden hier ausschliesslich die letzteren verwendet. So fehlt das durchscheinende charakteristische Grün der deutschen Hafnerei des 16. Jahrhunderts entweder vollständig oder kommt nur an ganz untergeordneten Stellen vor, auf dem Randwulst oder der Unterseite der Schüsseln.

In der Litteratur sind bis jetzt nur drei Schüsseln dieser Gattung bekannt.

Nr. 1. Im Berliner Kunstgewerbemuseum (Abgeb. bei Falke, Majolika S. 194 und auf S. 124). Wappenschüssel, wie solche aus der italienischen Majolika und der Keramik von Winterthur bekannt sind. Im Schilde die sechs Lilien des Breslauer Bistums, der schlesische Adler und das Familienwappen des Balthasar von Promnitz, der in den Jahren 1539—1562 den Bischofstuhl von Breslau innehatte. Den Schild bekrönt die breitbebänderte Mitra, in die der Krummstab mit dem sogenannten Sudarium gesteckt ist. Durchm. 0,426 m.

Nr. 2. Im Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe (Abgeb. bei Brinckmann, Führer S. 295, dessen freundlicher Vermittlung unser Museum eine Aquarellkopie von der Hand des Frl. H. Hahn verdankt, danach auf S. 124 abgeb.). Die Darstellung ist ein ergreifendes Memento Mori. Ein schlafendes Kind, den linken Arm auf einen Totenkopf gestützt, in der Rechten eine Blume, vor ihm ein Apfel, von dem es eben hat speisen wollen, und eine Sanduhr, die bald abgelaufen sein wird — so richtet es an den Beschauer die Mahnung: „Heite mir, Morgen dir." Durchm. 0,52 m. Dieses Bild ist sehr häufig auf den Stichen deutscher Kleinmeister des 16. Jahrhunderts, in Schlesien findet es sich sehr ähnlich in den Giebeldreiecken von Grabsteinen — gleich mehrere z. B. an der Kirche von Bunzlau — und im Giebel des Schlossportales von Guhlau bei Nimptsch aus dem Jahre 1580 (Abgeb. Schles. Vorz. Bd., II. Taf. 29).

Nr. 3 kennen wir nur aus der Beschreibung im Kataloge der Sammlung Minutoli Nr. 6057a. Das Original ist verschollen. Bei der Versteigerung der Sammlung Minutoli im Jahre 1875 wurde es von der Antiquitätenhandlung Gebrüder Löwenstein in Frankfurt am Main gekauft. Die Nachforschungen nach seinem Verbleib haben bis jetzt zu keinem Resultate geführt.

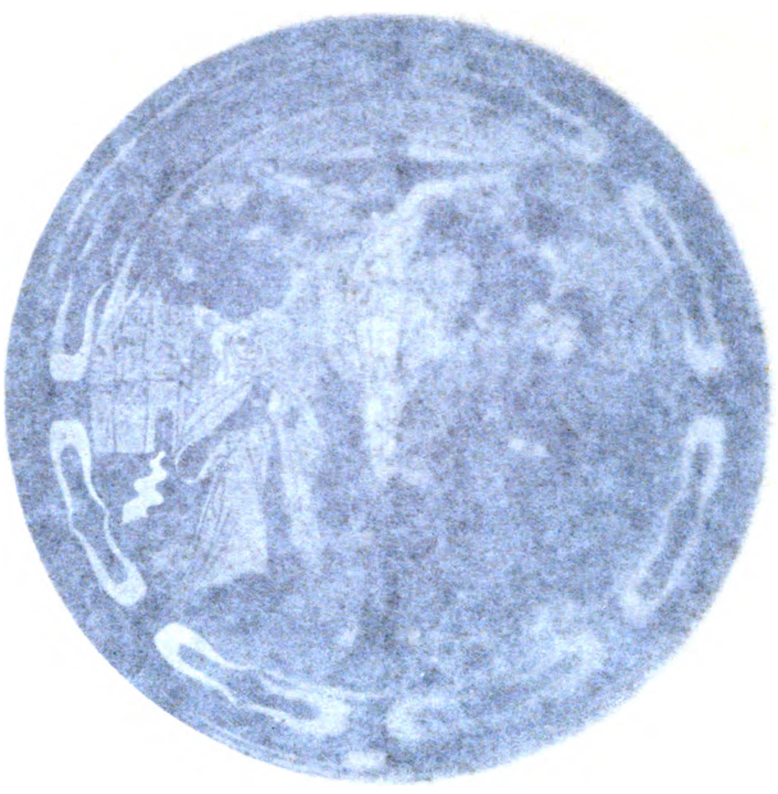
„Grosse Schüssel von starker Tiefung in der Mitte $^3/_4$ erhaben, der Gekreuzigte mit beiden Schächern in Naturfarben emailliert, umgeben von einem Kranze mit schwarzer Inschrift auf weissem Grunde: „O Menchs sich an was du thust gedenk." Diesen Kranz umgiebt ein anderer mit gelber Inschrift auf blauem Grunde: „Das du sterben must. Gotes Wort bleibet ewick 1554." Diesen Kranz umgiebt wiederum ein breiterer mit sehr eigentümlichem Pflanzenornament, blau, gelb, grün, rot auf weissem Grunde. Endlich folgt der breite Rand der Schüssel mit vier erhabenen emaillierten Brustbildern zweier römischer Kaiser und zweier bärtiger Männer. Diese Bilder auf grünem Grunde werden durch stark erhabene verschiedenfarbige Blätter und Blumenarabesken auf blauem Grunde verbunden. Dieselbe reiche Zierweise setzt sich auch über der Rückseite dieser Schüssel fort, in reicher

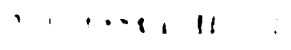


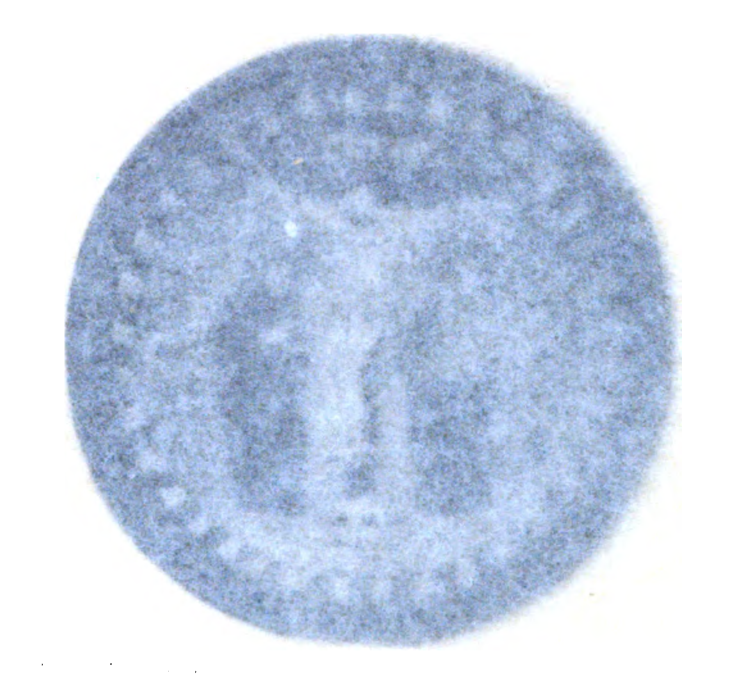
Schüssel im Kunstgewerbemuseum zu Berlin



Schüssel im Museum für Kunst und Gewerbe zu Hamburg









[illegible]



…be zu Ham…



Schüssel im Besitze des Herrn A. von Lanna in Prag



Schüssel im schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer

schönstilisierter Zeichnung und Färbung bis an den Spiegel, welcher grün gelassen ist. Die Technik ist eigentümlich, die Konture, wo sie verschiedene Farben trennen, sind tief eingerissen und die Emailfarben von einer Lebhaftigkeit und Pracht ohne Gleichen. Durchm. 0,43 m."

Nr. 4. Von Herrn Direktor Brinckmann wurde ich darauf aufmerksam gemacht, dass sich eine Schüssel unserer Gattung in der Sammlung des Herrn Adalbert Ritter von Lanna befinde. Die Vermutung, dass sie identisch sei mit Nr. 3, der verschollenen Schüssel vom Jahre 1554, hat sich als irrig erwiesen, vielmehr haben wir mit ihr ein neues Exemplar gewonnen. Sie stammt aus der Sammlung Adamberger, die im Jahre 1871 in Wien versteigert wurde (Nr. 287, mit Abbildung). Herr von Lanna hat mit höchst dankenswerter Liberalität von Professor Helméssen eine ausgezeichnete Aquarellkopie des Originales in natürlicher Grösse anfertigen lassen und unserem Museum zum Geschenk gemacht. Auch hier ist die Kreuzigung dargestellt. Christus am Kreuze zwischen Maria und Johannes, an den Kreuzesarmen und unten am Stamme Engel, die sein Blut in Kelchen auffangen. Im Hintergrunde zieht sich über die ganze Breite das Bild einer mittelalterlichen Stadt mit Mauern und Thoren, mit hochragenden und massigen Kirchtürmen. Durchm. 0,515 m. (Abgeb. auf S. 125.)

Nr. 5. Wie ich überzeugt bin, dass die Reihe dieser Schüsseln durch Nachforschungen in öffentlichen und privaten Sammlungen sich noch vermehren wird[1]), so war ich auch überzeugt, dass unser Museum einmal in den Besitz eines Exemplares kommen werde. Und das geschah unerwartet bald, schon im Anfange dieses Jahres. Die Schüssel, die, wie ein vorgebohrtes Loch am oberen Rande beweist, zum Aufhängen an eine Wand bestimmt war, zeigt wiederum Christus am Kreuze wie bei der verschollenen Minutolischüssel und bei der im Besitze von Lanna und wie bei der letzteren Maria und Johannes zu Seiten des Kreuzes. Im Hintergrunde Türme als Andeutung einer Stadt. Den inneren aufsteigenden Rand füllt wie bei Nr. 4 eine Felderteilung in blau und weiss, um den äusseren Rand zieht sich in Monumentalbuchstaben die Inschrift: „Das Bludt Jhesu Chriti reiniget uns von allen unssern Sinden Anno Domi 1612." Durchm. 0,44 m. (Abgeb. auf S. 125.)

Von den früher besprochenen Exemplaren ist Nr. 3 direkt mit 1554, Nr. 1 durch die Regierungszeit des Bischofs Balthasar von Promnitz vor 1562, seinem Todesjahr, datiert. Nr. 2 und 4 wird man aus stilistischen Gründen kaum später ansetzen können. Die von unserem Museum erworbene Schüssel trennt also von den anderen eine Kluft von mindestens

[1]) Der Katalog der Sammlung Minutoli sagt zu Nr. 578 (der Hamburger Schüssel): „Es existieren nur vier bekannte Stücke dieser merkwürdigen Technik." Bei Nr. 6057a heisst es: „Das 4. bekannte Stück dieser Technik." Das ist wohl ein Druckfehler, statt: das 3. bekannte etc. Denn bei 6057 b einer Kachel „gleicher Technik" steht wieder der Vermerk: „Das 4. bekannte Stück dieser Technik." Minutoli fasste also seine drei Schüsseln (Nr. 1—3 unseres Verzeichnisses) und die Kachel, von der später die Rede sein wird, als eine Gruppe zusammen. Dass er vier Schüsseln gekannt habe, ergiebt sich aus seinen verwirrten Angaben nicht.

50 Jahren. Aber nicht nur eine zeitliche, sondern auch eine künstlerische Kluft. Man vergleiche nur einmal unsere Schüssel mit der im Besitze von Lanna. Auf dieser Anpassung der Komposition an das Rund, wirklich bildmässige Wirkung, Trennung von Vorder- und Hintergrund, verhältnismässig gut gezeichnete und dramatisch bewegte Figuren, bei unserer Schüssel ist alles vergröbert bis auf Details wie Falten, Muskulatur und Augen und reduziert wie der landschaftliche Hintergrund — aber unverändert ist nach einem halben Jahrhundert die alte Form und eigenartige Technik geblieben, ungebrochen die leuchtende Farbenpracht und unvermindert die Farbenskala. Und so dürfen wir uns immerhin freuen, dass unser Museum von einer keramischen Gattung, die man zu allererst in ihm, nicht an anderen Orten zu finden erwartet, einen Vertreter erworben hat, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der Fabrikationsort dieser Schüsseln in Schlesien zu suchen ist. Zum erstenmale hat das Brinckmann (a. a. O. S. 295) ausgesprochen, mit Berufung auf die Berliner Schüssel mit dem Wappen des Breslauer Bischofs B. v. Promnitz und darauf, dass die drei zuerst beschriebenen aus der Sammlung Minutoli in Liegnitz stammen, also wohl in Schlesien erworben wurden. Für die verschollene aus dem Jahre 1554 (Nr. 3) liegt mir dafür das direkte Zeugnis des Herrn Hofantiquars Max Altmann vor, dass er das Stück in der Nähe von Breslau in Zimpel bei einer Bäuerin aufgetrieben und Herrn von Minutoli um 100 Thaler verkauft habe. Und unser Exemplar wurde von dem Antiquitätenhändler einer kleinen schlesischen Stadt erworben, der sie, wie mir nachträglich von verschiedenen Seiten bestätigt wurde, einer alten Frau in der Rochus-Vorstadt von Neisse abgekauft hatte. Eine weitere Stütze erhält der schlesische Ursprung durch einen Scherbenfund, der im Jahre 1896 im Baugrunde des hiesigen Packhofes gemacht und von dem kgl. Packhofsvorsteher Herrn Hauptmann Berndes dem Museum schlesischer Altertümer übergeben wurde. Unsere Gattung ist darin mit einem Randfragmente vertreten. Mit Hinweis darauf glaubte schon Seger in Schles. Vorz. Bd., VII S. 110 die Fabrikation dieser Schüsseln auf Breslau fixieren zu müssen. Den letzten Beweis für diese an und für sich höchst wahrscheinliche Annahme werden wir noch später finden, bei Beschränkung auf die Schüsseln würde ihn die Stadtansicht auf dem Exemplare des Herrn von Lanna liefern, wenn man darin mit unumstösslicher Sicherheit Breslau erkennen dürfte. Man glaubt auf den ersten Blick die wichtigsten Werte einer Ansicht Breslaus vom Süden mit dem hochragenden Turme der Elisabetkirche, einem Turme der Domkirche und dem Dachreiter der Kreuzkirche wiederzufinden und Professor Semrau hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass die Zinnenbekrönung unterhalb der Kirche mit dem Dachreiter der an dem bekannten Hause an der Ecke des Ringes und der Ohlauerstrasse gleiche, einem mächtigen — für das alte Breslau höchst charakteristischen Renaissancehause — aber immerhin scheint es besser, auf diese Übereinstimmungen nicht allzu viel Gewicht zu legen.

Die gesicherte Heimat der Schüsseln gewährt die feste Basis, auch Fayencen anderer Form und mit Reliefdekoration Schlesien zuzuweisen. Sie mit Sicherheit aus der grossen Menge von buntglasierten Renaissancetöpfereien, die in der Litteratur als Arbeiten


Steintafel vom Senioratshause zu St. Bernhardin

im Stile des Hirschvogel gehen, herauszulösen, ist nur durch Autopsie möglich, nicht durch Abbildungen. Denn bei diesen Reliefarbeiten fehlt die charakteristische Schüsselform, die Flächendekoration und vor allem meistens das untrügliche Merkmal der Gravierungen, die die einzelnen Glasurfarben von einander trennen. Man hat ihrer bei den Reliefdarstellungen nicht bedurft, weil es da weniger auf Schärfe der Konturen ankam, und sie nur bei glatten Flächen von Krügen und da an untergeordneter Stelle verwendet. Das wichtigste Merkmal, das ermöglicht, gewisse Reliefarbeiten und die Schüsseln in Verbindung zu bringen, ist die Übereinstimmung in der Farbengebung. Je grösser sie ist, je mehr sie sich auf die den Schüsseln besonders eigentümlichen Nüancen erstreckt, desto sicherer ist, wenn auch noch andere Hilfsmittel dazu kommen, die Zuteilung, die bis jetzt folgende Nummern umfasst:

Nr. 1. Inschrifttafel, gegenwärtig im Lichthofe unseres Museums eingemauert. Aus neun Fliesen zusammengesetzt, im ganzen 0,60 m lang und 0,35 m hoch, enthält sie in prächtiger, satter Farbenzusammenstellung auf hellgrünem Grunde dunkelblaue Reliefbuchstaben als direkte Abformung einer gleichfalls im Museum befindlichen steinernen Tafel vom ehemaligen Senioratshause zu St. Bernhardin in Breslau, die aus dem Gewirre der auf den ersten Blick einander vollständig gleichen gotischen Minuskeln C. Buchwald (Schles. Vorz. Bd., VII, S. 291) entziffert hat. Danach ist der Thürsturz, an dem die Steininschrift angebracht war, im Jahre 1517 zur Zeit als Lucas von Grünberg vom Minoritenorden Prior und Provinzialmeister war, eingesetzt worden.[1]) Zu welchem Zwecke die Abformung in Thon erfolgte, darüber kann man nur Vermutungen haben. Ein baulicher ist ausgeschlossen, da die Thonplatten nach Dr. Buchwalds strikter Aussage auf der Rückseite, die man jetzt nicht mehr untersuchen kann, keine Spuren einer ehemaligen Einmauerung zeigten, was um so glaubwürdiger ist, als die Thonplatten aus der Bibliothek von St. Bernhardin, wo neben den Büchern auch allerlei Kuriosa aufbewahrt wurden, und vor dem Abbruche des Senioratshauses ins Museum schlesischer Altertümer kamen. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, dass ein Hafnermeister mit dieser Thonkopie ein Meisterstück ablegen wollte. Und nicht weniger Spielraum hat man für ihre nähere Zeitbestimmung im 16. Jahrhundert. Allzu lange nach 1517 die Anfertigung der Thonkopie anzusetzen, empfiehlt sich nicht, da man in einer so rasch sich entwickelnden Epoche wie

[1]) Eine getuschte Ansicht des Thores mit der darüber befindlichen Inschrifttafel findet sich in einem handschriftlichen Sammelbande der Stadtbibliothek (Bibl. Bernhard. B. 1649): Extractus Inscriptionum Sepulcralium utriusque Silesiae ex Cod. misto ... Dni. Jo. Godofredi Baronii excerps. Wolff. Erdmann a Seydlitz 1745.



es das 16. Jahrhundert war, später kaum mehr Interesse an einer Steintafel mit einer Schrift hatte, die für die nächste Generation schon unleserlich sein musste. Und damit hätten wir an dieser Steintafel das älteste Denkmal der Fabrikation, welcher auch die früher besprochenen Schüsseln angehören, wie diese durch sie auf Breslau fixiert werden. Denn es wäre eine bei den Haaren herbeigezogene Annahme, dass die Glasierung der Tafel nicht in Breslau erfolgt sei. Mit den Schüsseln aber verbindet die Inschrifttafel die Farbengebung, nicht so sehr das dunkle Blau als das helle Grün des Fondes, und die ausschliessliche Verwendung der Zinnglasur.

Nr. 2. Halbkreisförmiges Relief unbekannter Bestimmung (Bekrönung eines Kachelofens?) mit Auferstehung Christi, datiert 1542. (Abgeb. auf S. 122.) Seine schlesische Herkunft ist zwar nicht direkt bezeugt, aber unzweifelhaft, da es zum ältesten Bestande des Museums schlesischer Altertümer gehört, der sich nur aus Fundstücken von Breslau und der Provinz zusammensetzte. Das Stück weist fast die vollständige Farbenskala der Schüsseln auf: Kobaltblau, wasserblau, gelb, blaugrün, weiss und manganviolett. Bei den Körpern der Figuren ist durch Mischung von Weiss und Manganviolett ein fleischfarbiger Ton erreicht. Die Glasuren sind durchwegs opak, L. 0,67, H. 0,31 m.

Nr. 3. Torso der Statuette einer Nonne mit Rosenkranz und Gebetbuch, aus Gross-Glogau. Zinnhaltige Glasuren; die Farbennüancen sind wasserblau, kobaltblau blaugrün, gelb und weiss. Das Figürchen ist, wie die antiken Terrakotten in zwei Hälften geformt. H. 0,09 m.

Nr. 4. Viereckige Wasserblase mit Darstellung Christi auf dem Ölberge im Berliner Kunstgewerbemuseum. An den Nebenseiten Blumenvase in Bogenstellung. H. 0,24, Br. mit Henkeln 0,33, ohne Henkel 0,24, T. 0,115 m.

Dieses Stück ist von Falke, Majolika S. 194 derselben Werkstatt wie die Schüssel mit dem Wappen des Balthasar von Promnitz zugewiesen worden. Die Annahme schlesischen Ursprunges bestätigt sich schon durch die Herkunft des Gefässes aus dem Legate des Kammermusikus Hanemann aus Löwenberg, mehr aber noch durch die Übereinstimmung der Darstellung mit der auf einer Ofenkachelform unseres Museums, die, als Teil einer Suite, zu der noch die Auferstehung Christi und der feurige Dornbusch gehören, in den 70er Jahren im Keller des ehemaligen Theaters „Kalte Asche" in Breslau gefunden worden ist. Diese Übereinstimmung ist so gross, dass man auf den ersten Blick glaubt, das Relief mit Christus auf dem Ölberge auf der Berliner Wasserblase sei aus der Breslauer Ofenkachelform gepresst, bis man kleinere Verschiedenheiten bemerkt. So ist an dem Gefässe eine viereckige Inschrifttafel „DER HER AM OLBERG MAT. XXV" angebracht, während sich auf der Kachelform ein Schriftband „AM Olberg MA" über dem Kopfe eines der schlafenden Jünger hinzieht. Jedenfalls aber rühren beide Stücke von einem und demselben Meister her, der sein Monogramm PN in Ligatur auf der Ofenkachelform mit der Auferstehung Christi angebracht hat.

No. 5. Krug mit Reliefdarstellungen im Berliner Kunstgewerbemuseum. Vorn Christus am Kreuze zwischen den Schächern, links Heilung des Lahmen, rechts Agnus Dei.

Am Halse und auf einem Bauchstreifen Gravierungen. In späterer Zeit sind Fuss und Mündung in Zinn gefasst und der ursprünglich thönerne Deckel durch einen zinnernen ersetzt worden. H. ohne Fassung und Deckel — auf diesem G. H. 1669 — ungefähr 0,30 m.

Die Ofenkachel der Sammlung Minutoli 6057 b, darstellend das Innere eines grossen Haussaales in perspektivischer Vertiefung gehört nicht, wie der Hinweis „Kachel gleicher Technik", auf die im Kataloge unmittelbar vorhergehende Schüssel vom Jahre 1554 vermuten lässt, zu den schlesischen Fayencen. Ich habe diese Kachel im Besitze des Herrn Grafen Pfeil wiedergefunden. Sie ist die Wiederholung eines aus der Nürnberger Hafnerei bekannten Typus.

Es ist kein Zufall, dass von den Reliefarbeiten eine — Nr. 2 mit der Auferstehung Christi — ein früheres Datum trägt als die älteste datierte Schüssel und dass wir eine andere, die Inschriftfliesen, überhaupt an die Spitze der ganzen Reihe buntglasierter schlesischer Fayencen stellen konnten. Das giebt uns einen Fingerzeig für die Entwicklungsgeschichte dieses Industriezweiges in Schlesien. Im 16. Jahrhundert gehen in Deutschland zwei Strömungen in der Keramik nebeneinander. (Siehe Falke, Majolika S. 180.) Die eine schliesst sich in Technik, Gefässformen und Stil an die italienische Majolika an. Sie bemalt die Gefässe und zwar wie die italienische Majolika meistens auf weissem Grund. Die andere Strömung fusst auf den alten volkstümlichen Traditionen des Hafnerhandwerkes und führt sie weiter. Das Handwerk des Ofentöpfers hatte schon im 15. Jahrhundert mit der alten primitiven Technik der Bleiglasur einen erfreulichen Aufschwung genommen. Es kam dann im 16. Jahrhundert, als es die undurchsichtige und dabei glänzende Zinnglasur einführte und immer mehr zur Buntfarbigkeit überging, zur höchsten Blüte, von der überall in Deutschland, im Süden, in den österr. Alpenländern, in Sachsen, bis hinauf zum Artushof in Danzig, stattliche Öfen mit reichem Reliefschmuck der Kacheln und bunten satten Glasurfarben Zeugnis ablegen. Bald wurde die deutsche Hafnertechnik auch auf die Gefässtöpferei übertragen und zu einer, wie es scheint, gleichfalls an vielen Orten Deutschlands schwungvoll betriebenen Industrie ausgebildet. Und wie wohl überall, nahm das Hafnerhandwerk auch in Breslau eine eigenartige Nüance, besonders in der Farbengebung an. Einen vollständigen Ofen aus dem früheren 16. Jahrh. besitzen wir meines Wissens in Schlesien nicht mehr, nur das Relief von 1542, die Inschriftplatte und die Wasserblase Nr. 4 stehen der Ofentöpferei näher. Wenig vertreten sind, wie wir gesehen haben, auch noch die Gefässtöpfereien. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts aber kam ein ingeniöses Mitglied der Breslauer Töpfergilde auf die Idee, dieselbe Hafnertechnik, die bisher überall nur für Reliefarbeiten verwendet worden war, den Auftrag von verschiedenfarbigen Glasuren auf den direkten Thongrund, auch für die farbige Dekoration in der glatten Fläche einzuführen, indem er durch Vorgravierung der Zeichnung in den weichen Thon das Zusammenlaufen der verschiedenen Glasuren, mit denen die Fläche vor dem Brande bedeckt wurde, verhinderte. Die Verwendung der Gravierung ist nicht seine Erfindung. Wir werden nicht alle die keramischen Gattungen aufzählen, die sich ihrer von der prähistorischen Zeit an bedienen. Uns interessieren hier nur diejenigen, die zu den schlesischen Schüsseln

in Beziehung stehen. Auf S. 132 ist eine 1550 datierte Schüssel aus dem Besitze Seiner Exzellenz des H. Grafen Hans Wilczek abgebildet, auf die mich Direktor Braun in Troppau aufmerksam machte. Seine Exzellenz hatte die grosse Liebenswürdigkeit, sie mir zum Studium und zu photographischer Aufnahme nach Breslau zu senden. Die Schüssel, die einen Durchmesser von 0,40 m hat, ist in der Technik der Mezzamajolika dekoriert. Die Innenseite bedeckt eine kalkweisse, dünne Engobe, aus der die Konturen der Zeichnung ausgekratzt sind, worauf dann der Töpfer die Zwischenräume, soweit sie nicht weiss blieben, mit ockergelber, grüner und indigoblauer Farbe, die letztere von trübem schmutzigem Tone, ausfüllte und das Ganze durch eine Bleiglasur zog. So sehr die Schüssel in der Technik, der Farbengebung, der Ornamentation des Randes und durch die Verwendung von Porträtköpfen an italienische Majoliken erinnert, ist sie unzweifelhaft deutsches und zwar süddeutsches Fabrikat. Und so halte ich es nicht für ausgeschlossen, dass derartige Schüsseln, bei denen die Gravierung eine so grosse Rolle spielt, unseren schlesischen Meister beeinflusst haben. Anderseits wieder konnte er die Gravierung als Trennung verschiedenfarbiger Glasuren an süddeutschen Hafnergefässen kennen lernen, wo wir sie an glatten Stellen öfters angebracht sehen. Er fasste daher vielleicht nur getrennte Elemente, die in der deutschen Keramik seiner Zeit gang und gäbe waren, zu etwas Neuem zusammen. Denn sicher ist, soweit nicht neue Funde das Gegenteil beweisen, seine selbständige Erfindung die Ausdehnung der Hafnertechnik mit undurchsichtigen Glasuren ohne Engobe und mit Hilfe der Gravierung auf die Flächendekoration, auf grosse figürliche Darstellungen im Schüsselrund. Es ist dies die letzte Entwicklungsstufe der auf der heimischen Tradition beruhenden Keramik des 16. Jahrhunderts und man geht wohl nicht irre, wenn man sie für den Ausdruck einer Gegenströmung gegen die welsche Art, gegen die Majolika hält. Dass ein solcher Versuch der Konkurrenz gegen das Neue und Fremdländische im äussersten deutschen Osten gemacht wurde, ist nicht verwunderlich. Gerade in Gegenden, die dem Weltverkehre mehr entrückt sind, ist das Handwerk zäher, hartnäckiger, weniger leicht für das Neue zu entzünden, dabei aber, wenn es nur einen gesunden Lebensdrang hat, erfinderischer in der Ausnützung des Alten. Gewiss haben die Meister, denen wir die schlesischen Schüsseln verdanken, mit Stolz auf sie gezeigt und gesagt: „Seht, auch wir können in unserer alten Art Schüsseln mit Schildereien und heiligen Legenden zierlich bemalen, wie die Welschen.“ Aber ihre Kunst und ihr technisches Geschick war doch nur ein Stammeln im Vergleich zu der ausdrucksvollen, reichen, gebildeten Sprache der welschen Art und so gehörte die Zukunft den durch die italienische Majolika in Deutschland eingeführten Neuerungen. Die Töpferwerkstätte jedoch, aus der die Schüsseln hervorgingen und die, wie wir früher sahen, ihre Blüte in der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte, bewahrte eine zähe Lebensdauer. Denn nach einem halben Jahrhundert taucht aus all dem, was verloren gegangen ist, die von unserem Museum erworbene, 1612 datierte Schüssel auf, die nur ein Sinken der künstlerischen, nicht der technischen Fertigkeit verrät, ein Beweis, dass die Fabrikation dieser Schüsseln bis dahin wohl noch in Breslau ihren Sitz hatte und ununter-

brochen weiter schuf. Dann aber flüchtet sie sich aus der Stadt, in der sie immer altmodischer wurde, auf das Land, um als Bauerntöpferei mindestens noch ein Jahrhundert weiter zu leben. In einer kleinen sächsischen Privatsammlung habe ich einen von dem Besitzer in Liegnitz erworbenen grösseren Teller gesehen, auf dem ein Mann im Kostüme der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts dargestellt ist, der zwei Kälber führt. Wie bei den Hafnerschüsseln des 16. Jahrhunderts ist die unbehilfliche Zeichnung vorgraviert, sind die einzelnen Glasuren direkt auf den Thongrund aufgetragen und ist von der alten Farbenskala noch das helle charakteristische Grün, Weiss und Gelb übrig geblieben, während Kobaltblau einen schwarzen und Braun einen mehr roten Ton angenommen hat. In der Keramik des 18. Jahrhunderts mit ihrer Vorliebe für den weissen Grund, einer ganz anderen Farbengebung und ihrer neuen Technik, der Muffelmalerei, mutet dieses Stück förmlich vorsintflutlich an, als ein lehrreiches Beispiel für die innere Lebenskraft handwerklicher Traditionen und als der letzte Zeuge der interessantesten keramischen Gattung Schlesiens, die wir jetzt, wenn auch vorläufig erst in grossen Zügen von der ersten Hälfte des 16. Jahrhundertes an bis zu ihrem Erlöschen im 18. Jahrhundert verfolgen können.

Karl Masner





Steinrelief mit musizierenden Gestalten, 16. Jahrhundert

ZU DEN STEINALTERTÜMERN AM ZOBTEN

Die Zobtener Steinaltertümer sind wiederholt Gegenstand gelehrter Untersuchungen gewesen. Der Gang dieser Untersuchungen ist aber durch den doppelten Umstand beeinflusst worden, dass man einerseits den Bericht Thietmars über die Verehrung, welche in heidnischer Zeit dem Berge Slenz, oder wie er jetzt nach dem gleichnamigen Städtchen genannt wird, dem Zobten, zu teil wurde, heranziehen zu müssen glaubte, andererseits auch dem Sagengewebe eine Bedeutung beimass, das sich um die Person Peter Wlasts im Verlaufe des Mittelalters gebildet hatte.

Beschäftigen wir uns zuerst mit Peter Wlast.

Benedikt von Posen, Propst zum hl. Geiste in Breslau, verfasste um 1520 eine noch ungedruckte Cronica Petri comitis ex Dacia, von der die Breslauer Universitäts-Bibliothek eine Abschrift aufbewahrt. In dieser Chronik wird nun in einem durchaus sagenhaften Tone von der Gründung des Augustinerklosters auf dem Zobten berichtet. Graf Peter habe nämlich auf einem hohen Berge Schlesiens, der der Berg Slenz genannt wurde und an dessen Fusse die Stadt Sobotka, welche seine Zeitgenossen Tczobten nannten, liege, eine Burg gehabt. Hier habe er mit seinem Vater, den er aus Dänemark mitgebracht, wegen der gewaltigen Höhe und der Annehmlichkeit des Platzes gerne geweilt. Hierher habe er auch die frommen Regularkanoniker des hl. Augustinus aus dem Brabanter Kloster Arrovaise berufen und ihnen vor seiner Burg einen Platz zum Kloster angewiesen und für sie die Marienkirche gebaut und ihnen Dörfer und Einkünfte rings um den Berg geschenkt.

Zunächst muss gegenüber dieser sagenhaften Darstellung betont werden, dass Peter Wlast auf oder an dem Zobtenberge niemals ein Schloss oder eine Burg besessen hat. Allerdings bringt auch Johannes Hess in seiner Silesia magna dieselbe Nachricht und fügt noch hinzu, dass noch Reste dieser Burg sichtbar seien. Die schlesischen Regesten haben darin allerdings recht, dass die Existenz eines Klosters auf dem Gipfel des Zobten durch nichts erwiesen sei; wenn dabei aber gesagt wird, es brauche andererseits nicht geleugnet werden, dass Peter selbst auf dem Gipfel des Berges ein Schloss gehabt habe, so ist das zweifellos unrichtig. Vor allem ist hier hervorzuheben, dass die Chronica abbatum B. Mariae V. in Arena davon nichts weiss. Noch weniger ist zu erweisen, dass der Zobtenberg samt den dazu gehörigen Waldungen und Ansiedlungen jemals Eigentum des Grafen Peter gewesen sei. Das ganze Gebiet war vielmehr herzogliches Eigentum.

Die Gründung des Klosters der Augustinerchorherren am Zobtenberge in Gorka d. i. an oder auf dem kleinen Berge Slenz (in monte Silentii) hat übrigens weder im Jahre 1108 oder 1110 stattgefunden, noch ist sie das Werk des Grafen Peter. Diese Angaben sind nämlich erst in dem Streite mit dem Vincenzstifte um den Vortritt, der im Jahre 1348 ausbrach, also in einer Zeit entstanden, in der die ursprüngliche Geschichte des Klosters wegen mangelnden Verständnisses der wenigen echten Überlieferungen und infolge zahlreicher Urkundenfälschungen stark verdunkelt war und eine sagenhafte Färbung erhalten hatte. Man kann dies deutlich aus der Chronica abbatum erkennen, in der die verworrenen Nachrichten aus den Acta et producta in causa Vortret und aus Chroniken zusammengestellt sind und der vergebliche Versuch gemacht ist, die sagenhaften Zuthaten einer späteren Zeit mit den ältesten Urkunden in Einklang zu bringen.

Schon wenn man erwägt, dass Graf Peter schwerlich über einen Landkomplex von etwa 75 qkm Grösse zu gunsten einer Ordensniederlassung wird frei haben verfügen können, leuchtet die Unmöglichkeit ein, mit der Sage des späteren Mittelalters die Gründung und Ausstattung des Klosters der Augustinerchorherren in Gorkau dem Grafen Peter Wlast zuzuschreiben. Wir sind übrigens in der Lage den unwiderleglichen Beweis zu liefern, dass die Gründung nicht dem Grafen Peter, sondern der herzoglichen Familie zuzuschreiben ist, und sie nicht schon in das Jahr 1108 oder 1110, sondern kurz vor 1146 fällt. Dies ergiebt sich nämlich mit klaren Worten aus dem bekannten, aber bisher niemals recht gewürdigten uralten Fragment über die ältesten Besitzungen der Augustiner. Hier heisst es: Dux Wladislaus dedit ad montem Bezdad . . . . circuitionem montis dux B(olezlaus) tempore patris sui cum ipso fratre. Herzog Wladislaw II. gab also für die Besitzung der Augustiner am Berge Slenz eine Anzahl Hörige; den gesamten abgegrenzten Landkomplex am Berge Slenz gaben aber zu Lebzeiten ihres Vaters Wladislaw II. die herzoglichen Brüder Boleslaw der Lange und Mesiko.

Und die circuitio montis, anderwärts auch ambitus oder von dem Umreiten bei der Umgrenzung im Polnischen ujazd genannt, ist eben jener grosse Landkomplex, der den Augustinerchorherren bei ihrer Niederlassung aus dem landesfürstlichen Besitze zugewiesen

war. Die circuitio montis umfasste die westliche Hälfte des Zobtenberges und die von slawischen Hörigen besetzten Dörfer Wiri (Gross- und Klein-Wierau), Cescouici (mit Myslacow bildete es das spätere Kaltenbrunn), Syuridow (Seiferdau), Biela (Klein-Bielau), Strelez (Strehlitz), villa ad molendinum (Qualkau), forum in Soboth (Markt Zobten) und Stregomane (Striegelmühl).

Der den Augustinern am Zobten übereignete grosse Grundbesitz war also nicht, wie eine spätere Zeit missverständlicherweise glaubte, Eigentum des Grafen Peter Wlast, sondern herzoglicher Besitz. Die Stifter des Augustinerklosters am kleinen Berg Slencz, Gorkau, waren somit auch die Herzoge Boleslaw der Lange und Mesiko, nicht aber Graf Peter. Dagegen sind Peter Wlast und seine Gemahlin Maria Vlostonissa bei der späteren Einrichtung der Augustinerchorherren auf dem Sande bei Breslau hervorragend beteiligt gewesen. Da in späterer Zeit das Kloster auf dem Sande der Hauptsitz der Augustinerchorherren wurde, die erste Niederlassung am Zobten hiergegen zurücktrat, so wird es erklärlich, dass Peter Wlast mit der Zeit der alleinige Stifter des Augustinerklosters wurde, wie er ja auch der Begründer des älteren Vincenzstiftes auf dem Elbing bei Breslau thatsächlich gewesen ist.

Aus allem ergiebt sich aber mit genügender Deutlichkeit, dass, wenn das Gebiet am Zobten nicht Peter Wlasts Eigentum war und die Gründung der Augustinerniederlassung am Zobten auf ihn nicht zurückgeführt werden kann, die Steinaltertümer am Zobten mit Peter Wlast nicht in Verbindung gebracht werden können.

Wenn also erzählt wird, Graf Peter habe eine Burg auf dem Zobten gehabt, wenn ferner die „Jungfrau“ und der „Bär“ sowie die „Sau“ von der Sage in mehr oder weniger direkte Beziehung zu Peter Wlast gebracht werden, und wenn endlich die vier Löwen, wenigstens der am Fusse des Turmes der Pfarrkirche in Zobten eingemauerte Löwe von Peter Wlast herrühren und als Beweis dafür dienen sollen, dass dieser die Zobtener Pfarrkirche und vielleicht auch die Gorkauer erbaut habe, so sind alle diese Sagen unbeglaubigte Kombinationen einer späten Zeit. Wir haben also auch durchaus kein Recht, in ihnen Spuren einer alten Überlieferung zu erblicken.

Ein anderer Versuch, die Herkunft und die Bedeutung der Zobtener Steinaltertümer zu bestimmen, steht unter dem Einfluss der bekannten Erzählung Thietmars von der Verehrung, die in heidnischer Zeit der Zobtenberg besessen habe. Die Stelle hat folgenden Wortlaut:

Posita est autem (Nemzi) in pago Silensi, vocabulo hoc a quodam monte nimis excelso et grandi olim sibi indito et hic ob qualitatem suam et quantitatem, cum execranda gentilitas ibi veneraretur, ab incolis omnibus nimis honorabatur. Die Thatsache, dass an oder auf dem Zobtenberge (Mons Silentii, Slenz) in heidnischer Zeit Götzendienst betrieben worden ist, kann hiernach wohl nicht geleugnet werden. Auch mag zugestanden werden, dass die Denkmäler aus alter Zeit, wie der Überrest eines um die Krone des Berges sich ziehenden Ringwalles von Steinen, ferner Urnen, Bronzesachen u. dergl. zur Genüge beweisen, dass der Zobtenberg schon in der Zeit des Heidentums eine Stätte menschlicher

Ansiedlung und Thätigkeit und vielleicht auch eines heidnischen Kultus gewesen sei. Aber etwas anderes ist es, auch die Steinaltertümer aus diesem heidnischen Kultus erklären zu wollen.

Am drastischsten lässt sich dieser Versuch an bei Knie in seiner bekannten Übersicht der Dörfer u. s. w. Schlesiens unter „Gorkau". Man liest dort: „Das Gorkauer Schloss bietet noch eine Merkwürdigkeit; es sind vor demselben in der Grundmauer ein liegender Bär und ein Löwe von Granit eingemauert worden, welche, nebst einem Bär, der in der Stadtkirche von Zobten eingemauert und einem dritten zu Marxdorf die Vermutung veranlasst haben, dass diese Tiergebilde gleichsam Stationen oder Wegweiser für die heidnischen Wallfahrer zur Asenburg auf dem Zobten gewesen seien, indem höher hinauf der Weg abermals bei einem Bären und der Jungfrau vorüberführt."

Diesen Standpunkt des heidnischen Ursprungs der Steinaltertümer vertritt auch noch Nehring in der Festschrift zu dem in Breslau 1884 tagenden Anthropologen-Kongresse. „Ein Versuch", heisst es hier, „die Zobtener Steingebilde einer bestimmten christlichen Kunstrichtung und Symbolik zuzuweisen, ist bis jetzt nicht gemacht worden und die in der prähistorischen Sektion der 1874 in Breslau tagenden Naturforscherversammlung von kompetenter Seite gemachte Äusserung, die Jungfrau mit dem Fische sei aus heidnischer Zeit, weil sie sich durch die bekannten Denkmäler der christlichen Kunst etwa des 11. Jahrhunderts nicht erklären lasse, bezeichnet genau den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse von dem Ursprung der „Jungfrau". Am Schluss dieser interessanten Abhandlung wird der Versuch gemacht Analogieen aus der slawischen heidnischen Religions- und Kunstgeschichte heranzuziehen.

Selbst wenn man von den älteren hier einschlagenden Deutungsversuchen wegen ihrer wenig glücklichen Ergebnisse absieht, so muss man doch sagen, dass der bekannte Bericht Thietmars zu Erklärungsversuchen nach dieser Richtung einen natürlichen Anlass bietet und es verlockend sein muss, auf diesem Wege zu religiösen Altertümern aus der slawischen heidnischen Zeit zu gelangen. Aber dieser Weg ist doch wohl nicht gangbar.

Sämtliche Steinaltertümer sind über das Klostergebiet verstreut und befinden sich in nicht allzuweiter Entfernung von dem Wohnsitze der Chorherren in Gorkau. Das bleibt auch noch bestehen, wenn man im Hinblick auf die beiden am westlichen Hauptportale der Breslauer Domkirche eingemauerten „vermutlich aus romanischer Zeit stammenden" Löwen, hier von den vier Löwen in Gorkau, Zobten und Marxdorf absieht. Es liegt auf der Hand, dass einer der ersten Beweggründe, die Augustinerchorherren gerade am Fusse des Zobten anzusiedeln, in der überlieferten Verehrung zu suchen ist, die man dem Berge Slenz in heidnischer Zeit gezollt hatte, sowie in dem lebhaften Wunsche, durch eine klösterliche Ansiedlung den Sieg christlicher Anschauungen über heidnische Traditionen und Bräuche herbeizuführen. Wer diesen ausserordentlich naheliegenden Gedanken von der Bedeutung des Chorherrenstiftes am Berg Slenz (in monte Silentii, wie es bezeichnend genug in den Urkunden heisst) als richtig anerkennt, der wird sich auch der Folgerung nicht erwehren können, dass es die erste und natürlichste Aufgabe der

Augustiner sein musste, alles das zu beseitigen und zu zerstören, was an heidnische Kulte und Bräuche erinnern konnte. Wären wirklich die Steingebilde einschliesslich oder ausschliesslich der vier Löwen Überreste einer heidnischen Zeit und heidnischen Aberglaubens gewesen, dann wären sie schwerlich der zerstörenden Hand entgangen.

Vielleicht gelangen wir auf einem anderen Wege zum Ziele. Wir kehren wieder zu der Bezeichnung circuitio montis, welche in dem bekannten Fragmente für den dem Kloster überwiesenen gesamten Besitz am Zobten gebraucht ist, zurück.

Die Zusammenfassung des ganzen Klosterbesitzes am Zobten unter dem Namen circuitio (circuitus, ambitus, ujazd) hat für unsere ganze Untersuchung einen besonderen Wert. Es ist demnach wichtig zu erfahren, dass dieser Ausdruck nicht nur in dem alten Fragmente uns begegnet, sondern auch anderwärts, wenigstens dem Sinne nach, sich findet.

In der Bestätigungsurkunde des Papstes Eugen III. vom 19. Oktober 1148, welche übrigens die älteste echte Urkunde ist, die von dem Stifte der Augustinerchorherren handelt, ist der technische Ausdruck des circuitus umschrieben; hier heisst es: montem scilicet cum appendiciis suis, forum sub monte. In der Urkunde des Papstes Cölestin III. vom 9. April 1193 wird eine ähnliche Wendung gebraucht, wie in der vorigen Urkunde, aber es werden wie in dem alten Fragmente die einzelnen Ortschaften, die innerhalb der circuitio montis lagen, nur in umgekehrter Reihenfolge aufgezählt. Die Stelle lautet: montem cum villis sibi attinentiis videlicet Vino cum decimis (Weinberg mit den Hörigen), Stregomen cum decimis, forum in Sabat cum decimis, villam ad molendinum cum decimis, villam Strelec cum decimis, villam Beala cum decimis, villam Zyvridou cum decimis, villam Tesech cum decimis (= Cescovici des alten Fragmentes) villam Vuiri. Auch in der Zehntbestätigung des Bischofs Lorenz vom Jahre 1223 werden die Ortschaften in charakteristischer Weise zusammengestellt: videlicet decimas in curia eorum Gorka, et in villis eidem curie adiacentibus, quarum nomina sunt: Sobota, Stregomene, Viri, Syuridou, Cescouice, Bela, Strelce, Falcou (Qualkau). Selbst in der Bulle des Papstes Innocenz IV. vom 9. Juni 1250 ist trotz der inzwischen begonnenen deutschen Besiedlung auf diesem Klostergrunde der Zusammenhang der zu diesem alten circuitus gehörigen Dörfer nicht ganz verwischt.

Endlich wird in der übrigens unechten Urkunde des Bischofs Walter vom Jahre 1149 über die Zehntverleihungen an die Kirchen der Augustiner gesagt: montanae vero ecclesiae villarum nomina sunt hec: Wygasd . . . Unter Wygasd, das nur eine andere Schreibung von Ujazd ist, kann natürlich nicht ein besonderes, nicht auffindbares Dorf gesucht werden, sondern es bezeichnet den ganzen dem Kloster der Augustiner am Zobten zugewiesenen Landkomplex, den circuitus montis des alten Fragmentes. Denn zu der Bergkirche in Gorkau, die in der ältesten Zeit die einzige Kirche des ganzen grossen Bezirkes war, gehörten natürlich auch die Zehnten aus dem ganzen um Gorkau liegenden circuitus oder ujazd und der darin befindlichen Ortschaften. Der Fälscher der Urkunde Bischof Walters hat dies aber offenbar nicht verstanden und aus der polnischen Bezeichnung für den ganzen circuitus montis, ujazd, eine besondere Ortschaft gemacht.

Was versteht man nun unter circuitio, circuitus, ambitus, ujazd?

Für die schlesisch-polnischen Verhältnisse trifft wohl dasselbe zu, was Lippert in dem ersten Bande seiner Sozialgeschichte Böhmens, wo er die slawische Zeit und ihre gesellschaftlichen Schöpfungen behandelt, von Böhmen berichtet. „Was die Besitznahme des Landes in der landesfürstlichen Mark betrifft, so unterschied sich diese wesentlich von dem Vorgange, den wir uns bei der Besitznahme des alten Gentillandes vorstellen müssen. Bei dieser lag die Bildung einer linearen Grenze in der Mark am Ende der Entwicklung; in jenem Falle pflegte die Ausscheidung mit einer solchen Feststellung zu beginnen. Es entstand so der circuitus, ujazd, durch eine solche Feststellung im Wege des Umgehens oder Umreitens, wobei die Umreitenden zugleich als Zeugen und Gedenkmänner der Grenzbestimmung dienten."

Von der uralten Sitte einer solchen Abgrenzung eines Stückes der landesfürstlichen Mark in Schlesien giebt die Schutzurkunde des Papstes Hadrian IV. für das Bistum Breslau vom Jahre 1155 Kunde, da in ihr eine circuitio iuxta Cozli und eine circuitio super aqua que Dragina vocatur unter den Besitzungen des Bistums genannt werden. Von der langen Fortdauer dieses Brauches der Abgrenzung giebt neben verschiedenen Urkunden und Ortsnamen auch das Heinrichauer Gründungsbuch mehrere interessante Beläge. So wird unter anderem berichtet, Herzog Bolezlaw II. habe bei einem Grenzstreite über Schönwalde Paul Slupouiz zum Zeugnis aufgefordert, der zur Zeit der früheren Herzoge (Heinrichs I. und Heinrichs II.) und auch damals noch im herzoglichen Auftrage viele Eigengüter zur Grenzbestimmung umschritten hatte (qui tempore antiquorum ducum et tunc temporis cum hec agerentur erat multarum hereditatum circuitor auctoritate ducum). Zur weiteren Orientierung mag auf den Aufsatz „Ujazd und Lgota" im 25. Bande der Zeitschrift des Vereines für Geschichte und Altertum Schlesiens verwiesen werden.

Der Umfang eines circuitus oder ujazd war verschieden. Er bestand zuweilen nur aus einer Feldflur. Andere Ujazde boten ganzen Dörfergruppen Raum. So wurde das Braunauer Ländchen samt Politz mit Recht ein circuitus genannt, ein Ausschnitt aus dem Markwalde. So war dem Bistum in Oberschlesien ein ujazd zugefallen, der einen Flächenraum von 4000 ha umfasste und aus dem der spätere Ujester Halt geworden ist. So sind die unmittelbar um das Kloster belegenen Gründe der Klöster Leubus und Trebnitz durch circuitio begrenzt und zu einem geschlossenen ambitus zusammengefasst worden. So bildeten auch die Besitzungen der Augustiner am Zobten in einer Grösse von 75 qkm eine circuitio montis oder ujazd.

Zur Bezeichnung der Grenzen eines solchen circuitus dienten zunächst Bachläufe und Quellen, wo diese mangelten, Holzstapel — granice čechisch hranice, woraus unser Wort Grenze entstanden ist —; später verwendete man Bäume hierzu, in welche die Grenzzeichen eingehauen wurden (usque ad arborem in qua sunt metae id est hranicie). Man verwendete auch Erdhaufen (positis acervis, qui Kopci dicuntur; totum praefatum praedium [d. i. der ambitus von Trebnitz] in circuitu aggerum erectione et arborum signatione

limitare curavi). Endlich dienten als Grenzzeichen Steine, Malsteine. So soll nach den allerdings formell unechten Trebnitzer Urkunden Herzog Heinrich I. den ambitus des Klosters Trebnitz ausser durch Erdhaufen und gezeichnete Bäume durch Steine ringsum abgegrenzt haben, die die Initialen seines Namens trugen (lapides apicibus mei nominis insculptos . . . terrae infodi praecepi). —

Eine weitere interessante Frage ist, durch welche Zeichen die Bäume und Steine als Grenzzeichen kenntlich gemacht wurden. Von den Grenzsteinen, die Herzog Heinrich I. bei der Begrenzung des Trebnitzer ambitus verwendet haben soll, haben wir eben schon gehört, dass sie die Initialen seines Namens trugen. Sonst wurde in der Regel das Kreuzzeichen verwendet. In einer Grenzbeschreibung für Kloster Dargun in Pommern vom Jahre 1174 heisst es: in quandam quercum cruce signatam, quod signum sclavice dicitur Kneze granica (Fürstengrenzzeichen). In einer Urkunde des Matthiasstiftes vom 14. März 1353 lautet es bez. eines Grenzstreites: anczuheben an eynem Bawme, der do steet yn dem walde Scoschkaw, den sie mit eynem Creutze gemercket haben.

Es bleibt nun immerhin auffällig, dass, mit Ausnahme der vier Löwen, sämtliche Steingebilde des Zobten deutlich ein Kreuz eingemeisselt haben.

Es mag hier genügen hervorzuheben, dass die beiden altertümlichen Löwen, welche vor dem Portal des alten Propsteigebäudes liegen, der Löwe, der an einem Strebepfeiler der k. Pfarrkirche in Zobten eingemauert ist, und der Marxdorfer Löwe, höchstwahrscheinlich aus christlicher Zeit stammen. Es war nicht ungewöhnlich, dass Löwen, als Wächter des Gotteshauses, an Portalen angebracht wurden. Man vergleiche die oben schon erwähnten Löwen an dem Hauptportale der Breslauer Domkirche und die Löwen des Portals der gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts entstandenen Pfarrkirche in dem unweit der Stadt Zobten gelegenen Dorfe Queutsch.

Für unsere Untersuchung bleiben somit nur die mit einem Kreuze versehenen Steingebilde übrig. Nun ist schon in der bekannten Abhandlung „Über die Steinaltertümer auf dem Zobtenberge“ 1875 bezw. 1884 auf eine Urkunde des Sandstiftes vom 10. Mai 1209 hingewiesen worden. Die Urkunde ist schon wegen des Titels: Henricus dei gracia dux Slesie, filius ducis Boleslai, der auf eine alte erzählende Klosteraufzeichnung hinweist, und aus anderen Gründen unecht.

Die Fälschung dieser Urkunde wird wohl in die Zeit vor dem 27. Mai 1280 zu setzen sein, wo unter anderem ein Streit, der zwischen dem Abte Gottschalk und Herzog Heinrich IV. über den Wald des Berges Slenz ausgebrochen war, unter Berufung auf eine alte Grenzfestsetzung beigelegt wurde. Trotz dieser formellen Unechtheit jenes Dokumentes selbst, wird die Thatsache der erneuten Umgrenzung des Zobtener Waldes bezw. des ganzen circuitus de Gorka durch Herzog Heinrich I. richtig sein, zumal auch in den Trebnitzer Nachrichten von dieser Umgrenzung die Rede ist. Auch das Stück einer Grenzbeschreibung, das in dieser Urkunde von 1209 enthalten ist, muss auf einer alten Klosteraufzeichnung beruhen. Denn während in späterer Zeit von seiten der Augustinerchorherren, wie aus der chronica abbatum deutlich hervorgeht, der ganze Bergwald des Zobten

als Eigentum in Anspruch genommen wird, beschränkt diese alte Grenzlimitation den Besitz des Klosters auf die westliche Hälfte und schreibt die östliche Hälfte dem Herzoge zu. Man braucht nur in Betracht zu ziehen, dass die bei der ersten Dotation den Augustinern verliehene circuitio montis mit den darin liegenden Dörfern westlich oder genauer nordwestlich von der Linie liegt, welche, über den Gipfel des Berges gehend, in dieser Grenzlimitation beschrieben wird, um zu erkennen, dass der südöstliche Teil des Berges mit den am Fusse liegenden Dörfern in der Hauptsache herzogliches Gebiet geblieben war.

Der uns interessierende Teil der Urkunde von 1209 hat nun folgenden Wortlaut: sicque in propria persona sepedictum montem circuentes tales limites posuimus, incipientes a quadam tilia, que est inter Bandcouice villam nostram et Stregomene, villam dictorum fratrum, ac directe transeuntes usque ad lapidem qui dicitur Petrey, a quo lapide per viam que ducit in supercilium montis, deinde per viam descensus ad montem Raduyna prope uillam eorum Tampadla. Partem ergo montis, quam ista circuicione comprehendimus versus eorum curiam Gorcam ipsis protestamur pertinere, reliqua vero pars nobis cessit, prout circumsedentes barones iuramento constricti sunt protestati.

Mit Hilfe des Messtischblattes Nr. 3015 ist die Grenzlinie deutlich wiederzuerkennen. Die Linde stand an der Grenze der Gemarkungen von Bankwitz und Striegelmühl; die Waldgrenze ging von hier direkt auf den Stein, qui dicitur Petrey, zu, d. h. auf die Stelle wo jetzt „Bär" und „Jungfrau" sich befinden; sie verfolgte dann den alten Weg zum Gipfel des Zobten und ging weiter den alten absteigenden Weg in der Richtung auf Tampadel bis zum Berge Raduyna, unter dem vielleicht der Geiersberg zu verstehen ist.

Schon in der oben angezogenen kleinen Schrift „über die Steinaltertümer auf dem Zobtenberge" ist der „lapis Petrey" der alten Grenzbestimmung mit der sog. „Jungfrau" identifiziert und daraus der Beweis für den unveränderten Standpunkt dieses Steingebildes und das sehr hohe Alter desselben geführt worden. Es fragt sich nun, wie die Bezeichnung „lapis qui dicitur Petrey" zu deuten ist. Da die Urkunde von 1209 uns nur in späteren Abschriften bekannt ist, so hat man einen Fehler des Abschreibers für Petreg = Petrico oder Piotrek, slawischer Kosenamen für Peter, erblicken und den Namen des Steines mit Peter Wlast in Verbindung setzen wollen. Allein Graf Peter Wlast hat mit dem Besitz der Augustiner am Zobten nichts zu thun und ein Schreibfehler ist auch nicht notwendigerweise zu statuieren, da der Personenname Petrey sich in einer Trebnitzer Urkunde findet: Petrey ad hospites de Bresna ut quilibet hospes solvat.

Der Stein hiess also damals der „Peterstein".

Wie sich die Darstellung des Steingebildes selbst und des Fisches auf demselben mit dem alten Namen des Steines vereinen lässt, das wird Aufgabe der Archäologen und Kunstkenner sein. Hier mag es genügen zu betonen, dass damals im Anfange de 13. Jahrhunderts der „Peterstein" als Grenzmal diente.

Auf derselben alten Grenzlinie befinden sich heute noch andere Steingebilde. An dem von Striegelmühl nach dem Berge führenden Wege liegt ein Granitblock, der im

Volksmunde die „Sau“ genannt wird; auch dieser Stein ist mit einem Grenzkreuze versehen. Etwa 250 Schritte tiefer als die sog. „Jungfrau“ findet sich der Kreuzstein, ein flacher aus Gabbro bestehender Stein, der ebenfalls mit einem Kreuze bezeichnet ist. An dem alten Bergwege folgt dann die sog. Jungfrau mit dem Fische; hier ist das Kreuz auf dem Fische eingemeisselt. Neben ihr befindet sich der Bär; er trägt das Grenzkreuz auf dem Rücken.

Es ist nun nicht wahrscheinlich, dass der „Bär“ sich hier an der alten Stelle befindet; denn sind die Steingebilde wirklich Grenzzeichen, so dürften schwerlich zwei nebeneinander gestanden haben. Vielleicht ist er von seinem ursprünglichen Standpunkte zu irgend einer Zeit hierher transportiert worden.

Endlich befindet sich auch oben auf dem Gipfel des Berges ein Grenzstein. Auf diesem grossen Steine, der an der Quelle liegt, ist ein grosses A eingehauen, offenbar das Zeichen des Augustinerordens.

Wir haben somit auf der alten Grenzscheide von Striegelmühl bis zum Gipfel 5 Grenzsteine kennen gelernt.

Man muss aber diese Steindenkmäler in früherer Zeit in der That als Grenzsteine angesehen haben. In der schon öfter angezogenen Abhandlung wird nämlich folgendes mitgeteilt: Im Jahre 1486 erklärt bei einer schwebenden Grenzstreitigkeit, welche der Abt des Augustinerklosters zu Breslau an den König Matthias von Ungarn zur Entscheidung brachte, der Statthalter von Schlesien Georg von Stein in einem Schreiben an den Abt Benedikt: man möchte zunächst die Grenzsteine und Grenzbäume wieder aufrichten: „nachdem Jr vormals den Czobtenberg angesprochen habt . . . ane wissundt Kön. Maj. vnd darauf die alten malsteine vnd bawme ausgegraben vnd abgehawen . . . . Darauff so empfelch ich euch das . . Jr die mal bawm und Stein widder aufrichtet.“ Die hier genannten Malsteine dürften mit unseren Steinaltertümern identisch sein.

Es bleibt noch ein Punkt zu erörtern übrig. War die Abgrenzung der circuitio montis durch Herzog Heinrich I., von der wir aus der angeblichen Urkunde von 1209 ein Stück kennen lernen, die erste Umgrenzung des am Zobten gelegenen grossen Besitzes der Augustinerchorherren, oder eine Erneuerung der Festlegung der Grenzen bei der Überweisung des circuitus zur Zeit der Gründung des Stiftes? Das erstere war wahrscheinlich schon deshalb nicht der Fall, weil die Übereignung eines circuitus oder ujazd, wie schon der Name sagt, eine solche Begrenzung voraussetzt. Wenn das richtig ist, wie haben wir uns die Erneuerung der Umgrenzung zu denken? Allerdings war in solchem Falle die Setzung neuer Grenzzeichen gebräuchlich, wie dies aus einer Urkunde vom 30. Juli 1242 über die Erneuerung der Grenzen bei einem Gute des Klosters Miechow hervorgeht, wo es heisst: limitationem ville, que Mschecinno nuncupatur, que per ducem Henricum facta fuerat, confirmamus, ratam habentes eandem, ipsam novis signis veteribus superpositis innovando. Aber ob das immer der Fall war, ist schwer zu erweisen; in diesem Falle scheint doch der lapis Petrey ein altes Grenzmal gewesen zu sein.

Endlich soll noch darauf hingewiesen werden, dass auch bei der Grenzerneuerung durch Herzog Heinrich I. der alte in slawischer Zeit übliche Brauch der Grenzumschreitung stattgefunden hat. Denn in jener frühen Zeit gab es in Schlesien überhaupt noch keine deutsche Besiedlung und deutsches Sonderrecht, und soweit unsere Kenntnis reicht, waren die Dörfer der Augustinerchorherren, die innerhalb des circuitus montis lagen, ausschliesslich von slawischen Hörigen (decimi) besetzt.

Bei unserer Untersuchung sind noch zwei Steinaltertümer, die das Kreuz als Grenzzeichen tragen, bisher unberücksichtigt geblieben: der „Mönch", eine Granitsäule am südöstlichen Fusse des Lerchenberges bei Kiefendorf, und der „geharnischte Kopf", welcher bei der Annenkapelle in Zobten sich befindet.

Der „Mönch" scheint nach den über seinen Standort vorliegenden Angaben sich ebenfalls an der Grenze des Territoriums der Augustinerchorherren befunden zu haben. Kiefendorf gehörte den Mansionarien der Domkirche, das angrenzende Marxdorf aber den Augustinerchorherren, wenigstens ein Teil, Garnczarszky, alias Teppirdorf.

Der „geharnischte Kopf" aber an der Zobtener Annenkapelle wird schon deshalb nicht an seinem ursprünglichen Standorte sich befinden, weil die Annenkapelle selbst erst dem Ende des 15. Jahrhunderts angehört. Auch dieser Grenzstein wird früher eine andere Stelle gehabt haben, vielleicht bezeichnete er einst die Grenze des Klostergebietes gegen das benachbarte Rogau.

Endlich mag hervorgehoben werden, dass auch anderwärts auf dem Territorium der Augustinerchorherren sich offenbare Grenzsteine erhalten haben, die von ihrem ursprünglichen Standorte entfernt worden sind, so ein Granitcylinder, mit einem Kreuze, der in einem Gorkauer Hofgebäude eingemauert war, ein Granitblock mit dem eingemeisselten A in den Fundamenten des Burgturmes zu Gorkau und ein jüngeres mit Wappen geziertes Grenzzeichen, auf dem die Jahreszahl 1567 steht, im Garten des katholischen Pfarrhauses zu Zobten.

Es war übrigens auch sonst bei den geistlichen Territorien Brauch, das Gebiet durch mächtige Grenzsteine zu bezeichnen. Es soll hier an die Bischofsteine erinnert werden, die an der Falkenau-Friedewalder Grenze, ferner zwischen Lindenau und Neualtmannsdorf, zwischen Lindenau und Nossen, zwischen Lindenau und Koschpendorf und endlich zwischen Seiffersdorf und Polnisch-Tschammendorf sich befinden. Sie sind offenbar jüngeren Datums, tragen die Inschrift TMI SCI IOhIS, einen Bischofsstab und das Grenzkreuz.

Die Thatsache, dass die genannten Steingebilde ausnahmslos das Grenzzeichen des Kreuzes an sich tragen, und der überwiegenden Mehrzahl nach heute noch auf der uralten Grenzlinie des grossen Klostergebietes sich befinden, macht es unseres Erachtens völlig klar, dass die Steingebilde Grenzsteine sind, wie man sie denn auch offenbar in älterer Zeit als solche angesehen hat.

Damit ist aber die ungewöhnliche, wenn nicht gar wunderliche Form dieser Grenzsteine noch nicht erklärt.

Es ist allerdings begreiflich, dass man in dem Waldgebirge — vor allem auf dem Zobtenberge selbst und schliesslich auch an dem früher mit Wald bestandenen Lerchenberge von Kiefendorf — dauerhafte, gegen Sturm und Wetter geschützte, leicht kenntliche Grenzzeichen den Malbäumen und Erdhaufen vorzog und Felsstücke von Granit, der auf der dem Kloster gehörigen Seite des Zobten zu Tage tritt, mit Vorliebe zu Grenzmalen wählte. Diesen Grenzsteinen jedoch solch ungewöhnliche Gestalten künstlich zu geben, wäre doch ein barocker Gedanke gewesen. Anders liegt aber die Sache, wenn die zu Grenzsteinen gewählten Granitblöcke schon an sich Naturspiele waren und der Meissel nur wenig nachzuhelfen hatte, um die Gestalten und Formen zu vollenden, welche wir heute vor uns sehen. Die Steingebilde sind in der Hauptsache, namentlich gegenüber den aus demselben Material gefertigten Löwen, doch so kunstlos, dass man sie, vielleicht sogar mit Einschluss der sog. Jungfrau in der That als solche Naturspiele ansehen könnte, bei denen die menschliche Hand der Natur nicht allzuviel hat nachhelfen müssen.

Ist diese Vermutung aber richtig, dann fällt auch der letzte Einwand fort, den man gegen unsere Annahme, die Steingebilde seien Grenzsteine und von vornherein zu diesem Zwecke zubereitet worden, noch mit einem gewissen Schein von Recht zu erheben vermöchte. In der oft schon benutzten Abhandlung heisst es nämlich: „Die Kreuze sind aber gewiss später als die Anfertigung der Steingebilde selbst: das sieht man aus dem Unterschiede der Vertiefungen der Kreuze und der Falten sowohl im Kleide der „Jungfrau“ als auch im Gewande des sog. geharnischten Kopfes: in den Falten sind nämlich die Wirkungen der Verwitterung bei weitem mehr zu erkennen, als in den Kreuzen.“ Dieser Befund scheint für unsere Annahme zu sprechen. Denn sind die Steingebilde wirklich Naturspiele, dann wird die Verwitterung natürlich sich in jenen Falten und Linien am meisten zeigen müssen, die die Steine zu jenen eigenartigen Naturspielen machten, und denen die menschliche Hand nur mit wenigen Meisselhieben die Vollendung geben musste, während die Grenzkreuze in den festeren Teilen des Gesteines eingearbeitet wurden.

Unser Erklärungsversuch ist einfach und nüchtern in seiner Begründung wie in seinem Ergebnis; vielleicht erwirbt er sich gerade dadurch Zustimmung.

Glatz, im März 1900

Wilhelm Schulte

GESCHICHTE DER MÜNZSAMMLUNG DES MUSEUMS

Es ist eine im Geist und im Gemüt des Menschen gleichmässig begründete Erscheinung, dass er nach Vollendung eines bedeutsamen Werkes sich gern noch einmal das Werden dieses Werkes vergegenwärtigt. So mag denn eine Geschichte des aus Jahrhunderte zurückliegenden Anfängen erwachsenen, jetzt endlich nach viel Mühe und Arbeit zu einem gewissen Abschluss seiner Entwicklung gelangten Münzkabinets der Stadt Breslau auf allgemeine Anteilnahme rechnen dürfen.

Gleich der Breslauer Stadtbibliothek verdankt auch unser Münzkabinet seine ältesten und auf dem in Betracht kommenden Gebiet wertvollsten Bestände dem Sammeleifer Thomas von Rhedigers († 1576), der seiner Vaterstadt neben seiner Bücherei auch eine ansehnliche Sammlung antiker Münzen, gegen 100 in Gold und je etwa 1200 in Silber und Erz, hinterliess.[1]) Diese Sammlung wurde in der Elisabetbibliothek verwahrt, der später noch der durch seine Medaillen bekannte Ratspräses Johann Sigismund von Haunold († 1711) und der Rektor Johann Kaspar Arletius († 1784) ihre Sammlungen letztwillig zuwendeten. Haunold scheint die Münzen mehr als Kuriositäten und ohne tiefere Kenntnis gesammelt zu haben, während Arletius sich bereits dem Begriffe des modernen Spezialsammlers nähert, der vor allem Vollständigkeit auf seinem Gebiet erstrebt. Schon sein Vater Kaspar Arletius, Rektor zu Maria Magdalena, hatte 1701 mit der Sammlung von Münzen der Herzöge von Öls begonnen, er selbst fasste 1761 den Plan der Anlage eines vollständigen schlesischen Münzkabinets und hat ihn auch gleich mit Eifer und schönem Erfolge ins Werk gesetzt: seine Sammlung war nicht nur nach der Stückzahl — etwa 1500 Münzen — sondern auch an Seltenheiten und Kostbarkeiten sehr reich. Arletius fügte diesem Vermächtnis noch ein Legat von 600 Thalern hinzu, dessen Zinsen zu Ankäufen von Münzen verwendet werden sollten und heute noch dazu dienen.

Eine zweite Gruppe stellen die der Kirche zu St. Maria Magdalena gehörigen und in ihrer Bibliothek aufgestellt gewesenen Sammlungen dar. Den Grundstock bildete die Sammlung des Breslauer Handelsmannes Gottfried Richter, die der Bibliothek 1649 vermacht wurde, deren Umfang und Zusammensetzung sich aber nicht mehr hat feststellen lassen.

---

[1]) Einen Aufsatz über die Geschichte der Münzsammlungen der Stadtbibliothek habe ich im 39. Bericht des Vereins f. Gesch. u. A. Schlesiens (Bd. 3 S. 297 ff.) veröffentlicht: er enthält aber verschiedene Irrtümer, da damals die Herkunft einzelner Sammlungen unbekannt oder verdunkelt und nicht zu ermitteln war. Erst nachträglich hat Herr Professor Markgraf die richtigen Nachrichten gefunden und darüber unter dem 30. August 1879 an den Magistrat berichtet: auf diesem Bericht (in den Akten des Magistrats 41. 3. 3. Bd. 2) beruht im wesentlichen die folgende Darstellung.



Dazu trat dann 1715 die Schenkung des Kaufmanns Johann Kretschmer, der sich seines Besitzes noch bei Lebzeiten entäusserte. Seine Sammlung bestand aus 400 Thalern aller Länder Europas und 90 Zinnmedaillen, dazu fügte er ein Kapital von 250 Thalern, dessen Zinsen den Bibliothekar für seine besondere Mühwaltung bei den Münzen entschädigen sollten. Wichtiger als diese Sammlungen aber ist die Stiftung des Obersyndikus Johann Gottfried Mentzel von 1772, aus ungefähr 1450 Münzen (darunter 163 goldene), insbesondere von Ungarn und Sachsen, aber auch vielen und wertvollen Schlesiern, bestehend; auch Mentzel fügte ein Vermächtnis von 100 Thalern zur Vermehrung namentlich des „schlesischen und breslauischen Faches" bei.

Bei beiden Bibliotheken fand natürlich eine stete Zunahme des Bestandes auch durch gelegentliche kleinere Zuwendungen statt, bei der zu St. Bernhardin bestand der ganze Vorrat aus solchen Gelegenheitserwerbungen von geringerem Umfang, ohne dass dorthin eine grössere Schenkung entfallen wäre. Diese Sammlung ist daher in sehr bescheidenen Grenzen geblieben.

Neben den Sammlungen der Kirchen und ihrer Bibliotheken bestand noch ein eigenes „rathäusliches Münzkabinet". Der Pastor zu St. Maria Magdalena, Gottfried Hanke, ein Sohn des berühmten Rektors Martin Hanke, hatte teils durch Erbschaft von seinem Vater, teils durch Kauf eine sehr ansehnliche Sammlung zusammengebracht. Nach seinem 1727 erfolgten Tode kaufte der Rat daraus für 481 Thaler 8 Sgr. 9 Denar die „auctoritate publica geschlagenen" Breslauer Stadtmünzen, denen übrigens auch eine Anzahl anderweiter Münzen und Medaillen hinzugefügt war. Bei der Aufnahme 1876 waren es im Ganzen etwa 240 Stücke, darunter 107 goldene: ein höchst wertvoller und wichtiger Besitz.

Allmählich ergab sich nun auch die Unmöglichkeit, die übrigen Münzsammlungen in den Bibliotheken zu belassen, da sie dort mangels steter geeigneter Aufsicht und Pflege in Unordnung kamen, kein Bibliothekar mehr für die Vollzähligkeit einstehen mochte und gelegentlich Diebstähle und andere Schädigungen vorkamen. Hatte doch 1757 während der Belagerung Breslaus eine Bombe in die magdalenäische Bibliothek eingeschlagen und einen Münzschranken, an dem gerade Arletius und Samuel Benjamin Klose, der berühmte Geschichtsschreiber Schlesiens, standen, beschädigt; 1806 hatte man diese Schätze in einem Versteck geborgen, das nur zwei Personen kannten. Daher beantragte und bewirkte der Rektor Schönborn 1838 ihre Überführung ins Rathaus. 1848 geschah dasselbe mit den Münzen der Rhedigerana: hier wurden die Schränke versiegelt und ab und zu einer Revision unterzogen, die natürlich nur immer wieder Verluste ergab. Infolge des Münzgesetzes vom 4. Mai 1857 und der damit verknüpften Einziehung älterer Münzsorten erachtete es der Magistrat „von ebenso grossem numismatischem und historischem Interesse", sein Münzkabinet mit je einem Exemplar der verschiedenen von den preussischen Königen geprägten Gold- und Silbermünzen zu versehen, „um die Gepräge und Werte der Münzen zu erhalten". Die Stadtverordneten bewilligten für diesen Zweck am 21. Oktober 1858 zunächst 150 Thaler, dann am 26. März 1863 noch einmal 200 Thaler; zur Aufbewahrung

der so gewonnenen Stücke wurde 1860 ein sehr gediegen gearbeiteter und noch heut gute Dienste thuender Schrank von dem Tischlermeister Hoffmann angefertigt.

Als dann durch Vereinigung der verschiedenen Bibliotheken die Stadtbibliothek begründet wurde, siedelten auch die Münzen in das Stadthaus über: am 24. September 1866 empfing der damalige Bibliothekar Professor Dr. Pfeiffer die im Ratsarchiv befindlich gewesenen 9 Münzschränke und 10 Päckchen, dazu später noch die Sammlung der Bernhardina. Eine Revision hatte bei der Übergabe nicht stattgefunden, sie erwies sich auch später als unthunlich, da, wie Pfeiffer am 17. Oktober 1867 berichtete, die Sammlungen „in grenzenloser Verwirrung" waren, was sich nach dem vorher Gesagten und den vielen, unsachgemäss vorgenommenen Hin- und Herschaffungen nicht anders erwarten liess. Eine Neuaufnahme der gesamten Vorräte war unvermeidlich, doch ist Pfeiffer infolge seiner starken Inanspruchnahme durch die anderweiten Arbeiten des Bibliothekars nicht dazu gekommen. Er hat nur einige wenige Schubladen des Arletiusschen Kabinets verzeichnet, ebenso die von ihm besorgten neuen Erwerbungen, für die 1867 auch ein „Accessionsjournal" angelegt wurde.

Mit dem Jahre 1876 beginnt sozusagen die „neuzeitliche Geschichte" unserer Sammlungen, die nun endlich aus ihrem Dornröschenschlafe erwachen sollten. Herr Dr. Markgraf, der Nachfolger Pfeiffers, kannte in seinem ehemaligen Schüler, dem Studenten der Rechte F. Friedensburg, einen für Geschichte und Münzkunde gleichermassen begeisterten und dazu arbeitswilligen Mann und erwies ihm das Vertrauen, ihm die Aufnahme des grossen Münzvorrats der Bibliothek zu übertragen. Ich hatte damals schon lange auf den verschiedenen Gebieten der Numismatik gesammelt, war aber doch immer noch ein Anfänger und einem so grossen Werk noch kaum gewachsen. Indessen mehrten sich meine Kenntnisse bei der Arbeit selbst und bald hatte ich meinen Auftrag erledigt: im Oktober 1877 war zum ersten Male eine Übersicht über dieses herrliche, grösstenteils uneigennütziger Liebe zur Wissenschaft und zur Vaterstadt zu dankende Besitztum möglich. Selbstverständlich erwachte sofort der Wunsch, diese 13 verschiedenen Sammlungen und Sammlungsteile mit einander zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen und zu verschmelzen, ein Wunsch, den Rücksichten auf die Verwaltung, insbesondere die Überwachung, Erhaltung und Nutzbarmachung, zu einem Gebot der Pflicht erhoben. Es würde zu weit führen, hier Schritt für Schritt den Weg, auf dem dieses Ziel erreicht wurde, zu verfolgen, nur die wichtigsten Ereignisse seien hervorgehoben. Wer sich für das weitere interessiert, dem werden die oben angezogenen Akten mit ihren zahllosen Berichten, Eingaben, Denkschriften nebst den verschiedenen Verzeichnissen lehren, welche Arbeit zu bewältigen war. Mussten doch den wichtigsten Massregeln nicht nur Magistrat und Stadtverordnete, sondern auch die Vertretungen der beiden Kirchen zu Maria Magdalena und Bernhardin, sowie die kirchlichen und staatlichen Aufsichtsbehörden ihre Genehmigung geben. In jenen Jahren habe ich einen grossen Teil meines Lebens in den Räumen und im Dienste der Stadtbibliothek zugebracht und auch, als ich von Breslau fortkam, bis zum heutigen Tage nicht nur meine Urlaubszeiten diesem Werke

gewidmet, sondern auch von auswärts her das fortgeführt, was ich im Sommer 1876 begonnen hatte. Darf ich den Ruhm beanspruchen, die treibende Kraft gewesen zu sein und die eigentliche technische Arbeit geleistet zu haben, so gebührt doch Herrn Professor Markgraf das Verdienst, diese meine Thätigkeit in zweckentsprechender Weise geleitet und mit den von der Verwaltung der Bibliothek zu stellenden Anforderungen in Einklang gebracht zu haben, so dass sich alle Schwierigkeiten, die sich unseren Bestrebungen entgegenstellten, durchweg glatt erledigten. Die städtischen Behörden aber haben von Anfang an für dieses Unternehmen das vollste Verständnis und das liebenswürdigste Entgegenkommen bewiesen und auch ihrerseits die Nutzbarmachung des schönen Erbes der Vorzeit nach Kräften unterstützt und gefördert.

Zunächst wurde die Errichtung eines schlesischen Münzkabinets in Angriff genommen, da sich für ein solches ein überaus reicher Stoff in den Sammlungen von Arletius, Mentzel und Hancke bot. Am 31. Oktober 1880 war es fertig und trat als erste öffentliche Sammlung dieser Art mit 2866 Stücken, darunter 323 goldenen und 2302 silbernen, ins Leben; ein neuer von dem Zimmermeister Kuvecke gelieferter Schrank nahm es auf. Am 5. Dezember fand eine Besichtigung durch das Kuratorium der Stadtbibliothek und die Stadtverordneten statt, ein Artikel in der Schlesischen Zeitung und ein Aufsatz in v. Sallets Zeitschrift für Numismatik (Bd. 9 S. 75) machten die Landsleute und die wissenschaftliche Welt auf die neueröffnete Fundgrube aufmerksam. Schon im nächsten Jahre wurden die antiken Münzen einheitlich und nach dem jetzt geltenden wissenschaftlichen System neu aufgenommen, wobei wir uns namentlich in Bezug auf die Echtheitsbeurteilung der Unterstützung des Königlichen Münzkabinets in Berlin zu erfreuen hatten. Diese Sammlung umfasste an

Griechen . . .	12	goldene,	105	silberne,	102	kupferne,	insgesamt	219 Stück
Römern	92	„	1317	„	915	„	„	2324 „
zusammen	104	goldene,	1422	silberne,	1017	kupferne,	insgesamt	2543 Stück.

Dazu noch eine Anzahl kunstgeschichtlich interessanter oder sonst lehrreicher Fälschungen. Ein Vorrat[1]), der zwar auf Vollständigkeit auch nicht entfernt Anspruch machen kann, aber doch nicht nur in Gelde, sondern auch für alle Aufgaben der Münzkunde höchst wertvoll genannt werden darf und seither um einige wenige, gelegentlich erworbene Stücke vermehrt worden ist. Aus dem Rest galt es natürlich eine Auswahl zu treffen, da nicht daran gedacht werden konnte, diese „disjecta membra“ zu einer universalen Münzsammlung zu vereinen, weil eine solche gar zu viele und zu grosse Lücken aufgewiesen hätte, für deren Ausfüllung unsere Mittel niemals auch nur entfernt reichen würden. So haben wir in der Absicht, möglichst viel Vorhandenes zu erhalten, und andererseits den wissenschaftlichen Zweck des Münzsammelns beachtend, auf Grund einer von mir unter dem 15. Mai 1885 eingereichten Denkschrift, noch zwei weitere Abteilungen eingerichtet:

1) Ein Aufsatz darüber in v. Sallets Zeitschr. Bd. 13 S. 120.

eine Sammlung aller Münzen von Böhmen, Polen, Ungarn und Brandenburg-Preussen, also der Länder, mit denen Schlesien in engeren geschichtlichen, staatlichen und numismatischen Beziehungen gestanden hat, und eine Sammlung von Goldmünzen, Thalern und Medaillen aller übrigen europäischen Länder. Diese Abteilung enthielt bei ihrer Eröffnung, am 1. April 1886 im ganzen 135 goldene, 1581 silberne, 220 kupferne u. s. w., zusammen 1936 Stücke[1]) und wurde nebst den antiken in einem von der Firma Gebrüder Bauer gelieferten Schranken aufbewahrt. Auch diese Abteilung ist bisher nur gelegentlich vermehrt worden, hat aber in der ihr von dem Amtsgerichtsrat Molinari in Berlin († 1. März 1897) vermachten Sammlung neuerer deutschen Münzen und Medaillen eine wertvolle Ergänzung erfahren.

Nach dem oben Gesagten versteht es sich von selbst, dass eine planmässige Vermehrung nur bei dem Schlesischen Münzkabinet erfolgen konnte. Für sie haben wir denn auch alle unsere Mittel und Verbindungen eingesetzt: die Zinsen aus den Legaten, die Einnahmen aus dem Verkauf der als doppelt vorhanden oder sonst entbehrlich ausgesonderten Stücke und der etwa noch verwendbaren Schränke; mit dem Königlichen Münzkabinet, dem Freiherrn von Saurma und verschiedenen Händlern wurden Tauschgeschäfte abgeschlossen, wohlwollende Gönner bei einzelnen, wichtigen Erwerbungen zu einer Beisteuer veranlasst und dergleichen mehr. Endlich bewilligten uns 1889 die städtischen Behörden noch einen jährlichen Zuschuss von 300 Mark. Alles in allem freilich im Verhältnis zu den Preisen des heutigen Münzhandels herzlich wenig, aber wir haben es trotzdem durch allerlei Künste zu Wege gebracht, dass wir unser anvertrautes Gut nicht nur um eine Reihe von Seltenheiten, sondern auch in Bezug auf die Stückzahl überhaupt ansehnlich vermehrt haben. Unsere Listen schliessen am 1. April 1898 mit 414 goldenen, 3366 silbernen, 569 kupfernen u. s. w. Stücken, zusammen 4359 Schlesiern.[2])

Das im Jahre 1858 gegründete Museum schlesischer Altertümer verlegte sich von Anfang an natürlich auch auf die Sammlung schlesischer Münzen; ihm flossen ausser zahlreichen meist geringwertigen Geschenken namentlich die Münzen zu, die aus den 1812 säkularisierten Klöstern in den Besitz des Staates übergegangen waren. Bei dem Anthropologen-Kongress im August 1884 war diese Sammlung zum ersten Male öffentlich ausgestellt, Herr Bankinspektor Bahrfeldt hatte sie geordnet und verzeichnet.[3])

---

[1]) Der Anteil der Kirchen an dem städtischen Besitz stellt sich wie folgt:

	Schlesien	Antike	Sonst	Zusammen
Magdalena	76	725	457	1258
Bernhardin	63	85	97	245

[2]) Aus den Erwerbungen dieser Zeit seien kurz erwähnt die Sammlungen des Syndikus Pfitzner und des Landgerichtsdirektors von Zieten in Schweidnitz (1885 und 1887), der Paritiusschen Erben in Breslau (1889), die erste Auswahl aus der Kunzeschen Sammlung, die später in Berlin versteigert wurde, der Nachlass des Stadtrats Hickert und des Pastors Letzner, ferner der Inhalt der Knöpfe des Rats- und des Magdalenenturms (1887, 1888).

[3]) Vergl. hierzu einen Aufsatz in der Schlesischen Zeitung vom 3. August 1884 und den Bericht über den Vortrag des Herrn Bahrfeldt vom 3. November in derselben Zeitung vom 8. November.

Diese etwa 4200 Stück bildeten kein recht zusammenhängendes Ganze, immerhin enthielten die schlesischen Reihen manches gute, anderwärts nicht vertretene Stück. Im Juni 1886 erfolgte dann die Erwerbung der Sammlung des Freiherrn Hugo von Saurma, der seit Anfang der 1860er Jahre eine sehr bedeutende Sammlung schlesischer Münzen angelegt hatte. Er hatte u. a. die ansehnlichen Folgen von Mittelaltermünzen des Kanzleirats Vossberg erworben und für die neueren Gepräge in dem Münzhändler Fieweger einen eifrigen Helfer gewonnen, dagegen scheint er, was an sich nahe läge zu vermuten, aus der 1865 versteigerten Sammlung des Fürsten Pless leider keines der wichtigeren Stücke für die Provinz gerettet zu haben. v. Saurma überliess seine Sammlung von 6432 Stücken, darunter allerdings zahlreichen Nichtschlesiern, dem Museum für den sehr mässigen Preis von 30000 Mark und gestattete die Abzahlung in unverzinsten Teilbeträgen, wodurch diese Erwerbung dem Museum überhaupt erst ermöglicht wurde. Herr Bahrfeldt, dem neben Freiherrn von Saurma selbst das Hauptverdienst bei der Erwerbung der Sammlung zuzuschreiben ist, bewirkte auch die Verschmelzung mit den alten Beständen.[1]) Im Jahre 1892 fiel dem Museum durch letztwillige Verfügung die aus 400 Nummern bestehende Thalersammlung des Rentiers C. Demuth in Landeck zu. Eine Versteigerung der entbehrlich gewordenen Stücke erfolgte im Jahre 1893[2]) und ergab einen Reinertrag von 6234 Mark. Mit Hilfe dieser Mittel und der seit 1895 beträchtlich gewachsenen Einnahmen des Museums wurde eifrig an der Vervollständigung der Sammlung gearbeitet. Von 1893 bis 1898, der Zeit, in welcher Herr Dr. Seger das Kustodiat verwaltete, kamen mehr als 600 neue Nummern zu der schlesischen Sammlung hinzu, darunter einige ausserordentliche Seltenheiten.

Schon lange vorher hatten Herr v. Saurma und ich erwogen, ob es nicht möglich sei, seine Sammlung mit der städtischen zu vereinen, weil dann eine unvergleichliche Folge schlesischer Münzen und Medaillen herauskommen musste, deren Herstellung uns beide gleichmässig lockte: seine Sammlung war die vollständigere, die unsere reicher an nur einmal vorhandenen Stücken, beide ergänzten sich offensichtlich weit mehr, als man das bei einem immerhin ziemlich engen Sammelfelde erwarten sollte. Nun war wenigstens Saurmas Besitz vor der Zerstreuung gerettet, und die Museumsverwaltung ging bereitwillig auf mein Bestreben ein, trotz der räumlichen Trennung beider Sammlungen eine gewisse Gemeinschaft unter ihnen herzustellen. Wir vermieden insbesondere jeden Wettbewerb auf dem Münzmarkt, im Gegenteil verteilten wir die zum Angebot gelangenden Münzen unter einander je nach den vorhandenen Mitteln und unterliessen die Erwerbung von in der anderen Sammlung vertretenen Stücken. Endlich schlug dann auch die Stunde der völligen Vereinigung. Zwei Umstände führten sie herbei: einmal die durch die hochherzige Zuwendung des Herrn Stadtältesten von Korn geschaffene Möglichkeit der Errichtung

---

1) Vergl. hierzu die Aufsätze in der Schlesischen Zeitung vom 1. Juni 1887 und in der Breslauer Zeitung vom 20. Juli 1886, auch Bd. 7 S. 97 der Museumszeitschrift.

2) Verzeichnis der verkäuflichen Münzen und Medaillen des Museums Schlesischer Altertümer. 128. Auktions-Katalog von Adolph Weyl, Breslau 1893.

eines städtischen Museums und dann die mit der Herausgabe der neueren Münzgeschichte Schlesiens im engsten begrifflichen Zusammenhange stehende Neuverzeichnung aller bekannten schlesischen Münzen und Medaillen. Ersteres Ereignis bewirkte, dass die Stadt Breslau in den Besitz der beiden Münzsammlungen gelangte, die getrennt aufzustellen und aufzubewahren womöglich noch weniger Sinn hatte als früher die Erhaltung der 13 kleinen Sammlungen. Die erwähnte litterarische Arbeit, die der Kustos des Museums und ich unter uns verteilt hatten, wäre aufs äusserste erschwert worden, hätte uns nicht eine einheitliche Sammlung zu Gebote gestanden. So gestatteten denn auf Grund entsprechender Berichte und Denkschriften die städtischen Behörden zunächst Anfang 1897 die Überführung der städtischen Münzen in das Museum schlesischer Altertümer, dann nach dem Zustandekommen des endgiltigen Vertrages zwischen der Stadt und dem Museumsverein die Verschmelzung beider Sammlungen, die von Herrn Dr. Seger unter meiner und Herrn Kaufmann Striebolls Mitwirkung vollzogen wurde.

Es war dies eine herrliche, aber oft recht mühsame Arbeit. Selbstverständlich verfuhren wir dabei so, dass von den zur Auswahl stehenden gleichartigen Münzen immer die besterhaltenen eingelegt und der Begriff der Dublette möglichst streng gefasst wurde: nur solche Stücke, die wirklich einem anderen ganz genau entsprachen, wurden als doppelt ausgeschieden, bei den kleinsten Münzen öfters auch zwei Exemplare ohne genauere Feststellung ihrer Unterschiede aufbewahrt, was sich ja ohne weiteres rechtfertigt. Dabei bewahrheitete sich unsere Vermutung, dass beide Sammlungen sich in geradezu wunderbarer Weise ergänzten, aufs schönste. Verhältnismässig unbedeutend war die Zahl der Dubletten; sie wurden im Juni 1899 durch L. & L. Hamburger in Frankfurt a. Main versteigert, wodurch namentlich die Mittel zur Abstossung des Restes der Schuld an v. Saurmas Erben gewonnen wurden.

So war denn eine mehr als dreihundertjährige Entwicklung zum Abschluss gekommen: die Stadt Breslau besitzt ein Münzkabinet von über 14000 Stücken, das, in allen seinen Teilen ansehnlich und lehrreich, in der schlesischen Abteilung eine Spezialsammlung enthält, wie sie für kein anderes Gebiet dieses Umfanges irgend wie ähnlich besteht. Unser Verzeichnis der neuen schlesischen Gepräge führt nicht weniger als 100 Münzfürsten auf, dazu — einschliesslich zweier ständischen Prägungen — 16 Oberlehnsherren und 12 Städte, im ganzen also 128 Prägeherren, die mit etwa 3600 Nummern vertreten sind. Dazu kommen noch 28 private Marken und über 1400 Medaillen, alles zusammen also mehr als 5000 Nummern, zu denen aus dem Mittelalter etwa 900 Nummern treten. So gross also ist der Vorrat der bekannten und sicher nachweisbaren schlesischen Münzdenkmäler. Von ihnen fehlen uns jetzt aus dem Mittelalter kaum 200 Nummern, davon die Hälfte grosse Brakteaten, aus neuer Zeit von den Münzen etwa 770, von den Medaillen etwa 200 Nummern. Dafür sind aber sehr viele, unter den Münzen die meisten Nummern mit mehr als einem, manche mit sehr vielen Exemplaren vertreten: es wird daher nicht wunder nehmen, wenn wir den Bestand der ganzen (schlesischen) Sammlung auf reichlich 10000 Stück beziffern. Dazu kommt dann noch als ein für die wissenschaftliche Verwertung unserer

Münzen höchst wichtiges Hilfsmittel: die Sammlung von Abgüssen der uns fehlenden Stücke, soweit solche irgend erreichbar waren, und eine grosse Anzahl von Münzstempeln, meist aus dem Besitz der Städte Breslau und Glogau, auch diese ein lehrreicher und wertvoller Besitz.

Es verdient nun auch noch an dieser Stelle betont zu werden, dass eine solche Sammlung wie die unsere, überhaupt nicht mehr zusammenzubringen ist: die Beobachtung des Münzmarktes während mehr als 20 Jahren hat bewiesen, dass manche Stücke, die wohl schon von Anfang an nur in ganz kleiner Zahl vorhanden waren, jetzt so gut wie völlig verschwunden sind, also, soweit sie den Dreissigjährigen und den Siebenjährigen Krieg und die Franzosenzeit überstanden haben, in Museen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, z. B. die Goldmedaillen der Breslauer Bischöfe und die älteren Privatmedaillen. Taucht aber noch einmal irgendwo ein wirklich gutes Stück auf, so ist seine Erwerbung wegen des Mitbewerbs von Leuten, die das Sammeln mehr als eine Art Protzensport, denn aus wissenschaftlichem Sinn treiben, wenn überhaupt, so nur unter schweren Opfern möglich. Aber nicht nur in solchen Seltenheiten haben wir unsern Ruhm, nicht minder stolz sind wir auf die Vollzähligkeit und den Reichtum der Reihen der gewöhnlichen Münzen, die nur durch das jahrelang an zwei verschiedenen Stellen systematisch betriebene Sammeln erreicht werden konnte. Als Beispiele dieses einzig dastehenden Reichtums seien hier nur die Münzen Kaiser Leopolds (über 760 Stück) und die von Johann Christian und Georg Rudolf von Liegnitz-Brieg (270 Stück) hervorgehoben. Verhältnismässig nicht sehr bedeutend ist vielleicht unser Bestand an jenen grossen Goldstücken zu 5 und 10 Dukaten, in denen sich die Prunkliebe alter Zeit so gern gefiel: die Männer, denen wir unsere Sammlungen verdanken, haben nicht mit Unrecht die Aufwendung für Stücke von so hohem Metallwert gescheut, wenn sie denselben Stempel in einem weniger kostspieligen Gepräge, also als Thaler oder Halbthaler, haben konnten; auch die Stadtbibliothek und das Museum haben bei der Beschränktheit ihrer Mittel die gleiche Rücksicht walten lassen müssen. —

Es wird für viele Leser, auch wenn sie sich mit der Münzkunde nicht besonders befassen, immerhin von Reiz sein, einen Rundgang durch unsere Sammlung zu machen, zu beobachten, wie sich ihre Bestandteile ergänzt haben, sich an ihrem Reichtum zu erfreuen und festzustellen, was noch fehlt.

Wir beginnen mit den Mittelaltermünzen. Die Sammlung v. Saurmas war auf diesem Gebiete, soweit die grossen Brakteaten und die Denare in Frage kommen, sehr reich; doch lagen diese Reihen seinem Interesse ferner, daher wurden sie auch bei weitem nicht so eifrig gepflegt, wie die übrigen. Die Sammlungen der Stadt waren in dieser Beziehung sogar dürftig, da man zu den Zeiten von Hancke, Mentzel und Arletius auf kleine Münzen weniger Wert legte, auch die mittelalterliche Münzkunde überhaupt noch im argen lag. Immerhin ist diese Abteilung, deren geschichtlicher Wert höher ist, als der der neueren Folgen, jetzt recht ansehnlich geworden, alle Reihen haben sich in erwünschter Weise ergänzt und einen durchweg höchst ansehnlichen Bestand ergeben. Die jetzt noch

bestehenden Lücken, die sich auf dem Gebiete der Goldmünzen, kleinen Brakteaten und Heller am empfindlichsten bemerkbar machen, wird einst die dem Museum letztwillig vermachte Sammlung des Verfassers dieses Berichts fast ganz ausfüllen. Unter den jetzt vorhandenen Stücken sind die wertvollsten ein Goldgulden der Anna, Witwe Wenzels I. von Liegnitz, und der sogenannte Turzothaler von 1508, ersterer aus der Sammlung Mentzels, letzterer anscheinend das Exemplar des Fürsten Pless, eine Erwerbung aus der Zeit um 1860, über die sich leider nichts näheres hat ermitteln lassen.

Die Reihe der neuzeitlichen Münzen beginnen die der Oberlehnsherren. Die verhältnismässig zahlreichen habsburgischen Münzen des 16. Jahrhunderts weisen auch viele Seltenheiten auf: Halbthaler von 1540 ohne Jahreszahl, Thaler 1564, Dukat 1567, halber Weissgroschen 1584 u. s. w. Von dem Pfalzgrafen Friedrich, dem unglücklichen Winterkönig, besitzen wir fast sämtliche schlesischen Gepräge aus den Münzstätten Öls und Troppau und von den Münzen, die die schlesischen Stände von 1621 bis 1623 gleichsam in Vertretung des obersten Landesherrn geschlagen haben, fehlt nur noch das goldne Fünfundzwanzigthalerstück. Überaus reich vertreten — mit mehr als 250 Stücken! — ist die interessante Kipperzeit, deren Münzzeichen noch nicht sämtlich gedeutet sind; hier ist namentlich die Mannigfaltigkeit in den Abarten der berüchtigten Vierundzwanziger und Gröschel sehr gross. Seltenheiten sind Thaler von 1624 und 25 aus den Münzstätten Breslau, Neisse und Oppeln, darunter ein Dickthaler, und von den kleinen Münzen die kupfrigen Erzeugnisse der Troppauer Falschmünzerwerkstätte Balthasar Zwirners. Nahezu vollständig sind die Reihen der folgenden Jahrzehnte bis zum Ausgange der Habsburger, von Leopold besitzt das Kabinet nicht weniger als 299 von 363 Nummern des Verzeichnisses mit etwa 770 Stücken, von Joseph 52 von 66 Nummern und 133 Stücke, von Karl VI. 84 von 102 Nummern und 161 Stücke. Hier giebt es weniger eigentliche Seltenheiten, immerhin verdienen die Doppelthaler Ferdinands III. und ein solcher von Leopold, ferner der „schlesische Thaler“ Ferdinands von 1650, die Brieger Münzen Leopolds von 1677 (Dukat, Fünfzehn- und Sechskreuzer) und der goldene Vierer von 1699 Erwähnung. In ausserordentlicher Fülle sind auch die Münzen der preussischen Zeit vorhanden: an 730 Stück, dabei mehr als 60 goldene. Unter ihnen ist als eine der grössten Kostbarkeiten der Sammlung die vollständige Reihe der Hoymmünzen („D. 20. AUG. 1781“) hervorzuheben. Es darf ohne Überhebung ausgesprochen werden, dass diese Reihen bei uns vollständiger sind, als in den landesherrlichen Sammlungen zu Wien und Berlin.

Die Liegnitz-Brieger Reihe ist nach der oberlehnsherrlichen die stärkste, die reichste unter den fürstlichen. Sie beginnt mit den seit 1541 geschlagenen Münzen Friedrichs II., Thalern und ihren Teilstücken und kleineren Sorten auf polnischen Fuss, auch zwei der sehr seltenen Dukaten können wir aufweisen. Nach Einstellung der Prägung durch den Kaiser setzt sich die Reihe in einigen schönen Medaillen fort, von denen wir nicht weniger als fünf, darunter 2 anmutige Arbeiten von Tobias Wolff, besitzen, alles, was von Georg II. bekannt geworden ist. Von Joachim Friedrich, der die Befugnis zur Ausübung des Münzrechts wieder erlangte, haben wir einen Dukaten und den noch viel selteneren Doppelthaler

auf seine silberne Hochzeit, von seiner Witwe Anna Maria drei von den seltenen grossen Sterbemünzen. Seiner Söhne Johann Christian und Georg Rudolf wurde oben als besonders münzreicher Herren schon gedacht: es ist doch in der That ein nicht leicht wiederzufindender Reichtum, wenn wir von ihnen aus dem einen Jahre 1610 allein 20 Goldmünzen aufzuweisen haben. Die Brüder haben zuerst gemeinsam, dann jeder für sich geprägt, ihre Reihen enthalten eine beträchtliche Menge von seltenen und interessanten Stücken, wie die Medaillen Georg Rudolfs, den Kreuzburger und den Liegnitzer Schauthaler von 1622, die Doppelthalerklippe von Wohlau, Groschen von Herrnstadt und zahlreiche andere Kippermünzen, die sich bei diesem Fürstentum besonders mannigfach erweisen. Die folgenden Münzherren Georg, Ludwig und Christian haben ebenfalls zuerst gemeinschaftlich, dann jeder für sich geprägt, auch ihre Reihe ist ausserordentlich reich (189 Stück, davon 38 Goldmünzen), aber wenigstens soweit die Gemeinschaftsprägung in Frage kommt, sehr einförmig. Abgesehen von den meist recht seltenen Medaillen, unter denen sich eine sehr schöne Arbeit von D. Voigt befindet, verdient als kulturgeschichtliche Merkwürdigkeit die stattliche Folge sogenannter Mühlzeichen hervorgehoben zu werden, die besonders gepflegt wurde und die sehr stattliche Zahl von 21 Stück erreicht hat. Fast ganz vollzählig vorhanden sind die Gepräge Georg Wilhelms, des letzten Piasten. Die ganze Liegnitz-Brieger Reihe umfasst im Verzeichnis 644 Nummern, von denen 521 mit 1313 Stücken, darunter 127 goldenen, vertreten sind.

Von den Fürstentümern, die aus dem zu Ende des Mittelalters zerschlagenen Herzogtum Glogau hervorgingen, kommen für die Neuzeit Krossen und Sagan in Betracht. Ersteres, seit 1481 brandenburgisch, hat zu den schlesischen Reihen erst jüngst zwei neue Münzherren beigesteuert: den Markgrafen Johann von Küstrin und den Kurfürsten Georg Wilhelm, von denen früher nicht bekannt war, dass und was sie in Krossen geprägt hatten. Trotzdem ist wenigstens die nur zum kleinsten Teil den alten Beständen entnommene Folge Georg Wilhelms schon recht stattlich, und ein glücklicher Zufall hat uns jüngst sogar auch einige bessere Sachen, namentlich den Vierundzwanziger, zugeführt. Fast ganz vollständig und sehr gut besetzt ist die Reihe des grossen Kurfürsten, auch sie enthält manch seltenes Stück. Sagan wird hauptsächlich durch die Reihe Albrechts von Wallenstein vertreten, von dessen sehr zahlreichen Münzen freilich recht wenige auf sein schlesisches Besitztum entfallen: zum Glück sind diese ganz besonders seltenen Stücke bis auf drei vorhanden, wunderlicher Weise fehlen dagegen die späteren Medaillen — von Becker in Wien — mit seinem Bildnis fast ganz. Von den folgenden Besitzern des Fürstentums haben wir u. a. die mit Sagan selbst allerdings nur in loser Beziehung stehende Medaille von Wenzel Eusebius von Lobkowitz und den Dukaten seines Sohnes Ferdinand u. a.

Die Mittelaltermünzen der Herzöge von Münsterberg-Öls schliessen mit den auf Grund des Privilegs von 1502 geprägten rheinischen Gulden, die bis 1526 reichen. Schon 1520 beginnt die neuzeitliche Reihe mit ungarischen Gulden, d. i. Dukaten. Diese bis 1570 reichende Folge — das glänzende Zeugnis für die Blüte des Reichensteiner Bergbaus —

ist ausserordentlich vollständig vorhanden (89 Stück), ausgezeichnet sind darin die grossen Goldstücke mit den Bildern Karls I. und seiner Söhne Joachim und Johannes. Überaus ansehnlich sind auch die Reihen des münzreichen Karl II. und seiner Söhne Heinrich Wenzel und Karl Friedrich, aber mehr durch die Zahl der vertretenen Werte und die Verschiedenheiten der einzelnen Stempel — so besitzen wir z. B. von 1619 nicht weniger als 34, von 1620 sogar 41 verschiedene Groschen — als in Bezug auf Mannigfaltigkeit der Prägung, selbst die Kipperzeit hat verhältnismässig wenige eigenartige Stücke aufgebracht. Von allen drei Fürsten giebt es auch Medaillen, die sich grösstenteils nur durch ihre Seltenheit, nicht durch ihre Schönheit auszeichnen, auch sie sind bis auf diejenigen Karl Friedrichs recht gut vertreten. Die Herzöge aus Podiebrats Hause wurden von solchen aus württembergischem Stamme abgelöst, die uns eine Reihe von Münzen und namentlich Medaillen, das Werk des trefflichen Johann Neidhardt, hinterlassen haben, wie sie wenige, selbst viel mächtigere Geschlechter aufweisen können. Dies war das Sammelfeld der beiden Arletius, ihre Freude „in pulvere scholastico", wie Johann Kaspar, der Sohn, selbst schreibt: ihnen verdanken wir es hauptsächlich, dass wir diese Reihe in einer von Berlin, Wien und wohl selbst Stuttgart unerreichten Fülle besitzen. Bei Eröffnung der städtischen Münzsammlung am 1. Oktober 1880 waren 184 dieser Gepräge zusammen, darunter 10 goldene und 170 silberne, bis zum Jahre 1898 vermehrte sich diese nun natürlich mit besonderer Sorgfalt gepflegte Reihe auf 247 Stück, darunter 12 goldene und 231 silberne. Da v. Saurmas Sammlung zufällig gerade in diesem Fach ebenfalls sehr reich war, so sind es jetzt 382 Stück (14 goldene, 382 silberne) geworden: eine unserer vollständigsten Reihen, an Mannigfaltigkeit der Gepräge, wie an Zahl der grossen Wertstücke vielleicht die stattlichste und interessanteste.

Einen kurze Zeit zur Selbständigkeit gelangten Splitter des Fürstentums Münsterberg, von welch letzterem 3 Münzen bekannt, 2 vorhanden sind, bildet die Herrschaft Reichenstein, in der die Herren Wilhelm und Peter Wok von Rosenberg ansehnliche Mengen Dukaten und einen Thaler geschlagen haben. Letzterer fehlt leider, die Dukaten sind grösstenteils vorhanden, von den goldenen Schaumünzen sind zwei Sorten da, zwei fehlen, von den überaus seltenen Medaillen besitzen wir zwei Stück, von denen das eine bisher unbekannt war, die übrigen kennt man nur aus Büchern.

Das Bischofsland, das Fürstentum Neisse, erfreut sich eines ausserordentlichen Münzreichtums. Seine Reihe beginnt mit der goldenen Ausbeute des Altvatergebirges, Dukaten und Schaustücken, die sämtlich bis zu Johann VI. einschliesslich mehr oder minder selten sind. Von diesen ältesten Bischöfen ist nur die Folge des Martin Gerstmann ziemlich vollständig: wir besitzen von ihm ausser 10 Goldmünzen auch seine beiden Medaillen, deren eine des berühmten Nürnbergers Valentin Maler einzige schlesische Arbeit ist. Die übrigen Herren sind für unsere Verhältnisse schwach vertreten: 31 Stück, dazu an Schaustücken ein Jakob und zwei Andreas. Mit Bischof Karl beginnen die Thaler und kleinen Münzen, in seiner Reihe sind die grossen Werte fast durchgängig Seltenheiten, sie sind reichlich, die kleinen vollzählig vorhanden; unter den Medaillen zeichnet sich ein

Alessandro Abbondio aus. Karl Ferdinands Reihe fällt mehr durch abenteuerliche Formen, als durch interessante Gepräge auf, sie ist wegen ihrer Einförmigkeit und Kostspieligkeit nicht besonders gepflegt worden, enthält aber immerhin 18 Stücke nur aus den Jahren 1631, 32, 39 und 42. So gut wie vollständig sind dann wieder die Reihen von Sebastian und Friedrich. Der münzreiche Franz Ludwig glänzt durch eine verhältnismässig grosse Anzahl von Goldstücken und Medaillen, und die letzten Bischöfe endlich lassen kaum noch etwas zu wünschen übrig.

In Bezug auf die Münzen der Grafschaft Glatz ergänzten sich die beiden verschmolzenen Sammlungen vielleicht am günstigsten, so dass nur ein Stück ausgesondert werden konnte. Nunmehr sind die Münzen Johanns von Bernstein fast, die Ernsts ganz vollständig, manche dieser meist sehr seltenen Stücke sogar in mehreren Abarten vorhanden. Durchgehends selten sind auch die Erzeugnisse der 1627 von König Ferdinand III. wiedereröffneten Glatzer Münze, namentlich die Thaler und Goldstücke; unsere Reihe umfasst nicht weniger als 77 Nummern mit 105 Stücken, sicher die stattlichste Folge, die von diesen, erst in neuester Zeit recht beachteten Münzen bisher zusammengebracht wurde.

Unter den oberschlesischen Fürstentümern steht Oppeln-Ratibor voran. Die Reihe beginnt mit Gabriel Bethlen, dem siebenbürgischen Fürsten, dessen sehr interessante, gegen früher nicht unwesentlich erweiterte Folge sich nicht nur durch einen geradezu ungeheuerlichen Reichtum von Vierundzwanzigern eines Jahrgangs und eines Gepräges (32 Stück), sondern auch durch mehrere seltene und interessante Stücke, insbesondere die Klippen zu 2 und zu $^1/_2$ Thaler, auszeichnet. Durchgehends sehr selten sind auch die Münzen der folgenden Herrscher, insbesondere die von Johann Buchheim in Breslau geschnittenen schönen Thaler und Goldmünzen des jetzt für die Jahre 1653 und 1654 als Oppelner Münzherr nachgewiesenen Karl Ferdinand, von dem jüngst auch ein sehr merkwürdiges Gröschel aufgetaucht und erworben worden ist.

Die Reihe von Teschen war bei Eröffnung der städtischen Münzsammlungen eine der schwächsten: sie enthielt nur 41 Stück, darunter zwar mehrere Thaler, aber die gerade bei diesem Fürstentum so sehr interessanten kleinen Münzen waren nur schwach vertreten. Bis zum 1. April 1898 hatte sich diese Zahl auf 146 Stück erhöht, also fast vervierfacht, ein Beweis nicht nur, wie man es sich hat angelegen sein lassen, hier nachzuhelfen, sondern auch, wie reich die Prägung in diesem Fürstentum war. Jetzt nach der Vereinigung prangt Teschen mit nicht weniger als 364 Stücken. Die Fülle der bemerkenswerten Gepräge ist so gross, dass hier nur im allgemeinen darauf hingewiesen werden kann, wie diese Münzen durchgängig Erzeugnisse einer Jahrzehnte lang fortgesetzten Raubmünzung sind, dazu bestimmt, durch Nachahmung fremder Gepräge die Welt zu täuschen. In der Reihe Adam Wenzels sind namentlich die Thaler- und die Halbthalerklippe von 1609 und der Thaler von 1611, letzterer aus dem alten Besitz des Museums und in v. Saurmas Verzeichnis noch nicht erwähnt, grosse Seltenheiten. Die interessanten Kippermünzen Friedrich Wilhelms aus den gleichzeitig betriebenen Münzen zu Skotschau

und Teschen sind vollzählig und in grosser Anzahl vorhanden (17 Nummern, 34 Stück). Von Elisabeth Lukretia besitzen wir zwei der unförmigen Stücke mit Wappen und Schrift, ihre Bildnismünzen fehlen uns leider gänzlich, unter den kleinen Münzen der kaiserlichen Regierung ragt als grosse Seltenheit der Groschen mit dem Bilde Ferdinands IV. hervor. Hier ist übrigens manches von v. Saurma aufgenommene Stück als nicht schlesisch ausgesondert worden, namentlich unter den Medaillen der letzten in der Numismatik vertretenen Teschner Fürsten, der Erzherzogin Maria Christina und ihres Gemahls Albert, sämtliche auf ihre Regierung in Belgien bezüglichen Stücke.

Zu den seltensten schlesischen Münzen gehören diejenigen Karls von Liechtenstein-Troppau, abgesehen von seinen Groschen. Auch hier ist unser Besitz ein verhältnismässig stattlicher: 5 Goldstücke und 4 ganze und halbe Thaler; die undatierte ovale Medaille ist wenigstens in einem alten Bleiabguss vorhanden, die breiten Schauthaler von 1623 dagegen fehlen leider. Die folgenden Fürsten sind mit fast sämtlichen bekannten Geprägen vertreten, unter denen die grosse Medaille Johann Adams, eine Perle der Arletiusschen Sammlung, wegen ihrer Schönheit und Seltenheit erwähnt zu werden verdient.

Mit den Münzen der Herzöge von Jägerndorf, von brandenburgischem Stamm steht es ähnlich wie mit den Teschenern: die Stadt Breslau besass bei Einrichtung ihrer Sammlung davon nur 22 Stück, die sich im Lauf der Zeit zwar auf 77 vermehrten, was aber doch nur eine dürftige Reihe war. Auch hier ergänzten sich beide Sammlungen trefflich, so dass nach Ausmerzung einer nicht unbeträchtlichen Anzahl fränkischer Gepräge einerseits, andererseits aber dank einigen glücklichen Erwerbungen der letzten Zeit an 230 Stücke vorhanden sind. Unsere Reihen beginnen erst mit Georg Friedrich, die kostbaren Nürnberger Medaillen seiner Eltern haben wir uns noch nicht zulegen können. Georg Friedrichs Münzen bestehen überwiegend in Thalern und Guldenthalern, selten sind durchweg seine Goldmünzen, und auch von Kleingeld giebt es nur wenige Sorten, unter ihnen die dreisten Nachahmungen kaiserlichen Geldes besonders bemerkenswert. Von Georg Friedrichs Nachfolger, dem Kurfürsten Joachim Friedrich, sind seine 3 bekannten Münzen vorhanden. In der Reihe Johann Georgs, des Generalfeldobersten und letzten Jägerndorfer Prägeherrn, befindet sich ausser einer stattlichen Anzahl der wertvollen grossen Gold- und Silbermünzen mit den bisher ungedeuteten Buchstaben FVC, die sich als des Markgrafen Devise Fides Virtus Constantia entpuppt haben, die herrliche Goldmedaille von 1609, wiederum ein Prachtstück der Arletiusschen Sammlung, und der erst jüngst aufgetauchte halbe schlesische Thaler zu 36 Kreuzern von 1621, eines der merkwürdigsten Erzeugnisse der Kipperzeit. Eine schmerzliche Lücke bildet das Fehlen der Vermählungsmedaille von 1616.

Die Reihe der Städte eröffnet Breslau. Es versteht sich von selbst, dass die Stadt ihre eigenen Münzen in besonders reicher Fülle besessen hat: es war sozusagen Ehrenpflicht, jedes irgend erreichbare Stück zu erwerben. Mit 76 goldenen, 127 silbernen und 30 kupfernen Stücken trat die städtische Sammlung ins Leben und schloss mit 88 goldenen, 133 silbernen und 40 kupfernen! Auch v. Saurma besass eine ansehnliche

Fülle Breslauischer Gepräge, und so sind denn jetzt 89 goldene, 107 silberne, 54 kupferne Stücke nur aus der neueren Zeit vereint, eine fast ganz lückenlose Reihe, wie sie wenige Städte werden aufweisen können. Darin eine Fülle interessanter Stücke: der rheinische Gulden von 1531, die Gelegenheitsprägungen von 1611, 1612, 1614, 1617, 1620, die merkwürdigen kupfernen und bleiernen Zeichen, der Probethaler von 1670, die interessanten Schulprämien in lückenloser Reihe. Die übrigen Städte steuern hauptsächlich sehr interessante Reihen der Kippermünzen von Glogau, Goldberg, Krossen, Liegnitz, Schweidnitz und Striegau bei. Unter ihnen befindet sich eine nicht geringe Anzahl von Seltenheiten, wie die Kreuzer von Glogau und Schweidnitz, die Groschen von Liegnitz, der Striegauer mit dem Monogramm des Stadtnamens u. a. m.

Soweit die Münzen. Unseren Vorrat an Medaillen haben wir in drei Gruppen geteilt, deren erste und wichtigste die der Medaillen auf Privatpersonen ist. Jedem Kenner ist die Seltenheit der meisten dieser Stücke bekannt. Durchmustert man die heutigen Sammlungen, so begegnet man immer wieder denselben Namen: Burg, Johann Sigismund Haunold, Neumann, Plencken u. s. w., allenfalls noch Jenkwitz und Promnitz. Auch auf diesem Gebiet hatte von Saurma Erfolge gehabt: es war ihm gelungen nicht nur die gewöhnlicheren Medaillen, insbesondere die neuzeitlichen, ziemlich vollständig zusammenzubringen, sondern auch ein paar ältere Stücke zu erhaschen, als deren bestes wohl der Bibran zu bezeichnen ist. Die — allerdings einzige — Medaille auf Kochticz ist leider ganz schlecht erhalten, ein paar andere erwiesen sich als Fälschungen. Nicht viel anders stand es um den städtischen Besitz, ein Beweis dafür, wie die meisten älteren Medaillen schon im vorigen Jahrhundert fast ganz verschwunden waren. Immerhin fanden sich hier Urstücke des Pucher, des Nikolaus Haunold und des Gottfried Woyssel, ein herrlicher Matthias Lausnitz u. a. Der städtische Besitz vermehrte sich zwar im Laufe der Jahre von 87 auf 207 Stück, doch bestanden diese neuen Erwerbungen meist aus den Erzeugnissen der letzten 100 Jahre, die in der städtischen Sammlung so gut wie gar nicht vertreten waren. In diese recht fühlbare Lücke vermochte der Verfasser helfend einzuspringen. Von Anbeginn seiner Thätigkeit gezwungen, für die Vermehrung der ihm anvertrauten städtischen Sammlung mit unbedeutenden Mitteln zu sorgen, hatte er sich gewöhnt, dort noch fehlende Stücke, wenn es an Geld gebrach, für sich selbst zu erwerben und sie bei gelegener Zeit der Stadt abzutreten. So entstand gleichsam von selbst eine kleine Sammlung meist höchst kostbarer Medaillen des 16. und 17. Jahrhunderts, die neben einigen wenigen fürstlichen — Bischof Martin, Peter Wok von Rosenberg, Georg II. von Brieg, Georg Friedrich von Jägerndorf — 13 ältere Medaillen auf Privatpersonen enthielt, u. a. die Peter Flötner zugeschriebene Medaille des Heinrich Ribisch und seiner Freunde, einen zweiten Ribisch, den Queschwitz von Paul Nitsch, den Alberti von Balthasar Lauch, einen Nikolaus Haunold von Alessandro Abbondio, alle diese auch vom künstlerischen Standpunkte aus ersten Ranges; dazu einige hauptsächlich des heimatlichen Interesses wegen wichtige Stücke wie die Vermählungsmedaille des Georg Fürst. Diese Medaillen konnten bei der Vereinigung der Sammlungen dem Museum abgetreten werden, da sich

aus den Dubletten die verauslagten Beträge erstatten liessen und der Besitzer sich über den Verlust dieser ihm lieb gewordenen Stücke mit dem Bewusstsein tröstete, dass sie doch nur an ihren „richtigen Ort" gekommen sind. So ist denn auch für die ältere Zeit ein Bestand geschaffen, mit dem wir uns sehen lassen können, freilich sind hier weitere Erwerbungen am erwünschtesten, um nicht zu sagen: am nötigsten.

Im Fache der in geradezu sinnverwirrender Fülle vorhandenen Geschichtsmedaillen dürfen wir uns eines höchst ansehnlichen Vorrats rühmen, wenn wir auch manche Stücke, die Kundmann und v. Saurma in diese Reihe aufgenommen hatten, als nicht schlesisch haben aussondern müssen. Dieses Fach zeichnet sich zunächst äusserlich durch mehrere grosse Goldstücke bis zu 20 und 30 Dukaten aus, Geschenkexemplare, die stets nur in geringer Zahl ausgeprägt, in noch geringerer aufgehoben worden sind. Unter den verhältnismässig wenigen Stücken aus der Zeit vor 1700 befinden sich einige Seltenheiten, z. B. die Riegersche Medaille von 1634, sowie eine Anzahl sehr schöner Arbeiten des talentvollen Medailleurs Buchheim. In dieser Abteilung befinden sich auch gemäss einer wohl unbedenklichen Auslegung des Begriffs der schlesischen Geschichtsmedaillen die zahllosen Schaustücke auf die Ereignisse der drei um Schlesien geführten Kriege in seltener Vollständigkeit. Auch die auf Schlesien bezüglichen Erzeugnisse der neueren und neuesten Medaillenfabrikation, denen die Grazien leider meist fremd geblieben, mussten wir aus kulturgeschichtlichen Gründen und der Vollständigkeit halber aufnehmen: nur wenige Stücke ragen aus dieser rudis indigestaque moles erfreulich hervor. Den Beschluss bilden allerlei Medaillen ohne persönliche oder geschichtliche Beziehung und von sehr verschiedenem künstlerischem Wert.

Damit ist unser Rundgang beendet. Wir scheiden von einander mit dem Wunsch, dass es der Münzsammlung, die ja einer der lehrreichsten und wertvollsten Bestandteile des Museums ist, auch in Zukunft nicht an arbeitswilligen Freunden und freigebigen Gönnern fehlen möge: noch bleibt genug Gelegenheit zur Bethätigung der Gesinnungen, die dieses Werk ins Leben gerufen haben.

Ferdinand Friedensburg




SCHLESISCHES KUNSTGEWERBE FRÜHERER ZEITEN IN AUSWÄRTIGEM BESITZ

Bautzen in Sachsen, Eigentum der Stadt

Nautilus mit Deckel, gestiftet 1665 von Senator Oswald Nitsche. Beschauzeichen W, Meisterzeichen MA (ligiert); Arbeit des Mathes Alischer, vergl. Schles. Vorz. Bd. VII, S. 141, Catalogus vom Jahre 1617.

Berlin, Kgl. Kunstgewerbe-Museum

Becher aus Silber, konischer Form, reich getrieben mit Muscheln und Akanthusornament. Höhe 0,155 m. Beschauzeichen: Johanneskopf. Meisterzeichen GI, Arbeit des Gottfried Ihme, 1. Hälfte des 18. Jahrh. (Siehe a. o. O. S. 142).

Becher aus Silber, gerader Form mit Deckel, reich getrieben mit grossen Blumen. Höhe 0,24 m. Beschauzeichen: Johanneskopf. Meisterzeichen $^{I}{}_{R}{}^{E}$ undeutlich; Arbeit des Joh. Ernst Römer, 2. Hälfte des 18. Jahrh. (Siehe a. o. O. S. 144, Catalogus von 1753).

Zinnkanne der Tuchmacherinnung von Schwiebus, mittlere Grösse, ruht auf drei, aus je einem Löwenpaar bestehenden Füssen. Auf dem abgekanteten Körper Christus, Madonna und Heilige in Gravierung. Die Figurenbekrönung des Deckels fehlt. Vom Jahre 1503.

Thonschüssel mit dem Wappen des Breslauer Bischofs Balthasar von Promnitz, Schlesisch, 16. Jahrh. (Abgeb. auf S. 124).

Porzellanteller, zwei Stück, ohne Fabrikmarke, aber wohl Wiener Ursprungs, bemalt von Bottengruber (AB [in Ligatur] f. Wrat. 1728). Auf dem einen Teller Weinrankenornament, das vergoldete Barockmotive umschlingt, in denen Putten und Tiere nach den Trauben greifen, in der Mitte Bacchus und Ariadne. Der zweite ähnlich, mit Epheuranken. Aus Sammlung Minutoli.

Seidel mit mythologischen Szenen und kleine vierwandige Flasche en camaïeu bemalt mit mythologischen Szenen in goldumrandeten Cartouchen, beide von Bottengruber, aber ohne Signatur.

Glaspokal mit Ansicht und Wappen von Breslau, 1. Hälfte des 18. Jahrh.

Glaspokal mit Deckel, Ansicht von Warmbrunn, Hirschberg und Landeshut. In einer Rokoko-Cartouche FR ligiert.

Glaspokal mit Deckel, sehr reich geschliffen. Attribute des Handels und des Ackerbaues. Angeblich von Christian Schneider in Warmbrunn (1710—1782).

Breslauer Igel mit Barockornamenten, 1. Hälfte des 18. Jahrh.

Fayencen von Proskau: Kohlkopf auf Teller mit Blumen — dergl. gelblich, ohne Blumen — Butterdose mit Salz- und Pfeffergefässen.

Berlin, Herr Dr. Darmstädter

Teller, chinesisches Porzellan, in einem von der Glasur befreiten Quadrat bacchantische Szene in rot Camaïeu, von Bottengruber. Gehört zu der Suite von signierten Bottengrubertellern im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer.

Berlin, Sammlung des Unterzeichneten

Thüreinfassung in Form eines Portales aus dem Hause Kupferschmiedestrasse 19 in Breslau. Karyatiden tragen ein Gebälk, auf dem eine geschnitzte Aufsatzbekrönung ruht. Eichenholz, die geschnitzten Teile vergoldetes Lindenholz, 1. Hälfte des 18. Jahrh.

Köpfe zur Aufnahme von Reliquien, zwei männlich, zwei weiblich, aus Holz geschnitzt, mit schöner farbiger Bemalung, 16. Jahrh.

Zinn-Willkomm der Bruderschaft der Tuchknappen der Neustadt Breslau vom Jahre 1629, behängt mit vielen Erinnerungsschildern in Silber, auf dem Deckel fahnentragender Ritter. Höhe 0,46 m. Zinnstempel W.

Ölkanne derselben Innung aus Zinn, innen mit Sieb, der Deckel geteilt; mit graviertem Wappen. Vom Jahre 1736. Höhe 0,28 m. Zwei Zinnstempel: der hl. Georg und Venus auf der Erdkugel.

Glaspokal, graviert, mit Allianzwappen des Reichsgrafen Ferdinand Maximilian Mettich (1688—1743) und der Maria Hanna geborenen Gräfin von Schrattenbach (1692 bis 1745), 1. Hälfte des 18. Jahrh. Höhe 0,20 m.

Glaspokal mit Deckel und Wappen von Gersdorf. Höhe 0,27 m.

Glaspokal mit Wappen von Eickstädt und Jahreszahl 1729. Höhe 0,16 m.

Glaspokal mit Doppelwappen von Berge und Ziegesar und Inschrift: „Vergnügte Erinnerung vergangener Zeiten". Höhe 0,16 m.

Glaspokal mit Deckel, Wappen von Wiedebach und Inschrift: „Der Edelsten Gönnerin dankbarlich geweiht". Höhe 0,18 m.

Dose aus Elfenbein mit Schildpatt im Innern, auf dem Deckel in Bronze montirtes Oval mit Ansicht von Breslau in Gouachemalerei, 18. Jahrh.

Miniaturbild eines Mannes auf Porzellanplatte, bezeichnet Knoefvell (Breslauer Maler) 1803.

Berlin, Herr Hans Schlesinger

Leuchter aus Silber, ein Paar, mit Kleeblattfuss, aus dem der Schaft zuerst rund, dann dreiteilig sich entwickelt. Beschauzeichen: Johanneskopf. Meisterzeichen AP ligiert, Arbeit des Augustin Peisker, 1. Hälfte des 18. Jahrh. (Siehe a. o. O. Catalogus von 1709).

Brüssel, Musée cinquantenaire

Nautilus. Auf einem Fusse mit Renaissance-Ornamenten ein Sockel für drei bockbeinige Satyrn, die auf den Köpfen die Nautilusmuschel tragen. Die Muschel selbst ist montiert in Charnierbändern, die reich mit Früchten und Vögeln graviert sind, der getriebene Deckel mit Knauf schliesst sich der Form der Muschel an und zeigt Delphine auf bewegten Wellen. Beschauzeichen W (14lötig). Leider hatte ich nicht die Möglichkeit, das Stück genauer zu untersuchen und erkannte durch die Scheibe der Vitrine nur ein D, keinen Vornamen, so dass es eine Arbeit von Dittmers oder Caspar Drogener sein kann. 16. oder 17. Jahrh.

Frankfurt a. M., Historisches Museum

Gruppe aus Proskauer Fayence, darstellend einen Delphin auf Felssockel, auf dessen Kopf eine Krähe steht, sehr lebhaft in den Farben. Marke DP. Geschenk Friedrichs d. Gr. an Ludwig Hieronymus von Humbracht, Adjutanten des Königs. 18. Jahrh.

Leipzig, Regierungsrat Dr. H. Demiani

Grosse Zinnkanne, graviert mit Figuren der sieben freien Künste, männlichen und weiblichen Köpfen. Datiert 1564, Stadtmarke von Schweidnitz mit Meisterzeichen IS.

Grosse Zinnkanne, graviert mit vielen männlichen und weiblichen Büsten, datiert 1580. Stadtmarke von Breslau.

Leipzig, Herr Julius Zöllner

Grosse Zinnkanne der Laubaner Hufschmiede auf vier Löwen ruhend mit gravierten Figuren von Heiligen unter gotischen Baldachinen. Um 1500.

Josef Epstein

(Wird fortgesetzt)

BÜCHERBESPRECHUNGEN

O. MONTELIUS: DIE CHRONOLOGIE DER ÄLTESTEN BRONZEZEIT IN NORDDEUTSCHLAND UND SKANDINAVIEN. BRAUNSCHWEIG, VIEWEG UND SOHN. 1900. 4°

Seit der Einführung des nordischen Dreiperiodensystems durch Thomsen und Worsaae haben die skandinavischen Forscher an seinem Weiterausbau unablässig gearbeitet. Keiner mehr als Oskar Montelius, dessen eindringenden und weitgreifenden Untersuchungen es hauptsächlich zu danken ist, dass heute die Einteilung und Zeitbestimmung vorgeschichtlicher Funde im wesentlichen als gesichert gelten kann. Grundlegend war vor allem seine 1885 erschienene Arbeit über die Chronologie der Bronzezeit (im 30. Bande der K. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademiens Handlingar, Stockholm 1885). Er unterschied darin sechs durch typische Fundgruppen charakterisierte Perioden, deren erste mit dem Abschnitt der jüngeren Steinzeit durch eine Übergangsperiode mit Gerätschaften aus reinem Kupfer verbunden sei. Diese erste Bronzeperiode mit der ihr unmittelbar vorangehenden Kupferzeit ist es, die er in dem vorliegenden inhaltreichen Werke auf Grund des inzwischen sehr bedeutend vermehrten Materials einer erneuten Betrachtung unterzieht.

Für die Existenz einer Kupferzeit im Norden führt Montelius eine Reihe von Funden aus Norddeutschland (darunter auch aus Schlesien), Dänemark und Südschweden an. Es sind grösstenteils Äxte mit und ohne Schaftloch, deren Form sich an steinerne Vorbilder anlehnt und somit einen zeitlichen Zusammenhang mit der Steinzeit beweist. Diese Typenserie findet ihre Fortsetzung in Gegenständen aus sehr zinnarmer Bronze. Je weiter die Typenentwicklung fortschreitet, desto grösser wird der Zinngehalt, bis er sich noch vor dem Abschluss der ganzen hier behandelten Periode dem später konstanten Verhältnis von etwa 1 : 10 nähert. Der Schneidenteil der Beile wird allmählich breiter, zur besseren Befestigung am Schaft werden vorstehende Seitenränder und später in der Mitte noch eine Rast angebracht. Dazu treten als neue Typen Dolche und Kurzschwerter mit breiter, flacher Klinge und meist angenietetem Griff, sogenannte Schwertstäbe, d. s. Dolchklingen, die rechtwinklig in einen hölzernen oder bronzenen Schaft eingefügt wurden, ferner Schmucksachen in Form von Finger- und Armringen aus Draht- oder Bandspiralen und offene Halsringe, die bisweilen durch Übereinanderlegen zu grösseren Colliers vereinigt wurden.

Auf diese sozusagen entwicklungstheoretische Erörterung folgt die Betrachtung der sicheren Funde, d. h. solcher, bei denen man mit Sicherheit annehmen kann, dass alle dazu gehörigen Gegenstände gleichzeitig niedergelegt sind. Es werden eine grosse Menge Depot- und Grabfunde aus Norddeutschland und Skandinavien beschrieben und nachgewiesen, dass darin die als charakteristisch für die erste Periode bezeichneten Typen wirklich in der a priori angenommenen Reihenfolge neben- und nacheinander auftreten. Die Richtigkeit der typologischen Altersbestimmung wird damit auf das schlagendste bestätigt.

Woher kamen nun die ersten Metalle nach dem Norden? In dem Hauptverbreitungsgebiet der nordischen Bronzekultur fehlen Kupfer- und Zinnerze völlig. Jedes Kilogramm des Rohstoffes muss folglich aus anderen Ländern eingeführt worden sein. Es kommen dafür sowohl die Länder südlich vom nordischen Gebiete wie das westliche Europa in Betracht. In beiden Gegenden hatte sich auch der Einfluss der orientalischen Kultur und damit die Kenntnis des Metallgebrauches früher geltend gemacht als im Norden. Dementsprechend nimmt der Verfasser zwei Wege an, auf denen die orientalischen Kulturelemente nach dem Norden gelangt seien, einen „westlichen“ längs der Nordküste Afrikas über Spanien, Frankreich und die britischen Inseln, und einen „südlichen“ durch die Balkanhalbinsel oder längs der Küsten des Adriatischen Meeres, die Donauländer und Mitteldeutschland. Beide Wege werden durch zahlreiche Funde bezeichnet, die einerseits zu den orientalischen, andrerseits zu den nordischen in unverkennbarer Beziehung stehen. Der Import wurde durch Handelsverkehr von Volk zu Volk vermittelt, nicht etwa durch Einwanderung eines neuen Volkes.

Es folgt dann die wichtige Frage nach dem Zeitpunkt des ersten Auftretens der Metalle im Norden. Zunächst werden die Anfänge der Metallkultur im Norden mit denen der anderen europäischen Länder verglichen. Hierbei ergiebt sich, dass zwar der allgemeine Gebrauch der Metalle im westlichen, südlichen und mittleren Europa allerdings etwas älter ist als im Norden, dass aber die reine Steinzeit nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, im nordischen Gebiet viel länger angedauert habe, als in den südlicheren Ländern Europas. So fällt z. B. die älteste Bronzezeit Südskandinaviens nahezu zusammen mit derselben Periode in Italien.

Für die Frage der absoluten Chronologie sind in letzter Reihe die ägyptischen Funde massgebend, die eine annähernde Altersbestimmung nach Jahrhunderten gestatten. Die Kupferzeit reicht in Ägypten bis ins fünfte Jahrtausend zurück, die zinnreiche Bronze war schon zur Zeit der zwölften Dynastie, also um die Mitte des dritten Jahrtausends bekannt. Einen weiteren Anhalt für die rückwärtige Datierung geben die mit der mykenischen Kultur gleichzeitigen Funde aus der achtzehnten Dynastie (ca. 1500 v. Chr.). Mit Hilfe dieser halbwegs sicheren Daten und einer äusserst geschickten Kombination der Funde des gesamten Kulturkreises gelangt Montelius zu dem Ergebnis, dass in Norddeutschland und Südskandinavien das Kupfer schon während der zweiten Hälfte des dritten, und die Zinnbronze schon während der allerersten Jahrhunderte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends bekannt geworden ist. In einem Schlusskapitel wird dann noch der Ursprung der Bronzekultur erörtert, und die Entdeckung des Kupfers wie die Erfindung der Bronze den Völkern des südwestlichen Asiens zugeschrieben. Von dort kam die Kenntnis dieser Metalle einerseits nach Indien, China und dem sibirischen Gebiet, andrerseits nach Afrika und Europa.

Die Ausführungen des Verfassers werden, wie es bei einem so überaus schwierigen und des Hypothetischen noch gar vieles enthaltenden Gegenstande natürlich ist, nicht in allen Teilen ohne Widerspruch bleiben. Uns dünkt, dass gerade die Überfülle des Beweis-

materials mitunter etwas abschwächend wirkt. Der Leser hat besonders in den Abschnitten über die orientalischen Verhältnisse öfters die Empfindung, dass mit diesem oder jenem Funde mangels authentischer Berichte eigentlich nicht viel anzufangen ist. Weniger wäre hier mehr gewesen. Indessen thut dies dem Verdienste des Verfassers keinen Eintrag, eines der verwickeltsten und wichtigsten Probleme der europäischen Urgeschichte mit unvergleichlicher Sachkenntnis und bewunderungswürdigem Scharfsinn seiner Lösung nahe gebracht zu haben.

Hans Seger

E. ROEHL: SIEGEL UND WAPPEN DER STADT BRESLAU MIT EINER TAFEL IN FARBENDRUCK, 3 IN LICHTDRUCK UND 18 ABBILDUNGEN IM TEXT. BRESLAU 1900.

Die Breslauer Stadtbibliothek besitzt das gedruckte Titelblatt eines Buches, das nie erschienen ist. Es ist das Titelblatt einer nach der Inhaltsangabe ziemlich ausführlichen Abhandlung über das Breslauer Stadtwappen von J. G. Bars. Erst jetzt nach fast 200 Jahren hat sich wieder ein Gelehrter und zwar mit besserem Erfolge daran gemacht, besagtes Thema in einer Einzelschrift zu behandeln, nachdem zuletzt Freiherr von Saurma und Otto Hupp in ihren bekannten Wappenbüchern wie für die anderen schlesischen Städtewappen auch für das der Provinzialhauptstadt die ihnen erreichbaren Notizen kurz zusammengestellt haben.

Der als Heraldiker hochgeschätzte Verfasser des reich illustrierten Büchleins hat das bisherige Material durch einige wesentliche Entdeckungen bereichert, mit alten Irrtümern gründlich aufgeräumt und die lückenlose Untersuchung zu einem endgültigen Abschluss geführt. Er beginnt mit einer Zusammenstellung von fünfzehn verschiedenen für die Geschäfte der Stadt gebräuchlichen Siegeln aus dem Zeitraum von 1242, dem Jahre der Gründung Breslaus zu deutschem Rechte, bis 1530. Von ihnen zeigen nur die ältesten drei das Wappen des Landesherrn, des schlesischen Herzogs, den schwarzen Adler im gelben Felde, die anderen zwölf das Bild des Landespatrons und Schutzheiligen der Stadt, des Täufers Johannes. Mit dem Jahre 1530 beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Stadtwappens. Auf Ansuchen der Stadt wird ihr das jetzt noch gebräuchliche Wappen von König Ferdinand verliehen und von seinem Bruder Kaiser Karl V. bestätigt. Die beiden Verleihungsurkunden liegen noch im Stadtarchiv. Die vielfach in der bisherigen Litteratur über das Wappen auftauchende Hypothese, dass im vierten Felde des quadrierten Schildes das einst in der Ratskapelle, jetzt im Kunstgewerbemuseum befindliche Reliquiar der hl. Dorothea dargestellt sei, wird durch schlagende Beweise widerlegt.

Die Schrift Roehls verdient nicht bloss bei Historikern, sondern auch bei Architekten und Künstlern um so ernstere Beachtung, als ja das Breslauer Stadtwappen als höchst dankbares Motiv künstlerischer Ausschmückung sehr oft verwandt wird und Verballhornisierungen desselben nicht gerade zu den Seltenheiten gehören.

Conrad Buchwald

BERICHT ÜBER DAS I. ETATSJAHR

(1. APRIL 1899 — 1. APRIL 1900)

ERÖFFNUNGS-FEIER

Am 27. November erfolgte die feierliche Eröffnung des Museums. Der Magistrat hatte dazu auf einer von Max Wislicenus entworfenen Karte eingeladen. Mittags 12 Uhr versammelten sich in dem durch die Promenadenverwaltung mit Pflanzengrün und Blumen geschmückten Lichthofe des Museums eine grosse Zahl von Gästen. Die Spitzen der militärischen und zivilen Behörden und der Städtischen Verwaltung waren vollzählig erschienen, mit ihnen der Kommandierende General des VI. Armeekorps, Erbprinz von Sachsen-Meiningen, und der Oberpräsident von Schlesien, Fürst Hatzfeldt-Trachenberg, ausserdem Vertreter hiesiger Kunstinstitute, Mitglieder des Lehrkörpers der Universität, der Vorstand des Schlesischen Zentral-Gewerbevereins, die Vorsitzenden kunstpflegender Vereine und viele andere im Kunstleben stehende Männer unserer Stadt. Der Herr Kultusminister hatte als Vertreter Herrn Geheimrat Dr. Müller entsendet, der in Begleitung des Hilfsarbeiters im Kultusministerium Dr. Pallat erschien. Von auswärts waren ausserdem der Direktor des Leipziger Kunstgewerbemuseums Dr. Graul, der Direktor des Brünner Kunstgewerbemuseums Leisching und der Direktor der Königl. Baugewerkschule zu Königsberg und ehemaliger Custos des Museums schlesischer Altertümer Czihak gekommen.

Als erster nahm Oberbürgermeister Bender das Wort.

Er nannte den Tag der Übergabe des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer an die Öffentlichkeit einen Tag freudiger Vollendung für weite Kreise Breslaus, namentlich für die, die dem Gewerbe und Kunstgewerbe näher ständen. Seit Jahren seien die Führer des gewerblichen Unterrichts und des Gewerbes in Schlesien bestrebt gewesen, die empfindliche Lücke auszufüllen, die jetzt durch die Gründung des Kunstgewerbemuseums geschlossen sei. Eine Geschichte dieser Bestrebungen, die der Redner in Umrissen gab, führte zur Würdigung der Verdienste von Männern, wie Geheimrat Dr. Fiedler, Geheimrat Dr. Websky, Kommissionsrat Milch und zur Erwähnung des fürstlichen Geschenkes des Herrn von Korn, das jene Bestrebungen endlich zum Ziele geführt habe. Der Oberbürgermeister erläuterte ferner die Organisation des Museums, dankte der Bauleitung, namentlich dem Stadt-Baurat Plüddemann und dem Stadt-Bauinspektor Friese für den geschickten Umbau des Hauses und wendete sich schliesslich an Herrn von Korn, „der sich zwar jeden Dank verbeten habe, der es aber doch wohl gestatten werde, dass die Stadt in Erfüllung einer selbstverständlichen Pflicht als besonderes Andenken an ihn, dessen Name auf immer mit diesem Hause verbunden sei, hier im Lichthofe seine von Künstlerhand zu schaffende Büste aufstelle". Der Redner schloss, nachdem er dem schlesischen Kunstgewerbe die wärmsten Segenswünsche gewidmet hatte, mit einem Hoch auf den Kaiser.

Darauf hielt der I. Direktor, Dr. Masner, folgende Rede:

„Hochverehrte Anwesende! Vor vierzig Jahren gründete ein Verein ideal gesinnter Männer in Breslau ein Museum, das die Aufgabe erhielt, „schlesische Altertümer zu sammeln, wissenschaftlich zu ordnen und allen zugänglich zu machen". Mit unermüdlicher Hingebung kultur- und kunstgeschichtlich interessante Überreste aus Schlesiens Vorzeit zusammentragend, blieb das Museum ein Institut gelehrten Charakters auch in den folgenden Dezennien, wo allenthalben die Kunstgewerbemuseen erstanden, von denen aus die Kunstgeschichte als jubelnd begrüsste Lehrmeisterin in die Praxis eingriff, um dem siech gewordenen Kunstgewerbe durch den Hinweis auf seine grosse Vergangenheit aufzuhelfen. Es ist bekannt, dass die retrospektive Richtung sich überlebt hat, dass am Ende unseres Jahrhunderts durch die Welt der Frühlingssturm eines neuen Kunststiles braust, der von historischer Überlieferung nichts mehr wissen will. Aber die Schöpfungen der Kunstgeschichte, die auf historischer Grundlage beruhenden Kunstgewerbemuseen hat diese Revolution nicht nur unangetastet gelassen, sondern auch zu neuer, grösserer Bedeutung emporgehoben. Und so ist es denn kein Anachronismus, dass das Museum für schlesische Altertümer darein einwilligte,

in einem Kunstgewerbemuseum aufzugehen und dass die Stadt Breslau heute dieses Museum mit der Empfindung und Überzeugung eröffnet, eine Forderung kulturellen Fortschrittes für die ganze Provinz Schlesien erfüllt zu haben.

Wäre es den Männern, die vor 40 Jahren das bescheidene Museum schlesischer Altertümer gründeten, vergönnt, durch dieses Haus zu schreiten, würden sie, glaube ich, gestehen, dass ihre kühnsten Träume verwirklicht seien, und wir müssten ihnen dafür danken, dass sie uns so wacker vorgearbeitet haben. Auch wir werden die Altertümer unserer Provinz von der prähistorischen Zeit an pietätvoll sammeln und aufbewahren, zunächst schon deshalb, weil wir mit dieser Seite unserer Sammelthätigkeit dem internationalen Gute der Wissenschaft einen grösseren Dienst leisten, als jene geschlechtslosen Anstalten, die kein anderes Ziel kennen, als aus aller Welt Kunstschätze auf einen fremden Boden zu verpflanzen. Aber indem wir den lokalen Charakter unseres Museums betonen, also zurückgreifen auf den Grundgedanken seines Vorgängers, setzen wir auch mit einem modernen Zuge in die Entwicklungsgeschichte der Kunstgewerbemuseen ein. Wir wollen eine bodenständige Färbung unseres Museums vor allem aus praktischen Gründen, damit sie der gegenwärtigen und zukünftigen Generation eine stetig aufstachelnde Mahnung daran sei, dass Schlesien eine glänzende, künstlerische Vergangenheit aufzuweisen hat, deren eigenartige Nüancen nicht der Abschliessung von den allgemeinen zeitgenössischen Ideen, sondern der lebhaftesten Verbindung mit ihnen ihr Dasein verdanken. Um jedoch diesen Zusammenhang erkennen zu lassen, um nicht bloss den Einschlag ohne die Kette zu besitzen, muss unser Museum die schlesischen Grenzen mit seiner Sammelthätigkeit überschreiten und ein Kunstgewerbemuseum im weiteren Sinne werden, das in seiner kleinen Welt eine Vorstellung von allen Höhepunkten des Kunstgewerbes giebt. Beschränkung auf unser Land hiesse sich mit einer chinesischen Mauer umgeben. Die Nachempfindung der historischen Stilperioden ist in unseren Tagen für das Kunstgewerbe abgethan, jetzt dringt nur mehr durch unendlich feine Gänge aus allen Stilen von der Antike an bis zu dem Japans und Chinas das grosse Ganze der früheren Errungenschaften in die Produktion und den Geschmack ein, sei es als stilbildende Elemente, sei es als Korrektiv, dessen Bedeutung sich mit jedem Augenblicke verschieben kann und verschiebt. Wenn unser Museum Schlesien in die Anteilnahme an den Problemen, die das Kunstleben unserer Zeit bewegen, hereinziehen will, braucht es eine reiche, womöglich lückenlose Typensammlung des historischen Kunstgewerbes als die eine Hälfte seiner Ausrüstung. Die andere besteht darin, dass wir den mächtigen Strom des modernen Kunstschaffens in unser Land lenken. Es ist eine höchst verderbliche Anschauung, dass die Revolution im Kunsthandwerk, von der wir gegenwärtig die Welt erfüllt sehen, nur eine Modeschwankung ist, der gegenüber das bequeme Beharren auf dem Althergebrachten die einzig richtige Taktik sei. Den Siegeslauf dieser Umwälzung aufzuhalten, wird uns nicht gelingen, wir müssen, wenn unsere heimische Produktion nicht im eigenen Lande aus dem Felde geschlagen werden soll, lernen, uns mit dem neuen Geiste friedlich auseinanderzusetzen; das schlesische Museum wird deshalb eine seiner Hauptaufgaben darin erblicken, die Provinz mit allen wichtigen Erscheinungen des modernen Kunstgewerbes bekannt zu machen. Wir haben Wert darauf gelegt, sofort mit dieser Arbeit zu beginnen und eröffnen gleichzeitig mit den Sammlungen zwei Ausstellungen, deren eine das auswärtige, die andere das schlesische Kunsthandwerk unserer Tage vorführt. Sie werden, hochverehrte Anwesende, in der heimischen Produktion viel fruchtbare Keime und ernstes Streben finden, aber auch sich nicht der Erkenntnis verschliessen, dass wir lernen und wieder lernen müssen. Indem das Museum mit der anderen Ausstellung einen Massstab der Vergleichung hinstellt, bekundet es frank und frei, ohne Schönfärberei, dass es auf das heimische Kunstgewerbe erziehend einwirken will. Der Einfluss aber, der von diesem Hause ausgeht, soll sich auch auf alle Schichten und Kreise der Bevölkerung erstrecken. Es ist kein gering anzuschlagender Gewinn, wenn unser Museum in Tausenden und Abertausenden die naive Schaulust erweckt. Sie ist der erste Spatenstich, der bei den breiten Massen die harte Kruste trivialer Lebensauffassung aufzulockern versucht, damit überall der warme Quell der Empfänglichkeit für die Kunst zu tage trete. Wollte sich unser Museum nur auf die künstlerische Bildung der Schaffenden beschränken, so würde es nur eine halbe Arbeit thun. Zwischen den Produzenten und Konsumenten müssen Wechselbeziehungen angebahnt werden, die die Einen zu höchsten Anforderungen, die Anderen zu höchsten Leistungen anspornen. Aus diesem Wettstreite wird uns der Lohn erblühen, den wir ersehnen: Schlesien wird in das Kunstschaffen unserer Zeit als der achtunggebietende Faktor eintreten, der es in der Vergangenheit war.“

Als Dritter bestieg der Dekan der ausserdem noch durch die Professoren Geh.-Rat Nehring, Vogt, Caro, Hintze vertretenen philosophischen Fakultät der Universität Breslau, Professor Dr. Hillebrandt, das Rednerpult und verkündete, dass die Fakultät aus Anlass der Eröffnung des Museums drei um die Gründung dieser Bildungsstätte hochverdiente Männer zu Ehrendoktoren ernannt habe: den Oberbürgermeister Bender, den Geheimen Sanitätsrat Dr. med. Grempler und den Stadtältesten Rittergutsbesitzer von Korn.

Die Rede Seiner Spektabilität hatte folgenden Wortlaut:

„Hochgeehrter Herr Oberbürgermeister!

Hochansehnliche Versammlung!

Im Namen der philosophischen Fakultät der königlichen Universität wird mir und den mit mir deputierten Herren Kollegen die Ehre zu teil, der Stadt Breslau die herzlichsten Glückwünsche zu dem Tage auszusprechen, an dem in ihren Mauern das Museum für Kunstgewerbe und Altertümer eröffnet wird. Wir nehmen freudigen Anteil an einem Ereignis, das einen Wendepunkt in dem kunstgewerblichen Leben dieser Stadt bedeuten möge, und fühlen uns eng verbunden mit den Interessen, die hier von sachkundiger Hand gehegt und gefördert werden sollen.

Das Museum schlesischer Altertümer, dem ein Teil der Sammlungen unserer Universität angehört, fand einst seine Stätte in den engen und dunklen Räumen des Sandstifts, es ward dann Gast im Museum der bildenden Künste, und erst heute wird es durch die freigebige Hand eines unserer ersten Mitbürger Herr im eigenen Hause, wird es „ausgesetzt zu eigenem Recht". Und darüber, gleichsam symbolisch, erhebt sich das Kunstgewerbemuseum: über der Vergangenheit die Gegenwart und, so hoffen wir, eine blühende Zukunft.

Es ist ein langer Zeitraum kulturgeschichtlicher Entwickelung, der uns in diesem Hause vor das Auge treten soll. Von jener Zeit, wo durch die mährische Pforte in die Länder diesseits der vandalischen Berge ein matter Strahl der römischen Sonne fiel und germanische Stämme traf, deren Hausrat in kümmerlichen Stein- und Thongeräten bestand, bis zu den slawischen Burgen, bis zum deutschen Mittelalter mit dem Reichtum seines Kunstgewerbes und schliesslich bis zum heutigen Tage, wo ein blühendes Land der hohenzollerische Aar beschirmt: es ist ein langes, langsames Aufsteigen aus der Niederung bis zu der Kultur unserer Zeit.

Mögen die Geschlechter, die ihren Fuss über die Schwelle dieses Hauses setzen, die Sprache der stillen Zeugen vergangener Jahrhunderte verstehen, die sie hier empfangen; mögen sie immer eingedenk sein ihrer Vorväter, auf deren Arbeit unsere eigene Kultur beruht. Was wir ernten, haben wir selbst nur zum Teil gesät. Möge das Haus werden eine Stätte der Arbeit, eine Stätte der Belehrung und zugleich der Forschung, die mit ihrer Fackel die Vergangenheit erhellt und die Gegenwart belebt.

Die philosophische Fakultät beabsichtigte, diesen für Breslau wichtigen Tag nicht nur mit ihren Wünschen zu begleiten, sondern ihrer Teilnahme in feierlicher Weise Ausdruck zu verleihen. Sie hat beschlossen — beschlossen mit der durch ihre Statuten erforderlichen Einstimmigkeit — am heutigen Tage drei Männern, deren Namen mit diesem Hause immerdar verbunden bleiben werden, die höchste Auszeichnung zu verleihen, die sie zu verleihen vermag, indem sie sie zu Doktoren der Philosophie honoris causa ernennt.

Erstens Herrn Georg Bender, Oberbürgermeister dieser Stadt. Wir schätzen und ehren in ihm den Gelehrten nicht minder als den erfahrenen Verwaltungsbeamten, der mit klarem und freiem Blick ihre Geschäfte führt. Georg Bender ist durch seine Studien und seinen Beruf auf die praktische Verwaltung hingeführt worden, aber inmitten seiner Amtspflichten hat er sich die Neigung zu wissenschaftlicher Forschung bewahrt und Zeit zu wertvollen Arbeiten auf historischem Gebiet gefunden. Ihm fiel es seinerzeit zu, das Thorner Ratsarchiv zu ordnen, dessen Unzugänglichkeit Johannes Voigt, der Geschichtsschreiber des deutschen Ordens, beklagt hatte; er zog aus Staub und Schutt wertvolle alte Urkunden hervor und verbreitete durch eigene Forschungen über dunkle Punkte Licht.

Seine Abhandlung über die Familiengeschichte des Kopernikus und die dieser Abhandlung beigegebenen Beilagen über „die Nationalität von Thorn und Umgegend", „Münzwesen" u. s. w. „münden — wie das der Fakultät erstattete Gutachten sagt — in Ergebnisse aus, die bis heut niemand anzufechten

versuchte, da sie auf sicherer Kenntnis des Quellenmaterials beruhen, mit methodischer Logik aufgebaut und mit überzeugender Klarheit dargelegt sind", und nicht minderes Lob erfuhr seine Arbeit über „die ältesten Willküren der Stadt Thorn", seine Geschichte der städtischen Krankenanstalten von Thorn.

Mit der Übersiedelung nach Breslau verlor sich zwar die Musse zu eigener Arbeit, aber nicht die Liebe zur Wissenschaft. Zeugnis des ist die Geschichte der Breslauer Verwaltung im letzten Jahrzehnt. Jede Anregung auf geistigem Gebiet fand bei dem Oberbürgermeister ein geneigtes Ohr. Die Stadtbibliothek, die Volksbibliothek, das Schulwesen fand an ihm einen wohlwollenden Berater und hilfsbereiten Gönner. Bender war ein Vorkämpfer des Gedankens, dass die Errichtung des längst erstrebten Kunstgewerbemuseums mit dem Museum schlesischer Altertümer verbunden werde und hat mit seinem Rat, als der Gedanke zur That reifte, die Wege zur rechten Ausführung gewiesen. Niemals, so heisst es in dem von uns angenommenen Promotionsantrag, waren die Beziehungen zwischen der Universität und der Stadtverwaltung so von Wohlwollen getragen, als unter der Amtsführung Benders, der seine Zugehörigkeit zu den Vertretern der Wissenschaft auch in der Fülle praktischer Amtgeschäfte nie vergessen hat.

Sodann Herrn Wilhelm Grempler, Dr. med. und Geheimen Sanitätsrat. Noch als er inmitten einer ausgedehnten ärztlichen Praxis stand, hat Grempler sich anthropologischen Studien und besonders der Erforschung des prähistorischen Schlesien zugewendet. Seit jener Zeit hat er mit in dem Mittelpunkt aller Bestrebungen gestanden, die der Auffindung, Sammlung und Würdigung der aus Schlesiens Boden aufsteigenden Altertümer galten, und hat seine Person, seine Zeit und seine Mittel in den Dienst dieser Sache gestellt. Den Goldfund von Sakrau hat er beschrieben und in anerkannter Weise zeitlich bestimmt; dessen explorator diligentissimus nennt ihn unser Diplom. Die Ausgrabungen von Blücherwald, Lorzendorf sind von ihm veranstaltet und in ihren Ergebnissen dargestellt worden. Wertvolle Neuerwerbungen des Museums, besonders die mittelalterlichen Bronzeschalen hat er veröffentlicht und durch Vergleichung mit gleichartigen Objekten einer zeitlichen Bestimmung entgegengeführt. Neue Funde hat er dem Museum zugeführt und das Interesse weiterer Kreise der Sache dienstbar gemacht. Der Verein für das Museum schlesischer Altertümer verehrt in ihm einen langjährigen Vorsitzenden. In dankbarer Erinnerung an seine unermüdliche Thätigkeit haben vor einiger Zeit jüngere Forscher ihm als „dem hochverdienten Erforscher der heimischen Urgeschichte und treuesten Förderer des Museums" eine Festschrift gewidmet; dem „praesidi societatis per tria lustra navissimo et liberalissimo" ist unser Diplom gewidmet. Grempler hat die Sammlungen des Vereins in schwierigen Zeiten verwaltet, sie mit einem Stabe trefflicher Gehilfen auf ihre heutige Höhe gebracht und fährt auch unter den veränderten Verhältnissen fort, als Mitglied der Verwaltungsdeputation seine reiche Erfahrung in den Dienst des Museums zu stellen.

Ferner Herrn Heinrich von Korn, den Nachkommen eines alten Geschlechts, das mit dem geistigen Leben unserer Provinz und Stadt eng verbunden war, seitdem Johann Jakob Korn aus der Mark eingewandert und am 13. Januar 1732 in das collegium mercatorum hier aufgenommen war. Herr von Korn gehört mit zu den Männern, denen Breslau die Entstehung des Schlesischen Museums der bildenden Künste verdankt. Er hat als langjähriger Vorsitzender des Kuratoriums mit dazu beigetragen, dass hier nicht nur eine Quelle des Genusses, sondern auch der Belehrung für weite Kreise unseres Volkes fliesst; er hat durch seinen Rat die Bibliothek des Museums mit ihrer Sammlung von Reproduktionen zu einer Höhe erhoben, die eine erhebliche Anzahl wissenschaftlicher Untersuchungen wenn nicht ermöglicht, so doch gefördert hat. Das Museum schlesischer Altertümer verdankt ihm nicht nur sein wertvollstes Stück, sondern vor allem sein Heim. Den parens musei civici, den Vater des städtischen Museums, nennt ihn unser Diplom. Er hat mit klarem Blick den rechten Augenblick erkannt, als ein Haus frei wurde, das für Museumszwecke geeignet war; und wenn wir heut den Tag der Weihe begehen, so verdanken wir es der Munificenz des Herrn von Korn. Unsere Statuten geben uns nicht nur das Recht, litterarische Verdienste um die Wissenschaft zu würdigen, sondern auch solche Verdienste um die Wissenschaft, die in anderen als schriftstellerischen Leistungen bestehen, und wir haben mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, auch Herrn von Korn unter die Ehrendoktoren unserer Fakultät aufzunehmen.

So ernenne ich denn, im Namen der philosophischen Fakultät, als derzeitiger Dekan, die drei Herren Georg Bender, Wilhelm Grempler, Heinrich von Korn zu Doktoren der Philosophie honoris causa, verleihe ihnen die Rechte, die mit diesem Titel verbunden sind und erkläre es als den Willen der Fakultät,

dass sie von jedermann als doctores philosophiae honoris causa angesehen und erachtet werden sollen. Ich bitte Sie, aus unseren Händen das Diplom entgegenzunehmen, das diese Ernennung bekundet.

Der Stadt Breslau aber wünschen wir, dass es ihr in ihrer Mitte und an ihrer Spitze nie an Männern fehlen möge, die mit klarem Blicke für die Aufgaben der Gegenwart verbinden Liebe zu Kunst und Wissenschaft und Interesse bewahren für die Vergangenheit der Heimat".

Die offizielle Feier schloss mit einem Rundgange der Gäste durch die Museumsräume und einer Besichtigung der beiden Eröffnungsausstellungen unter Führung der Beamten des Museums.

Der Abend desselben Tages brachte einen von der Breslauer Künstlerschaft mit Unterstützung des Magistrats veranstalteten Festabend in den künstlerisch ausgestatteten Räumen des Vincenzhauses. Eingeleitet wurde er durch Konzert und einen poetischen Gruss von Dr. Treuenfels, den der Vorsitzende des Festkomitees, Stadtbaurat Plüddemann, sprach. Es folgte ein vortreffliches Festspiel allegorisch-historischen Inhalts: „Woher und Wohin?, ein Kunstrausch" von Dr. med. Heinrich Koerber und Dr. phil. H. Wendt. Die Darsteller waren Dilettanten, die drei Hauptmimen: Stadtrat Jaenicke, Dr. Buchwald und Dr. P. Oppler. Die Dichtung wurde als Büchlein mit einer hübschen Umschlagzeichnung von M. Heymann jedem Anwesenden beim Eintritt in den Saal überreicht. Die zu der Aufführung nötigen zahlreichen wirkungsvollen Dekorationen hatte Maler Denner entworfen und ausgeführt, der sich ausserdem noch mit Maler Heymann in die Arbeit des Arrangements der lebenden Bilder geteilt hatte.

Die Szene des Festspiels, das durch einen von Fräulein Recksiegel gesprochenen Prolog eingeleitet wurde, bildete eine Kellerschänke. In ihr debattieren zu später Nachtstunde zwei Künstler, ein Akademiker und ein Sezessionist, weinerhitzt, über die Ziele der Kunst, über die alte und neue Richtung, über die Kunst der Zukunft. Ein Spiessbürger, der sich „plump vertraulich" zu ihnen gesellt, vermag ihren hohen Gedankenflug mit seinen trivialen Ansichten nicht zur Erde herabzuziehen, immer mehr umspinnen des Weines Geister ihre Sinne und die Vergangenheit der Kunst steigt vor ihren Blicken herauf in bunten Bildern. Der „echte Mensch der Steinzeit" erscheint und weist auf die Uranfänge der Kunst hin, dann der Mönch, der „mit Roms geistlicher Gewalt nach Schlesien brachte der Romanen Kunstgestalt", der Zunftmeister, der im Preise der Gotik und ihres reichen Kunstschaffens und des alten deutschen Handwerksbrauchs sich ergeht, der Humanist der Renaissancezeit, die durch ein Mäcenatenpaar mitten unter ihren Kunstschätzen verkörpert wird; ein Tanzmeister löst sich von einer anmutigen Menuettgruppe und verherrlicht in tändelnden Versen das lebens- und genussfreudige Rokoko. Verschieden ist die Aufnahme, die diese Vertreter vergangener Kunstperioden bei den drei Gästen der Kellerschänke finden. Was auch der Mann in der Sammetjacke und den Idealen in der Brust oder der hypermoderne junge Künstler zu ihnen äussern, immer übertrumpft sie der Banause mit seiner Meinung, er, der als „prompter Steuerzahler bei jeder Kunsterscheinung ein verbrieftes Recht hat". Mit dem Bilde der Kunst des 19. Jahrhunderts, das der Akademiker aus den erschienenen Typen zusammenstellen will, ist der Sezessionist nicht zufrieden. Ihm fehlen zu dem „Simmelsammelsurium" der heutigen Kunst noch andere, die der Akademiker nun heraufbeschwört. Es zeigt sich die „Griechin" aus der Zeit Schinkels, Schwinds „schöne Melusine", ein Japaner, vom Sezessionisten freudig begrüsst, und endlich ein unverstandener „Symbolist". Aber mit der Kunst des 19. Jahrhunderts ist es nicht abgethan. Der Sezessionist fühlt in seinem Rausche das Kommen der neuen Zeit, das Bild des neuen Kunstgewerbemuseums erscheint, und aus ihm heraus tritt die Kunst des 20. Jahrhunderts — verschleiert. Noch kann sie sich nicht enthüllen, denn die Zeit ist noch nicht erfüllt.

„ . . . Doch ist die Zeit vorbei,
Dann will ich jubelnd meine Schleier heben,
Ihr alle werdet's — hoffe ich — erleben."

Mit diesen Worten verschwindet sie — und das Spiel ist aus.

Um das Gelingen eines darauf folgenden, von etwa 80 Damen und Herren aufgeführten Tanzspiels nach Motiven aus Walter Cranes Buch: „Tourney of the Lily and the Rose", dessen einzelne Tänze und Gruppierungen unter fachmännischer Leitung einstudiert waren, hatten sich Herr und Frau Professor Dr. Semrau verdient gemacht.

Die Ausschmückung der Festräume war mehreren Künstlern anvertraut worden. Den künstlerischen Ausbau des Treppenhauses und des Empfangsraumes hatte Architekt Henry übernommen. Blumenkörbe

tragende Säulen mit leichten Guirlanden begleiteten den Aufgang zum Empfangssaale. Der Eingangsthür gegenüber war ein Relief von Christian Behrens: „Die Schönheit erhebt die Kunst“ angebracht, von Palmenwedeln umrahmt, die aus einer Basis von dunkelfarbigen tropischen Blattpflanzen und bunten Chrysanthemen herauswuchsen. Den Hauptschmuck des grossen, den Aufführungen vorbehaltenen Saales bildeten neben Blumengewinden tausende von elektrischen Glühlichtern, die das architektonische Gerüst des Saales markierten und sich von unten an bis hoch hinauf an den Spitzbogenrippen der Decke entlang zogen. Diese einen wunderbaren Anblick bietende Dekoration war dem erfindungsreichen Branddirektor Herzog zu verdanken. Den als Erfrischungsraum dienenden kleinen Saal hatte der Breslauer Künstlerverein ausgeschmückt. Er stellte den zeltüberdachten Garten eines italienischen Schlosses dar. Zwei Maler und ein Gartenkünstler, die Herren Nöllner und Denner, und Gartendirektor Richter hatten hier in glücklichster Weise zusammen gearbeitet. Der Breslauer Kunstgewerbeverein hatte in einem Nebenraume, der das Haus der Wiener Sezession köstlich parodierte, nach einem Entwurfe von Hans Rumsch eine ägyptische Schaubude aufgebaut. Vor ihr waren phantastisch gekleidete Ausrufer unaufhörlich thätig, mit Tamtamschlägen „zur Vorstellung“ einzuladen. Die gebotenen Genüsse bestanden in humoristischen Wandbildern, — zeitgenössischen Porträts in ägyptischer Vermummung — die Maler Loch mit viel Witz und Geschick gemalt hatte, und zu denen ein unsichtbarer Geist die „anzüglichen“ von Ph. Schweitzer verfassten Begleitverse sprach, während derer geheimnisvolle Musik erklang. In einem anderen Raume hatte der Ausstellungsverband schlesischer Künstler, insbesondere die Maler Spiro und Völkerling, ein hochmodernes „Café Absinth“ sehr apart eingerichtet, an das ein „intimes“ Théâtre chantant grenzte, worin u. a. eine unheimliche Pierrot-Pantomime von Erich Klossowski zur Aufführung kam.

VERMEHRUNG DER SAMMLUNGEN

1. URGESCHICHTLICHE SAMMLUNG

Unter den Erwerbungen des Jahres nimmt die Sammlung des Kammerherrn Diepold von Köckritz auf Mondschütz, Kreis Wohlau, die erste Stelle ein. Schon im Jahre 1819 war von dem Vater des Geschenkgebers in einem Kiefernwalde 1/4 Meile von Mondschütz ein grosser Urnenfriedhof entdeckt worden. Einige der damals gefundenen Gefässe und Bronzen wurden in die von Büsching eben begründete Altertümersammlung aufgenommen und sind mit dieser ins Museum gelangt. Im Laufe der Jahre hat dann der jetzige Besitzer die Ausgrabungen an dieser und anderen Stellen mit grossem Erfolge fortgesetzt, und eine wertvolle Sammlung von Funden aus verschiedenen Kulturperioden zusammengebracht. Indem er sie jetzt dem Museum zum Geschenk gemacht hat, hat er seinen zahlreichen älteren Verdiensten um dasselbe die Krone aufgesetzt.

Den ältesten Bestandteil der Sammlung bildet ein Schatzfund von etwa 20 grösstenteils zerbrochenen Bronzegeräten, wie Sicheln, Äxten, Lanzenspitzen und Ringen. Diese Gegenstände sind auf der Stätte des im 15. Jahrhundert zerstörten ehemaligen Dorfes Kosten oder Kunstan in einem Topfe unter einem grossen Steine gefunden worden und gehören der jüngeren Bronzezeit an. Derselben Zeit entstammen die Funde von dem erwähnten Gräberfelde. Sie zeichnen sich durch eine Fülle von ungemein zierlichen Thongefässen und zahlreiche Bronzebeigaben aus. Aus dem benachbarten Losswitz stammt ein Grabfund der römischen Kaiserzeit, bestehend aus eisernen Lanzenspitzen, Messern, Schlüsseln und Beschlagteilen. In die Zeit der slawischen Besiedlung endlich gehören die in Mondschütz beim sogen. Götschteich gemachten Scherbenfunde.

Nicht minder erfreulich ist die Überweisung der Kaulwitzer Sammlung des Kammerherrn Edgar Graf Henckel von Donnersmarck auf Grambschütz, Kreis Namslau. Auch sie rührt von zwei verschiedenen Fundstätten her, von denen das Museum teils durch frühere Geschenke, teils durch eigene Ausgrabungen schon einiges besass. Die eine ist durch das Vorkommen von Gesichtsurnen, von der Art der

pommerellischen, charakterisiert, die andre durch Waffen und Geräte der vorrömischen Eisenzeit. Eine genaue Beschreibung aller Fundstücke ist in Schlesiens Vorzeit, Band VI S. 422—439 und Bd. VII, S. 222f. gegeben. Dank der neuerlichen Schenkung des Herrn Grafen Henckel verfügt das Museum nunmehr über das gesamte, wissenschaftlich äusserst wichtige Material.

Aus dem Kreise Liegnitz erhielt das Museum drei wertvolle Geschenke. Zunächst die beiden bereits in Schles. Vorz. Bd. VII, S. 548 f. beschriebenen Pansdorfer Grabfunde der Bronzezeit von Herrn Emil Askenasy. Sodann einen Grabfund der römischen Kaiserzeit, bestehend aus einem langen eisernen Schwert, einer vierschneidigen Speerspitze, Schildbeschlägen, eisernen und bronzenen Eimerbeschlägen und mehreren Thongefässen, aus Neuhof von Herrn Landesältesten Scherzer. Endlich zwei sehr merkwürdige bronzene Gürtelbeschlagteile, von denen der eine in Relief auf vergoldetem Grunde phantastische Tiergestalten zeigt. Diese beiden Stücke sind bei Kroitsch gefunden und von Herrn Landschafts-Syndikus Seydel in Liegnitz dem Museum geschenkt worden. Ihre Abbildung und Beschreibung wie überhaupt die genauere Besprechung der vorgeschichtlichen Funde ist für den nächsten Band dieser Zeitschrift in Aussicht genommen.

Ausserdem wurden dem Museum vorgeschichtliche Funde geschenkt von den Herren Inspektor Kuhn in Domslau, Rittmeister a. D. von Oheimb in Kuhnern, Kaufmann Opitz in Lissa, Direktor Scholtz in Klein-Tinz, Rittergutsbesitzer von Schweinitz in Altraudten, Gutsbesitzer Scupin in Kronendorf, Pastor Söhnel in Raudten, Fritz Taurke in Breslau und Kaufmann Unger in Gleiwitz.

Angekauft wurden unter anderem zwei Bronze-Depotfunde aus Carmine, Kreis Militsch, und aus Matzwitz, Kreis Grottkau, sowie eine grössere Anzahl von Steinhämmern aus verschiedenen Orten.

Über die vom Verein für das Museum schlesischer Altertümer veranstalteten Ausgrabungen siehe dessen Thätigkeitsbericht.

2. MÜNZKABINET

Durch die Verschmelzung des städtischen Münzkabinets mit dem des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer ergab sich eine bedeutende Zahl von Dubletten, deren Verkauf von den städtischen Behörden beschlossen wurde. Ein kleiner Teil wurde freihändig veräussert, die Hauptmasse dagegen am 26. Juni 1899 und den folgenden Tagen von der Firma L. & L. Hamburger in Frankfurt a. M. öffentlich versteigert. Der Reinertrag belief sich auf 23 917,90 Mark. Hiervon wurden 15 510,10 Mark zur Abzahlung der auf der Münzsammlung des Vereins noch haftenden Schulden verwendet, der Rest von 8 407,80 Mark zur Vermehrung des Kabinets bestimmt.

Vermöge dieses Fonds war man in der Lage, über die im Etat für Münzankäufe angesetzte Summe beträchtlich hinauszugehen und die durch einige grosse Auktionen gebotene Gelegenheit zur Erwerbung hervorragender Seltenheiten in ausgiebigem Masse zu benutzen. Es wurden insgesamt 152 schlesische Münzen und Medaillen angekauft, ausserdem ein mittelalterlicher Schatzfund aus der Zeit um 1000 nach Chr. Von den Münzen waren 25 aus Gold, 75 aus Silber und 3 aus Kupfer, von den Medaillen 32 aus Silber und 16 aus Bronze und anderen Metallen. Als besonders wertvolle Erwerbungen seien hervorgehoben:

Grafschaft Glatz, Ferdinand III. Thaler 1630, von Peter Hema und 1636, ohne Münzmeisterzeichen.

Reichenstein, Wilhelm v. Rosenberg. Dukat 1582.

Sagan, Albrecht v. Waldstein. Thaler 1629 mit Münzzeichen G. E.

Jägerndorf, Georg Friedrich. Thaler 1557 und 1595; halber Guldenthaler 1564.

Neisse, Balthasar v. Promnitz. Dukat 156.

Stadt Breslau, Silbermedaille 1634 von Hans Rieger mit Stadtansicht und Wappen. Dewerdeck Nr. 28.

Georg v. Loxan (1491—1551). Silbermedaille ohne Jahreszahl. Hs. Behelmter Kopf nach links. Rs. knieende weibliche Figur, 25 mm. S. Abbildung auf S. 158.

Jeremias Rein. Raitpfennig ohne Jahreszahl. Beiderseits behelmtes Wappen.

Christian Walther (1669). Ovale Silbermedaille ohne Jahreszahl. Brustbild nach rechts. Rs. Tisch mit Kompass, 33/41 mm. S. Abbildung auf S. 99.

v. Weger und Sandmann. Breslauer Vermählungsmedaille 1795, 27 mm.

Geschenkt wurden 13 Münzen und Medaillen, darunter 10 schlesische. Die Geschenkgeber waren die Herren F. Friedensburg in Steglitz, G. Strieboll, Max Pringsheim und Georg Neumann in Breslau, R. Dehmel in Neusalz a./O., die Direktion der Schlesischen Feuerversicherungsgesellschaft und der Bürgerverein der Stadt Gottesberg.

3. KULTURGESCHICHTLICHE SAMMLUNG

Der Zuwachs der kulturgeschichtlichen Abteilung übertrifft an Stückzahl den aller übrigen. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, dass sich darunter nur wenige Wertstücke im gewöhnlichen Sinne des Wortes befinden. Das meiste erhält seinen Wert erst durch die Einfügung in das kulturgeschichtliche Gesamtbild, das es vervollständigen hilft, ist aber im einzelnen zu unbedeutend, um hier besonders erwähnt zu werden.

Von Innungsaltertümern schenkte Herr Fabrikbesitzer Wilhelm Kauffmann in Wüstegiersdorf eine schön gravierte Glasscheibe der Mark Lissaer Weber von 1714 mit dem von Löwen gehaltenen Zunft-Wappen und den Namen der Ältesten. Gekauft wurden unter anderem ein bronzenes Petschaft der Breslauer Stecknadlermeister von 1605 und ein messingnes der Züchner in Auras aus dem 18. Jahrhundert.

Die Gruppe der Trachten und Geräte wurde durch Geschenke bereichert von Frau Amalie Stake, Frau Sophie Münchhoff, Frau Anna Simson, Fräulein Marie Sonnabend, Frau Landgerichtsrat Gaede und Herrn Franz Grosspietsch in Breslau, Fräulein Selma Wolff in Grottkau und Herrn A. Treutler in Schmiedeberg. Gekauft wurden eine seidene Damenjacke des 18. Jahrhunderts, ein in Rokokoformen verziertes Emailschildchen für Moselwein und ein elfenbeinernes Spielmarkenkästchen, bemalt mit Figuren und Rankenwerk und bezeichnet: Mariaval le jeune a Paris fecit.

Von Musikinstrumenten schenkte Herr Prof. Dr. Bobertag in Breslau eine Guitarre und eine Flöte, die Firma C. G. Herolds Nachfolger in Klingenthal eine Violine des 18. Jahrhunderts mit geschnitztem Tierkopf und Perlmuttereinlagen.

Von wissenschaftlichen Instrumenten schenkte Prof. Meyer in Dresden (früher in Freiburg i. Schl.) einen messingnen Kompass von ca. 1730 mit gedruckter Gebrauchsanweisung von Lorenz Grasse, Kompassmacher in Augsburg, sowie ein etwa gleichaltriges Mikroskop. Ein zweites Mikroskop nebst einer Anzahl andrer Instrumente überwies die Stadtbibliothek. Sie scheinen die Reste der ehemals auf der Elisabet-Bibliothek aufbewahrten seiner Zeit hochberühmten Sammlung des Breslauer Ingenieurs Albrecht von Sebisch zu sein.

Der Stadtbibliothek verdankt das Museum auch die Mehrzahl der in diesem Jahre hinzugekommenen Wratislaviensia, unter denen die auf S. 87 f. besprochenen Kupferstichplatten und Porträts von Breslauer Ratsherren hervorgehoben seien. Eine Ansicht des ehem. Nikolaithores aus dem Jahre 1804 in Ölmalerei auf Wachs schenkte Frau Cäcilie Molinari.

Für die Waffensammlung wurde ein in Blindpressung verzierter und mit silbernen vergoldeten Rosetten reich beschlagener brauner Ledersattel mit Steigbügeln vom Ende des 17. Jahrhunderts und ein aus derselben Zeit stammendes dolchförmiges Spundbajonnett ältester Form erworben. An Geschenken gingen ein von Herrn Hofantiquar Max Altmann die aktenmässigen Belege zur Geschichte des im Museum befindlichen Napoleonglases, von den Herren E. Grindler und Kaufmann Sackur in Breslau Beutestücke von 1870/71.

Für die Einrichtung einer schlesischen Bauernstube fehlte in der vom Museum schlesischer Altertümer übernommenen Sammlung so ziemlich alles. Der grösste Teil des erforderlichen Mobiliars wurde auf einer Reise ins Riesengebirge, hauptsächlich in der Umgegend von Schmiedeberg, erworben. Die durchweg bunt bemalten Möbel gehören zumeist noch dem 18. Jahrhundert an. Das älteste datierte Stück ist ein Himmelbett vom Jahre 1700.

Bei der Beschaffung bäuerlicher Geräte und Kostümstücke hatte sich das Museum der freundlichen Unterstützung des Herrn Gastwirts Scholz in Giersdorf i. R. und des Herrn Rentners Scholz in Herzogswaldau bei Jauer zu erfreuen. Einen besonders gut erhaltenen Tellerschrank schenkte Herr Dr. Philibert Heymann, ein interessantes Ölbild mit Darstellung einer alten Bauernstube aus der Grafschaft Glatz Herr Max Altmann.

4. DIE SAMMLUNG DES ALTEN KUNSTGEWERBES

Bevor die Erwerbungen für diese Abteilung aufgezählt werden, mögen die Grundsätze, nach denen sie erfolgten, kurze Erwähnung finden. Wie das frühere Museum schlesischer Altertümer betrachtet auch das neue Kunstgewerbemuseum es als seine selbstverständliche Pflicht, alle Arbeiten, die für die Geschichte des schlesischen Kunstgewerbes in alter Zeit von Interesse sind, zu sammeln. Für alles das, was davon noch erreichbar ist, muss unser Museum die erste Auffangstelle sein, wobei im Interesse der wissenschaftlichen Forschung, für die auf diesem Gebiete noch sehr viel zu thun übrig ist, auch Nuancen schon vertretener Gattungen nicht ausgeschlossen werden. Immerhin nahm dieser Theil unserer Sammelthätigkeit im Berichtsjahre, wie das wohl auch in Zukunft der Fall sein wird, die verfügbaren Mittel nur etwa zur Hälfte in Anspruch und so konnte das Museum daran denken, an die Ausfüllung der zahlreichen Lücken in den Sammlungen zu schreiten. Bis es als ein Museum gelten darf, das das allgemeine Kunstgewerbe in allen wichtigen Perioden und Gattungen vertreten zeigt, werden freilich noch manche Jahre vergehen. Und gerade, weil die Lücken noch so zahlreich und umfassend sind, wäre es unsystematisch gewesen, aus allen Gebieten vereinzelte Stücke anzuschaffen. Wir beschränkten uns daher auf die Keramik (Majolika, Porzellan) und das Glas und erweiterten unseren Besitz an Möbeln durch zwei Stücke. Alle anderen Erwerbungen sind Gelegenheitskäufe und Geschenke. In der folgenden Übersicht werden nur die wichtigeren Stücke angeführt:

Möbel:

Cylinderbureau aus Mahagoniholz mit einfachen Bronzebeschlägen. Französisch, Stil Ludwigs XVI.

Wanduhr auf Konsole aus Holz, belegt mit Schildpattimitation und reich in Goldbronze montiert. Als Bekrönung eine Vase. Uhrwerk von Le Parfait. Französisch, Ende des Barockstiles.

Majolika:

Platte, flach und rund, mit Resten eines Ringfusses. Blau bemalt, der Grund mit Lüster. Unten zwei Hippokampen, aus denen sich Ranken entwickeln, die oben in Sirenen ausgehen, dazwischen Fruchtkorb und geflügelter Engelskopf. Auf der Rückseite Monogramm. Deruta um 1520. Aus Sammlung Zschille Nr. 76.

Teller, grüngolden irisierend mit schwarzblauen Bandverschlingungen. Deruta 16. Jahrh. Aus Sammlung Zschille Nr. 66.

Schüssel, am Rande abwechselnd Schuppenmusterung und Blattwerk, im Fond Fortezza mit der Säule in Landschaft. Deruta 16. Jahrh. Aus Sammlung Zschille Nr. 64.

Teller, auf hellblauem Grunde dunkelblau bemalt (a berettino), am Rande Grotesken, in der Mitte ein Medaillon: Amor an einen Baum gebunden. Faenza, Casa Pirota, um 1530.

Teller, am Rande Trophäen auf blauem Grunde, im gelben Mittelfeld ein Frauenkopf. Mit Lüsterglanz. Castel Durante, 16. Jahrh.

Topf, kugelförmig, ganz bedeckt mit einem grossen Schriftband: „Cocurata" sowie mit Vögeln und phantastischen Tieren (darunter Marcuslöwe?) in Blumenranken. Dunkelblau in den Farben vorherrschend, ausserdem verschiedene Töne von gelb und grün. Venedig? 16. Jahrh.

Albarello, eingeteilt in horizontale Streifen mit Grotesken- und Blattmotiven, vorn ein grosses ovales Medaillon mit der in Vorderansicht stehenden Figur eines Greises, der ein Messer hält. Faenza, 16. Jahrh. (Geschenk des Herrn Geheimrats Dr. Grempler.)

Apothekerkrug mit abstehendem Röhrenhenkel, unter dem ein Schriftband ausgespart ist, auf blauem Grunde in gelb und grün mit grossem Blatt- und Rankenwerk bemalt. 16. Jahrh. (Geschenk des Herrn Geheimrats Dr. Grempler.)

Steinzeug:

Apostelkrug. Im Mittelmedaillon das Agnus Dei. Zinndeckel, datiert 1728. Kreussen. (Geschenk des Herrn Geheimrats Dr. Grempler.)

Krause, braun glasiert. An den sechs Wänden abwechselnd Kerbschnittdecor und grosses kurbrandenburgisches Wappen, an den Ecken Masken. 17. Jahrh. (Geschenk des Herrn Otto Bauer.)

Deckelkanne der charakteristischen Bunzlauer Form, sehr fein in Masse und Glasur. In Silber montiert, Henkel und Deckel auch durch ein Kettchen verbunden. Die Montierung eines ähnlichen Stückes in den Sammlungen mit dem Stempel von Neisse. 18. Jahrh. Bunzlau.

Kannen, zwei Stück, von einem Service, schwarz, mit Relieffiguren. Englisches Steinzeug von Davenport in Wedgewoodart. (Geschenk von Frau Mathilde Sachs.)

Fayence:

Deckelgefäss in Form einer Eule, datiert 1560, süddeutsch oder schweizerisch. (Überwiesen von der Stadtbibliothek, wird im nächsten Bande des Jahrbuches veröffentlicht werden.)

Schüssel, datiert 1612, schlesisch. (Siehe Abb. auf S. 125.)

Deckeltöpfchen mit zwei Henkeln, grün glasiert. Auf dem Gefässe in Relief männliche und weibliche Figur im Kostüm des 17. Jahrh., zu beiden Seiten und auf dem Deckel geflügelte Engelköpfe. Datiert 1682, schlesisch.

Teller. Auf weissem Grunde aufsteigende Ranken mit violetten und gelben Rosetten und Granatäpfeln, dazwischen „Die Gedult". Datiert 1692, Schlesien oder sächsische Lausitz.

Teller. Im Fond eine Frau im Kostüm des 18. Jahrh., daneben „Lieben und Geliebt zu werden ist die grösste Freid auf Erden". Grelle Farben, darunter besonders auffällig ein siegellackartiges Rot, eingeritzte Modellierung. 18. Jahrh. Volkstümliche Keramik Schlesiens oder der Lausitz.

Teller, dem vorhergehenden ähnlich. Im Fond roter Hase und gelber Hund. Anno 1772.

Teller, überzogen mit kobaltblauer Glasur, aus der grossstilisiertes Palmettenornament ausgekratzt ist. Wahrscheinlich schlesisch. Im Berliner Kunstgewerbemuseum ein 1714 datiertes Exemplar.

Teller mit Gitterrand und rotem Decor, im Fond Landschaft. 18. Jahrh. Proskau (Geschenk der Frau Estera Henschel).

Theetopf mit aufgedruckter Ansicht von Proskau und der Eremitage von Dyhernfurth, späte Periode von Proskau (Geschenk des Herrn Nicklas).

Grosse Flasche mit flachgedrücktem Bauche und zwei Ohrhenkeln. Auf der einen buntbemalten Seite Adler (wahrscheinlich der preussische) umgeben von Trophäen in Relief. Unbekannte Fabrikation der 2. Hälfte des 18. Jahrh. (Geschenk des Botschafters Excellenz Saurma.)

Porzellan:

Bottengruber: Für die Kenntnis dieses interessanten Künstlers, der in den 20er Jahren des 18. Jahrh. in Breslau Porzellan dekorierte und später an der Wiener Manufaktur eine leitende Stellung einnahm, wurde neues Material erworben, so ein sehr schöner Teller, signiert AB in Ligatur, braunrot, schwarz und gold bemalt mit Genrescenen und allegorischer Figur in Barockranken. Bottengruber zuzuschreiben ist auch ein Tellerpaar, auf dem naturalistischer Blumendecor in braunroter Farbe aufgemalt ist. Wahrscheinlich als Arbeit des gleichfalls in Breslau als Porzellanmaler thätigen Preussler ist ein merkwürdiger Teller anzusehen, der als Geschenk des Herrn Max Pringsheim ins Museum kam. Das Material ist chinesisch, von der ursprünglichen bunten chinesischen Dekoration ist alles abgeschliffen bis auf das Randornament und einzelne Motive, die geschickt in Chinoiserien in Schwarzmalerei mit Vergoldung einbezogen sind.

Ansbach: Teller mit Reliefrand und grün-goldenem Decor, der sich zur Mitte in Zungen erstreckt, einen Blumenstrauss einschliessend.

Berlin: Ober- und Untertasse mit Golddecor am Rande und Blumensträusschen.

Fürstenberg: Teller, ein Paar, in der Mitte Bouquet aus Früchten und Blumen, am Rande Guirlandenmotive.

Höchst: Weissglasierte Figur eines bärtigen Flussgottes, der auf einem Felsstück lagert und die Linke auf eine fliessende Urne stützt.

Meissen: Terrine mit plastischen Masken am Henkelansatze und hohem Deckel, bemalt mit Drachen etc. in Anlehnung an chinesische Vorbilder. Frühzeit der Fabrik. (Gestiftet vom Verwaltungs-Gerichtsdirektor V. v. Uthmann.) — Kleiner Ochse (Geschenk des Herrn Max Pringsheim).



Neapel: Teller mit „Veduta presa nel sortire la grotta di Pozzuoli“, auf dem Rande Medaillons mit Imperatorenköpfen.

Sèvres: Ober- und Untertasse, die erstere von cylindrischer Form mit Ringhenkel, pâte tendre, hellblau mit Vergoldung und ausgesparten Medaillons, darin Blumensträusschen.

Veilsdorf: Spülschale mit Rokokoszenen. (Geschenk des Herrn Max Pringsheim.)

Wien: Eine ganze Anzahl von Arbeiten, die die Blütezeit der Wiener Manufaktur unter der Direktion Sorgenthals gut veranschaulicht. Die erste Stelle nimmt ein vollständiges Frühstückservice ein, bestehend aus vier Kannen, zwei Dosen, Spülnapf und einem Dutzend Ober- und Untertassen der cylindrischen Form mit rechtwinkelig gebogenem Henkel. Decor in Grün und Vergoldung mit schwarzen Feldern, in denen in bunter Bemalung die Funktionen des Amor nach einer französischen Vorlage dargestellt sind. — Ober- und Untertasse, die Obertasse von cylindrischer Form mit mythologischem Bilde (Diana und Gefährtin in Landschaft) und der Signatur „Herr“. — Ober- und Untertasse, hellblauer Grund mit ausgesparten gelben Medaillons, darin Ornamentation in Reliefvergoldung. — Teller mit Vergoldung auf Leitnerblau. — Teller, weisser Fond mit buntfarbigem und vergoldetem Rande, in der Mitte Rosette. — Teller mit Ansicht von Schönbrunn (Le chateau J. R. de Schoenbrunn vers le jardin) im vergoldeten Mittelfeld. — Ober- und Untertasse, die Obertasse von der späteren ausgeschweiften Form mit überhöhtem Henkel und mit Caravaggios Lautenschlägerin in Medaillon. Um 1825.

Unbestimmte Fabrikation: Weiss glasierte Tänzerin in Harlekinkostüm, sehr hübsch bewegt, in fliegendem Kleide, der rechte Fuss erhoben, der rechte Arm in die Hüfte gestemmt, die Linke hält eine Pritsche. Auf hohem Postament. Wien?

Glas:

Kollektion von 28 Gefässen aus durchsichtigem Glas, zum Teil von prächtiger Irisierung, als Beispiele für die Formentypik des Glases in der römischen Kaiserzeit. Aus phönikischen Gräbern. Dazu 3 Gefässe aus Brigetio (Pannonien).

Fläschchen mit zwei reich ausgebildeten Henkeln und umgelegtem kräftigen Faden. Antik.

Fläschchen mit einem Henkel, gerieft. Antik.

Kleine Spitzamphora, opak, von alabasterartiger Masse mit Band- und Zickzackornamentation in schwarzem Überfang. Aus Griechenland.

Kollektion von 51 Scherben, in der die wichtigsten Techniken für die buntfarbige Behandlung des Glases in der römischen Kaiserzeit (Millefiori, Fadenglas etc.) vertreten sind. Aus Italien.

Schale mit umgebogenen Rändern auf Fuss. Mit Fadenverzierung. Venetianisch. 16. Jahrh.

Becher, konisch, graviert, mit zwei Medaillons. A) Kind in flehender Stellung vor einem Engel, der eine Handlaterne trägt, dazu die Umschrift „Meine Seele hat Deiner zur Nacht begehrt“. B) Kind auf Steckenpferd reitend und Engel, der sich betrübt abwendet, Umschrift „Gott meine Verbrechen sind Dir nicht verborgen“. Dazwischen Fruchtkränze. Um 1700.

Becher, polygonal, mit Darstellung, die sich auf den Vers des hohen Liedes „Fulcite me floribus, stipate me malis: quia amore langueo“ bezieht. Um 1700. (Geschenk der Frau Geheimrat Neisser.)

Becher, konisch, geätzt, mit umlaufendem Hochzeitszug. Um 1720, schlesisch? (Geschenk der Frau Seraphine Silbergleit.)

Becher, polygonal-konisch, mit Goldrändchen. Das Agnus Dei in einer Landschaft und Inschrift: „Treu im Hertzen, treu in Worten, gutte Freunde allerorten“. 18. Jahrh. (Geschenk des Herrn Georg Grass.)

Igel mit Deckel. Auf dem Bauche das Breslauer W in Umrahmung von Palmzweigen und Blumenranken. Ende des 17. Jahrh.

Kelchglas auf hohem Fusse aus drei Noden, in die rote, zum Teil vergoldete Fäden eingeschmolzen sind. A) Österreichischer Doppeladler. B) Wappen von Breslau. Um 1700.

Becher, konisch, in Laub- und Bandelwerk Krone und Monogramm und die Inschrift: „Die Hoffnung besserer Zeiten, wann kommt sie?“ Auf dem Boden in Zwischengoldtechnik Krone und Scepter. 1. Hälfte des 18. Jahrh.

Deckelpokal mit Laub- und Bandelwerk und der Inschrift: „Denkt an den 12. Januar, da unser Fest des Friedens war. Anno 1746."

Deckelpokal, der Körper in vier Felder geteilt. A) Inschrift: „Es lebe die Königliche Oberambtsregierung zu Breslau", B) Gartenszene. Dazwischen breite Bandverschlingungen. Um 1750.

Deckelpokal mit reich gegliedertem Fusse, nach oben stark sich erweiternder Cuppa und hohem Deckelknauf. Umlaufend Fries mit Landschaft und kriegerischen Emblemen, darüber „Vernunfft und Waffen helfen nicht, wo nicht das Glück Sein Fiat spricht". Mit Goldverzierungen. Kaum schlesisch, nach 1750.

Becher, polygonal, mit Jagdszene in Zwischenglasmalerei. 18. Jahrh. (Geschenk des Herrn Geheimrats Dr. Grempler.)

Ausserdem wurden Gläser geschenkt von Herrn Geheimrat Dr. Grempler, Herrn Professor Meyer in Dresden, Frau Mathilde Sachs.

Metall:

Löffel aus Silber, auf dem Griffe die Inschrift: „Dorothea" in vergoldeten Buchstaben. Gefunden im Grunde des Katharinenstiftes zu Breslau. 15. Jahrh. (Geschenk der Frau Simson.)

Modell zu einem Bucheinband. 17. Jahrh. (Geschenk des Herrn Gottlieb Hess in München.)

Mörser mit Kolben, datiert 1746. (Geschenk des Herrn Direktor Richter.)

Schloss aus Eisen mit zierlichen Beschlägen. Ende des 15. Jahrh. (Geschenk des Herrn Schlossermeister Saal.)

Terrine aus Zinn mit charakteristischen, eckiggebogenen Henkeln und graviertem Blumendecor. 18. Jahrh.

Schüssel aus Zinn, im Fond ein brennendes Herz mit MH 1701 in der Mitte, flankiert von zwei Vögeln. Am Rande Tulpen. Neisser Beschauzeichen und aufsteigender Löwe mit CKD.

Schüssel aus Zinn mit gravierten Tulpen im Fond und am Rande. MH 1701. Breslauer Beschauzeichen.

Kopf mit Helm und Hahn aus Bronze, Arbeiten aus Benin.

Miniaturmalerei:

Miniaturporträt einer Dame, signiert: Lizinka de Mirbel 1833. (Geschenk des Fräulein Francke.)

Textiles:

Die Textilsammlung wurde vor allem durch eine grosse Kollektion von 43 Nummern vermehrt, die Herr Geheimrat Dr. Grempler schenkte. Sie füllt in höchst dankenswerter Weise eine grosse Lücke in den Museumssammlungen aus, da sie hauptsächlich — als Früchte der vielen Reisen des Geschenkgebers — nationale Arbeiten aus Holstein, Mähren, Ungarn, Bulgarien, Türkei, Russland, von den griechischen Inseln und aus Persien umfasst.

Der Kunstgewerbeverein schenkte eine Anzahl schöner chinesischer und japanischer Stoffe, Frau Estera Henschel eine böhmische Brautdecke, Herr J. F. Lunge in Berlin ein reich in Gold gesticktes modernes indisches Frauenkostüm, Kommissionsrat Milch eine moderne japanische Seidenstickerei, Generalagent Freund ein Mustertuch vom Anfange des 19. Jahrh.

Baldachinumhang, auf rotem Seidengrund gross stilisierte, mit Goldfäden conturierte Ranken von strengstem Renaissancecharakter in Applikation, von denen naturalistische Blüten in offener Seidenstickerei abzweigen. Aus Schlesien, 17. Jahrh.

Rücklaken in Gobelinwirkerei mit Darstellung der Königin von Saba. 16. Jahrh. (Geschenk des evangel. Gemeindekirchenrats von Heidau.)

Shawl aus Brüsseler Spitze. Nach einem alten Stammbaume der Besitzer dieses Shawles aus dem Besitze der Königin Marie Antoinette herrührend.

Behang, auf weissem Grund mit brauner Weberei Vögel, Bäume und Pyramus und Thisbe am Brunnen. Holsteinische Hausweberei.

Paramente (Kaseln, Kelchtücher und Antependium) in reicher Damastweberei vom Anfang des 18. Jahrh.

Orient:

Ausser den schon angeführten Textilien kamen ins Museum als Geschenk des Herrn Geheimrats Dr. Grempler japanische und chinesische Arbeiten in Bronze, Email und Lack, eine persisch-rhodische Henkelkanne, eine persische Fliese mit Relief eines Reiters auf der Falkenbeize, eine persische Henkelkanne aus Bronze mit gravierten Darstellungen, als Geschenk des Herrn Kaufmann Krug in Wüstegiersdorf ein chinesischer Fo-Hund in Bronze gegossen; von der Stadtbibliothek wurden aus altem Besitz stammende Tafeln mit chinesischen Reliefs aus farbigen, geschnittenen Steinarten auf Seidengrund abgetreten.

5. SAMMLUNG DES MODERNEN KUNSTGEWERBES

Möbel: Speisetisch von Peter Behrens — Konsole aus den vereinigten Werkstätten von Dresden.

Dekorative Malerei: Grosser dreiteiliger Wandschirm mit Gobelinmalerei von Otto Ubbelohde, in der Mitte Pfau auf einem Gitter vor weiter Landschaft, links Adler, um eine Tanne flatternd, rechts Kraniche.

Beleuchtungskörper von van de Velde und Eugen Berner.

Keramik: Zwei Kopenhagener Schüsseln, eine mit prächtigem Pfau von Höst, die andere mit dänischer Landschaft von Liisberg — Topf mit Überlaufglasuren von Clement Massier — Löwe aus Scharffeuerporzellan von Kähler aus Nästved — Teller von Schmuz-Baudiss — Vase von Heider in Schongau — Porzellanvase mit Kristallglasur aus der Königl. Porzellanfabrik zu Berlin — Vase aus Steinzeug von Doulton.

Glas: Ziergläser von Köpping, Gallé und Daum („Geisblatt") in Nancy.

Bucheinbände einfacher Art aus England und Dänemark.

Bleiverglasungen: Nixe von Christiansen, ausgeführt von Liebert in Dresden — von Läuger, ausgeführt von Holler in Crefeld.

Stickerei: Kissen „Blumige Wiese" von Obrist in München.

Metall: Bronzeguss nach dem Originalmodell für die Plakette zur Eröffnung des schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer von Professor Kämpffer (abgeb. auf S. 25) — Weinkühler von Wilhelm und Lind in München — Teller aus Zinn von Lichtinger — kleinere englische Metallbeschläge, Löffelchen, Schmuckstücke, Schale, getrieben in Kupfer aus der Schule in Glasgow — Pokal von Ashbee.

Für die Vermehrung der urgeschichtlichen, kulturhistorischen und kunstgewerblichen Sammlung wurden rund 23500 Mk. ausgegeben.

VERMEHRUNG DER BIBLIOTHEK

A) Büchersammlung.

Den Grundstock der Bibliothek bildet die Handbibliothek des Museums schlesischer Altertümer, die zuletzt einschliesslich der urgeschichtlichen, numismatischen, der schlesischen Geschichts-Litteratur und der Tauschschriften 2149 Werke umfasste und bei deren Ergänzung in den letzten Jahren im Hinblick auf die bevorstehende Gründung des Kunstgewerbemuseums die kunstgewerbliche Fachlitteratur, namentlich die kunstgewerblichen Zeitschriften, besonders berücksichtigt worden waren.

Vermehrt wurde dieser, auch für die neuen Ansprüche des Museums, wertvolle Besitzstand im Berichtsjahre zunächst durch die Überweisung von 129 Werken kunstgewerblichen Inhalts aus der Bibliothek des Schlesischen Museums der bildenden Künste und der Bibliothek des Kunstgewerbevereins für Breslau, die 65 Werke und Zeitschriften enthielt. Ausserdem gingen infolge eines Aufrufs des Museums bei seiner Gründung zum Teil recht wertvolle Geschenke von mehreren Verlagsanstalten, Buchhandlungen, wissenschaftlichen Instituten und Privatpersonen für die Bibliothek ein. Die Geschenkgeber

sind: S. M. der Kaiser, der ein Exemplar des Werkes von Jacobi: Das Römerkastell Saalburg durch den Oberpräsidenten von Schlesien übersandte, ferner: der Verlag Artaria, Wien — die Verlagsbuchhandlung Breitkopf u. Härtel, Leipzig — die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, Wien — Direktor Dr. Graul, Leipzig — Geh. Rat Dr. Grempler — Max Heiden, Berlin — Hugo Helbing, München — die Buchhandlung G. Hess, München — die Buchhandlung K. W. Hiersemann, Leipzig — R. v. Höfken, Wien — der Verlag Alex. Koch, Darmstadt — Stadtältester Dr. von Korn — der Verlag A. Langen, München — Dr. Lehmann-Nitsche, La Plata — Direktor Dr. Masner — Fabrikbesitzer H. Meinecke — Kommissionsrat B. Milch — das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Berlin — das Nordböhmische Gewerbe-Museum, Reichenberg — das Österreichische Museum für Kunst und Industrie, Wien — Bibliothekar Dr. Nentwig, Warmbrunn — die Königl. Porzellan-Manufaktur, Meissen — Max Pringsheim — Freiherr von Rentz — Notar Ritleng, Strassburg i. E. — Kustos Ritter, Wien — die Verlagsbuchhandlung Schimmelwitz, Leipzig — die Verlagsbuchhandlung Schuhr, Berlin — Buchhändler Schweitzer — Direktor Dr. Seger — Professor Dr. Semrau — die Stadtbibliothek — das Statistische Amt — K. A. Tannert, Neisse — Verlagsbuchhändler Trewendt — die Redaktion der Schlesischen Zeitung — die Verlagsbuchhandlung Ernst Wasmuth, Berlin — die Kunstanstalt C. T. Wiskott — W. Ziesch & Comp., Berlin.

Ausserdem sind die sehr zahlreichen, alljährlich eingehenden Publikationen der deutschen und ausserdeutschen Geschichts- und Altertumsvereine, die mit dem Verein für das Museum schlesischer Altertümer in Schriftenaustausch stehen, als Geschenke des Vereins für die Museumsbibliothek zu betrachten.

Von wichtigen Ankäufen, die nach Möglichkeit die grossen Lücken der vorhandenen kunstgewerblichen Litteratur füllen sollten, sind zu erwähnen: eine vollständige Serie des Studio, des Jahrbuches der Kunstsammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, der Mitteilungen d. k. k. Zentralkommission z. Erf. u. Erh. d. Kunstdenkmale, ferner: Niccolini, le case ed i monumenti di Pompei — Ysendyck, Documents classés de l'art dans les Pays-Bas du Xe au XVIIIe siècle — Gonse, l'art japonais — Radisics, Chefs-d'oeuvre d'art de la Hongrie — Owen Jones, the grammar of ornament. Gr. Ausg. — Wessely, das Ornament und die Kunstindustrie in ihrer geschichtlichen Entwickelung — Gerlach, Allegorien und Embleme, A. u. N. F. — Gerlach, Festons- und dekorative Gruppen — Fritsch, Denkmäler deutscher Renaissance — Belcher und Macartney, Later renaissance architecture in England — Gurlitt, die Baukunst Frankreichs — Palastarchitektur in Oberitalien und Toscana — Collection Spitzer — Labarte, Histoire des arts industriels — Lessing, Vorbilderhefte aus dem Kgl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin — Viollet Le Duc, Histoire du mobilier français — Sheraton, the Cabinet-Maker and upholsterers Drawing-Book — Williamson, les meubles d'art du mobilier national — Zettler-Enzler-Stockbauer, Ausgewählte Kunstwerke aus dem Schatze der Reichen Kapelle in der Kgl. Residenz zu München — Pulsky-Radisics-Molinier, Chefs-d'oeuvre d'orfévrérie ayant figuré à l'exposition de Budapest — du Sartel, la porcelaine de Chine — Audsley u. Bowes, Keramic art of Japan — Argnani, il rinascimento delle ceramiche maiolicate in Faenza — Darcel et Delange, Recueil de faïences italiennes des XVe, XVIe et XVIIe siècles — Garnier, la porcelaine tendre de Sèvres — Berling, das Meissner Porzellan und seine Geschichte — Catalogue of the collection of glass formed by Felix Slade — Tapis d'Orient — Guichard et Darcel, les tapisseries decoratives — Hefner-Alteneck, Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften — Racinet, le costume historique — Knoetel, Uniformenkunde — Hiltl, Waffensammlung des Prinzen Carl von Preussen.

B) Studienblätter-Sammlung.

Für diese neuangelegte Sammlung gingen Geschenke ein von: Hofkunsthandlung Ernst Arnold, Dresden — Kunstanstalt Theodor Beyer, Dresden — Direktorial-Assistent Dr. Buchwald — Dr. Robert Forrer, Strassburg — Stadtbauinspektor Friese — Kunstanstalt Grimme & Hempel, Leipzig — Antiquariat G. Hess, München — Buchhandlung K. W. Hiersemann, Leipzig — Frau Geh. Rat Hoffmann, Prietzen — cand. phil. Erich Klossowski — Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen, Düsseldorf — Verlag A. Langen, München — Mährisches Gewerbe-Museum, Brünn — Direktor Dr. Masner — Kunstanstalt Meisenbach, Riffarth & Comp., Berlin — Kommissionsrat

B. Milch — Frau Geh. Rat Toni Neisser — Maler Emil Orlik, Prag — Verlag P. Parey, Berlin — Kustos Ritter, Wien — Buchhändler Schweitzer — Professor Dr. Semrau — Optiker Otto Sitte — Maler Hugo Ulbrich — Vereinigung bildender Künstler Österreichs (Secession), Wien — Buchhändler Wohlfahrt — Kunstanstalt C. T. Wiskott — Volontär Fritz Wolff.

Erworben wurden u. a. zwei grössere Kollektionen von Photographien kunstgewerblicher Gegenstände aus dem Louvre und von Architekturen und Erzeugnissen des Kunsthandwerks aus Österreich-Ungarn. Vom alten Bestande, der für diesen Zweck verwendet werden konnte, war besonders wichtig eine grosse Sammlung von Abbildungen schlesischer Kunstdenkmäler.

Für die Vermehrung der Bibliothek wurden 15632 Mk., für die der Studienblätter-Sammlung 2038 Mk. ausgegeben.

AUSSTELLUNGEN

1. **Die Eröffnungsausstellungen modernen Kunsthandwerkes.** Wollte das Museum gleich bei seiner Eröffnung einen Überblick über Art und Umfang seiner zukünftigen Thätigkeit geben, durfte es sich nicht damit begnügen, seine Sammlungen vorzuführen. Es musste sofort auf das nachdrücklichste dokumentieren, dass es die Sammelthätigkeit nicht so sehr als Selbstzweck auffasse, sondern seine Bestimmung darin sehe, leitend und fördernd in das Kunstschaffen der Gegenwart einzugreifen. Mit den Arbeiten für die Einrichtung des Museums gingen daher die Vorbereitungen für die Veranstaltung zweier Ausstellungen parallel, von denen die eine dem modernen schlesischen, die andere dem auswärtigen d. h. nicht schlesischen Kunstgewerbe gewidmet war.

A) Die Ausstellung schlesischen Kunstgewerbes wurde vom Museum in Gemeinschaft mit dem Kunstgewerbeverein ins Werk gesetzt. Wie dieser das Verdienst beanspruchen kann, seit Iahren auf die Notwendigkeit der Gründung eines Kunstgewerbemuseums in Breslau hingewiesen zu haben, erachtete er es als eine Ehrenpflicht, mit dem neuen Institute bei dessen erster grossen Veranstaltung Hand in Hand zu gehen und sich mit allen Kräften dafür einzusetzen, dass sich das schlesische Kunsthandwerk unserer Tage bei der Eröffnungsausstellung würdig und vornehm präsentiere. Nicht nur dass der Verein als solcher einen Teil der Kosten des Unternehmens trug, scheuten auch einzelne Mitglieder bedeutende Opfer nicht, um durch aussergewöhnliche Leistungen zum Gelingen der Ausstellung beizutragen. So machte denn diese, zumal da die Jury streng alle unkünstlerischen Arbeiten abgelehnt hatte, im ganzen und grossen einen höchst erfreulichen Eindruck, der durch gefälliges Arrangement gesteigert war. Fast alle Räume des II. Stockwerkes, in denen die Ausstellung untergebracht war (Säle XXII—XXVII und Vortragssaal), waren in Interieurs umgewandelt. Sie rührten her von den Firmen Gebrüder Bauer, Gummig, Hauswalt, Kimbel, Koblinsky, Rumsch, Will und Zwiener. Die Führung der Ausstellungsgeschäfte war einem „Arbeitsausschusse“ anvertraut worden, der zugleich als Jury fungierte. Er bestand aus dem I. Direktor des Museums als Vorsitzenden, dem Direktor der Königl. Kunst- und Kunstgewerbeschule Professor Kühn als II. Vorsitzenden, den Herren Professor Behrens, Dr. Buchwald, Architekt Grosser, Maler Haertel, Graveur Kaiser, Ratsbaumeister Klimm, Kommissionsrat Milch, Buchbindermeister Okrusch, Dekorationsmaler Rumsch, Direktor Dr. Seger, Professor Dr. Semrau, Maler Sitzmann, Bildhauer Wilborn und Maler Wislicenus.

Die Ausstellung schlesischen Kunsthandwerkes bot dem Kunstgewerbeverein Veranlassung, einen Wettbewerb für ein künstlerisches Ausstellungsplakat auszuschreiben. Als Sieger aus diesem nur für schlesische Künstler bestimmten Wettbewerbe, der sehr viele hübsche Arbeiten zeitigte, ging Hermann Völkerling hervor, dessen Entwurf von der Firma C. T. Wiskott ausgeführt wurde.

B) Die Ausstellung auswärtigen Kunsthandwerkes konnte und wollte gewissermassen nur Stichproben für die wichtigsten Erscheinungen des gesamten modernen Kunsthandwerkes vorführen. Systematische Vollständigkeit war aus den verschiedensten Gründen undenkbar. Selbstverständlich über-

wogen bei dieser Ausstellung die Kleinkünste, immerhin aber war es möglich, einen Teil der Kompartimente, in welche der Grosse Saal des I. Stockwerkes eingeteilt wurde (derselbe, in dem jetzt die kirchlichen Kunstdenkmäler aufgestellt sind), interieurartig einzurichten. Grössere Kollektionen hatten für diese Ausstellung beigesteuert: die Vereinigten Werkstätten in München und Dresden, die Kunsthandlungen Arnold in Dresden, Keller und Reiner in Berlin, Littauer in München, Moritz Wentzel in Breslau. Ausserdem hatten viele Institute, Künstler und Kunsthandwerker direkt Arbeiten eingesandt.

Die Eröffnungsausstellungen dauerten vom 27. November bis 12. Januar und hatten sich eines ausserordentlich starken Besuches zu erfreuen (siehe unten). An mehreren Tagen der Woche waren sie bei einem Eintrittsgelde von 50 Pf. auch in den Abendstunden bei elektrischer Beleuchtung, in der sie sich besonders festlich und imposant präsentierten, geöffnet. Sehr grossen Anklang fanden beim Publikum die offiziellen Führungen durch die Ausstellungen, bei denen Beamte des Museums — zweimal auch Herr Professor Semrau — Erläuterungen gaben. An diesen Führungen nahmen teil: der Kunstgewerbeverein, der Ingenieur- und Architektenverein, der Verein für das Museum schlesischer Altertümer, der Verein für die Geschichte der bildenden Künste, der Humboldt-Verein für Volksbildung (6 mal), der landwirtschaftliche Verein, der Waldenburger Gewerbeverein. Als weniger erfreulich und bei weitem nicht heranreichend an den moralischen Erfolg, muss der finanzielle Erfolg der Ausstellungen bezeichnet werden. Es wurden nur 6000 Mark eingelöst, wobei das Museum als Hauptkäufer betheiligt war. Für beide Abteilungen der Eröffnungsausstellung wurde ein vornehm ausgestatteter und von der Firma Grass, Barth & Co. musterhaft gedruckter Katalog ausgegeben, für den Fritz Erler hübsche Vignetten entworfen hatte. (Siehe S. 32.)

2. Am 4. Februar wurde in den Räumen des II. Stockwerkes eine neue Wechselausstellung eröffnet. Sie enthielt eine grosse Anzahl moderner künstlerischer Tapeten, welche die Firma Nicolai & Schweitzer in Breslau mit grosser Sorgfalt zusammengebracht hatte, die in den Vereinigten Berliner Smyrna-Teppichfabriken nach Entwürfen von Professor O. Eckmann angefertigten Teppiche, kunstgewerbliche Entwürfe von Eugen Burkert in Breslau, die vom Museum angekauften Tierstudien des im Jahre 1891 verstorbenen Breslauer Malers Johannes Bräuer und Lackproben von Dekorationsmaler Hans Rumsch. Ausserdem waren zwei Gruppen aus der reichen Textilsammlung des Museums, alte schlesische Stickereien und orientalische Gewebe, ausgestellt.

BESUCH DER SAMMLUNGEN UND DER BIBLIOTHEK

Für den Besuch der Sammlungen wurden folgende Bestimmungen erlassen:

§ 1. Die Sammlungen des Museums sind an Wochentagen (Montag ausgenommen) von 10—2, an Sonn- und Feiertagen von 11—2 Uhr unentgeltlich dem allgemeinen Besuche zugänglich.

Aussergewöhnliche Besuchsstunden werden besonders bekannt gemacht. Geschlossen bleibt das Museum am Neujahrstage, Charfreitage, Ostersonntage, Christi Himmelfahrtstage, Pfingstsonntage, Busstage, ersten Weihnachtsfeiertage und an dem Geburtstage Sr. Majestät.

§ 2. Zum Besuche des Museums sind alle Personen in anständiger, reinlicher Kleidung zugelassen. Kinder unter 12 Jahren haben nur in Begleitung Erwachsener Zutritt.

§ 3. Stöcke und Schirme, sowie Handgepäck müssen von den Besuchern gegen ein Entgelt von 10 Pfennigen für die Person abgegeben werden. Personen, welche des Stockes als Stütze bedürfen, ist es gestattet, diesen in die Sammlungen mitzunehmen.

§ 4. Das Kopieren und Zeichnen in den Sammlungen ist im allgemeinen gestattet. Einer besonderen Erlaubnis der Direktion aber bedarf es bei Leihausstellungen und Erzeugnissen der modernen Kunstindustrie, sowie dann, wenn besondere Veranstaltungen (Aufstellung von photographischen Apparaten, Staffeleien etc.) nötig sind.



Interieur der Eröffnungsausstellung von J. Koblinsky in Breslau

Besucherzahl:

Monat	Anzahl der Besuchstage	Grösste Besucherzahl an einem Tage	Geringste Besucherzahl	Gesamtzahl der Besucher
1899: 27. Nov. bis 31. Dez.	33	1 365	78	10 710
1900: Januar	26	1 250	65	6 706
„ Februar	24	805	32	4 200
„ März	27	1 203	45	5 209

Über die Veranstaltung von Führungen durch die Eröffnungsausstellungen siehe S. 182.

Die Bibliotheksordnung ist folgende:

§ 1. Die Bibliothek (Bücher und Studienblätter) ist unentgeltlich geöffnet Dienstag bis Sonnabend vormittags von 10 bis 2 Uhr, abends von 6 bis 8 Uhr, Sonntag von 11 bis 2 Uhr.

§ 2. Jeder Besucher hat Namen, Stand und Wohnung in ein dafür bestimmtes, im Lesezimmer aufliegendes Buch einzutragen.

§ 3. Im Lesezimmer ist grösste Ruhe zu beobachten; Tische und Stühle dürfen nicht mit Kleidungsstücken belegt werden. Für Benutzung von Tintenfässern ist die Genehmigung des Bibliothekars einzuholen.

§ 4. Jeder dem Bibliotheksbeamten bekannte Besucher darf die Bücher und Studienblätter selbst von ihrem Platze nehmen, hat sie aber nach der Benützung auf dem Lesetische liegen zu lassen und nicht wieder einzustellen. Andere Besucher erhalten die gewünschten Bücher etc. von dem Aufseher.

§ 5. Die in einem besonderen Schranke zusammenliegenden neuesten Nummern der Zeitschriften können von jedem Besucher ohne weiteres eingesehen werden und sind nach der Benützung wieder in ihr Fach zurückzulegen.

§ 6. Die Bücher und Studienblätter werden nur ausnahmsweise verliehen. Wörterbücher, oft benützte, kostbare und seltene Werke, einzelne Nummern von Zeitschriften können überhaupt nicht ausgeliehen werden.

§ 7. Verliehen werden Bücher etc. nur an Personen, die der Direktion bekannt sind, oder die einen Bürgen stellen können, über dessen Befähigung zur Bürgschaftsleistung die Direktion entscheidet.

§ 8. Die Bücher etc. werden gegen schriftliche Empfangsbescheinigung auf eine, in jedem einzelnen Falle mit dem Bibliothekar zu verabredende Frist ausgeliehen. Die Direktion behält sich vor, die Bücher etc. auch innerhalb dieser Frist zurückzuverlangen.

§ 9. Jeder Besucher, der Bücher etc. beschädigt, ist zum Ersatze des Schadens nach der Schätzung der Direktion verpflichtet.

§ 10. Den Anordnungen der Bibliotheksbeamten und Aufseher hat sich jeder Besucher unbedingt zu fügen.

Benützt wurde die Bibliothek in der Zeit vom 27. November bis 31. März an 105 Tagen von 1107 Personen. Hoffentlich bringt die naturgemäss erst allmählich sich verbreitende Kenntnis von dem Bestehen der Bibliothek eine wesentliche Steigerung der Besucher, namentlich aus den Kreisen der Kunstgewerbetreibenden, damit sich die gerade auf diesen Teil des neuen Instituts gesetzten Erwartungen voll erfüllen.

ZUSAMMENSETZUNG DER MUSEUMS-DEPUTATION UND DES BÜREAUS

Die Museums-Deputation (siehe S. 29) bestand im Berichtsjahre aus folgenden Mitgliedern:

Oberbürgermeister Dr. Bender, Stadtrat Milch, Stadtrat Brössling — Baumeister Heintze, Rechtsanwalt Dr. Wehlau, Geheimrat Dr. Neisser, Professor Kühn, Maler Rumsch, Weinkaufmann Pniower, Juwelier Klee, Geheimrat Dr. Ponfick — Stadtältester Dr. von Korn — Geheimrat Dr. Grempler und Direktor Dr. Seger (als Stellvertreter Oberlehrer Dr. Mertins und Kaufmann Strieboll) — Geheimrat Dr. Websky (als Stellvertreter Kommissionsrat Benno Milch) — Geheimrat Dr. Foerster — Landeshauptmann von Roeder — Professor Dr. Sombart — Direktor Dr. Masner.

Anstelle des Herrn Pniower, der am 13. Juli 1899 verstarb, wurde Buchdruckereibesitzer Lilienfeld gewählt.

Das Büreau war folgendermassen zusammengesetzt:

I. Direktor: Dr. Karl Masner.

II. Direktor: Dr. Hans Seger (verwaltet die urgeschichtliche, kulturhistorische und Münzsammlung).

Direktorial-Assistent: Dr. Conrad Buchwald (führt die Bibliotheksgeschäfte).

Volontäre: Fritz Wolff.
Erich Klossowski (bis 1. Januar 1900).

Büreau-Assistent: Hugo Kornführer.

Kastellan: Eugen Jung.

STIFTUNGEN VON GELDBETRÄGEN FÜR DAS MUSEUM

1. Im Oktober des Jahres 1899 veröffentlichten die Herren: George Agath, Fabrikdirektor und Stadtverordneter A. Blauel, Stadtrat C. Brössling, Geh. Justizrat und Stadtverordneten-Vorsteher Freund, Kaufmann und Stadtverordneter Adolf Friedenthal, Geschäftsinhaber des Schlesischen Bankvereins Fromberg, Königl. Bergrat und erster Handelskammer-Syndikus Gothein, Geh. Sanitätsrat Dr. Grempler, Königl. Baurat und Fabrikdirektor Grund, Brauereibesitzer Georg Haase, Geh. Kommerzienrat Heinrich Heimann, freier Standesherr Guido Graf Henckel v. Donnersmarck, Kraft Fürst zu Hohenlohe, Bankier Albert Holz, Dr. G. Kauffmann, Fabrikbesitzer S. Kauffmann, Kaufmann Georg Kissling, Eugen von Kulmiz, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Ladenburg, Königl. Kommerzienrat L. Ledermann, Direktor Dr. Masner, Stadtrat Milch, Geh. Kommerzienrat Molinari, Geh. Medizinalrat Professor Dr. Neisser, Geh. Kommerzienrat Pinkus, Geh. Medizinalrat Professor Dr. Ponfick, Stadtrat Fedor Pringsheim, Dr. Franz Promnitz, Victor Herzog von Ratibor, Landeshauptmann von Schlesien v. Roeder, Wirkl. Geh. Rat Exzellenz Freiherr v. Saurma, Fabrikbesitzer Schoeller, Rittergutsbesitzer Julius Schottlaender, Direktor Dr. Seger, Bankier Gideon v. Wallenberg-Pachaly, Geh. Kommerzienrat Dr. Websky, Fabrikbesitzer und Handelsrichter Max Wiskott folgenden Aufruf in den Zeitungen:

„Am 27. November d. J. geht ein langgehegter Wunsch der Provinz Schlesien und seiner Hauptstadt in Erfüllung. In Breslau wird ein Kunstgewerbemuseum eröffnet, das bestimmt ist, neben dem Museum der bildenden Künste ein Mittelpunkt für die künstlerischen Interessen unserer engeren Heimat zu werden. Stadt, Provinz und Staat, die hochherzige Opferwilligkeit eines unserer besten Bürger und die einsichtsvolle Fürsorglichkeit von Korporationen haben sich vereinigt, um dieses Institut zu gründen und zweckentsprechend einzurichten. Zahlreiche Kunstdenkmale aus Schlesiens Vorzeit bilden schon jetzt einen wertvollen Grundstock für die Sammlungen des neuen Museums. Aber die zweitgrösste Stadt Preussens darf sich nicht mit einem Lokalmuseum begnügen. Wir müssen anstreben, dass unser Kunstgewerbemuseum ein befruchtender Faktor für unsere Provinz und Stadt werde, dass es die Kunstgewerbetreibenden und das Publikum vertraut mache mit jenen Elementen, die bestimmend auf die Geschmacksrichtung unserer Zeit einwirken, dass es beide heranziehe zur Würdigung der das moderne Kunstgewerbe bewegenden Probleme, damit nicht Mangel an Verständnis den Fortschritt unterbinde. Soll jedoch unser Kunstgewerbemuseum dieser hohen Aufgabe gerecht werden, muss es mit genügenden Mitteln ausgerüstet sein, um in dem fast fieberhaften Wettstreite, mit dem alle Schwesteranstalten sich um mustergiltige Kunstgegenstände aus Vergangenheit und Gegenwart bewerben, seine Sammlungen lehrreich ausgestalten zu können. Die Unterzeichneten richten daher an die Bewohner der Provinz Schlesien die eindringliche Bitte, durch Geldspenden dazu beizutragen, dass ein beachtenswerter Fond zur Vermehrung unserer Museumssammlungen geschaffen werde. Wie das Museum durch die Thatkraft der Gesamtheit unserer Bürgerschaft eine städtische Institution geworden ist, möge es auch den Einzelnen zu seinen Förderern zählen und seinen Namen mit neuen Erwerbungen verknüpfen können.

Auf Grund dieses Aufrufes sendeten folgende Beträge ein: Kaufmann George Agath 100 Mark; Konsul Neander Alexander 100 Mark; J. Alexander, i. F. Gebr. Alexander 100 Mark; Kaufmann Hermann Biermann 30 Mark; Fabrikdirektor Blauel 30 Mark; Stadtrat Brössling 300 Mark; Fräulein Elise Nees von Esenbeck 5 Mark; Carl Frey & Söhne 100 Mark; Adolf Friedenthal 300 Mark; Bankdirektor Fromberg 300 Mark; Geh. Sanitätsrat Dr. Grempler 20 Mark; Baurat Fabrikdirektor F. W. Grund 50 Mark; Cornel Grzimek 10 Mark; Kommerzienrat und Rittmeister Georg Haase 300 Mark; Maurermeister E. Haertel 100 Mark; Geh. Kommerzienrat Heinrich Heimann 500 Mark; Guido Graf Henckel v. Donnersmarck, Neudeck 1000 Mark; Christian Kraft Fürst zu Hohenlohe, Slawentzitz 500 Mark; Bankier Albert Holz 100 Mark; Frau Magdalene Kaerger 30 Mark; Frau Klara Kauffmann, Tannhausen 100 Mark; Fabrikbesitzer S. Kauffmann 500 Mark; Fabrikbesitzer W. Kauffmann, Wüstegiersdorf 100 Mark; Kaufmann Georg Kissling 300 Mark; Stadtrat und Kämmerer

Körte 5 Mark; Klara Kohn, Pless 10 Mark; Eugen von Kulmiz, Saarau 500 Mark; Geh. Regierungsrat Professor Dr. Ladenburg 100 Mark; Wirklicher Geh. Kriegsrat a. D. Lampe 10 Mark; Kommerzienrat Ledermann 300 Mark; Frau Hulda Lipmann 50 Mark; Rittergutsbesitzer von Loebbecke, Eisersdorf 500 Mark; Oberlehrer Dr. Mertins 10 Mark; Stadtrat Milch 300 Mark; Fräulein Cäcilie Molinari 30 Mark; Geh. Kommerzienrat Molinari 500 Mark; Geh. Medizinalrat Professor Dr. Neisser 500 Mark; Bankier Max Perls 150 Mark; Stadtrat Peterson 20 Mark; Geh. Kommerzienrat Pinkus, Neustadt 500 Mark; Rittergutsbesitzer Carl Pohl, Sackrau 10 Mark; Stadtrat Fedor Pringsheim 100 Mark; Dr. Franz Promnitz 300 Mark; Landgerichtsrat Dr. Reitzenstein 10 Mark; Kunsthändler Bruno Richter 20 Mark; Sanitätsrat Dr. Rosemann 15 Mark; Bruno Rosenthal 10 Mark; Georg Schoeller 300 Mark; Frau Seraphine Silbergleit, geb. Nothmann 100 Mark; Dr. med. Staub 15 Mark; Direktor Stechmann 20 Mark; Kaufmann G. Strieboll 10 Mark; Gideon v. Wallenberg-Pachaly 500 Mark; Geh. Regierungsrat Bürgermeister v. Ysselstein 100 Mark; Sammlung einer Tischgesellschaft 4,40 Mark; Erlös für eine versteigerte Nadel 4 Mark; M. Z. 3 Mark; Hu. 52 Pf.; T. K. 10 Mark; Bakel 50 Pf.; Loewe 50 Pf.; Poëta 1 Mk.; Zusammen: 9993 Mark 92 Pf.

2. Ein Aufruf, den der Schlesische Zentral-Gewerbeverein im Juli erlassen hatte, brachte folgende Beiträge: von Geh. Kommerzienrat Dr. Websky 1000 Mark; Fabrikbesitzer Dr. Georg Kauffmann, Wüstegiersdorf 300 Mark; Bergrat Georg Gothein 100 Mark; Major a. D. Schlittgen, Kotzenau 100 Mark; Rittergutsbesitzer H. v. Ruffer, Rudzinitz 100 Mark; Gewerbeverein zu Trebnitz 25 Mark; Gewerbeverein zu Königshütte 10 Mark. Zusammen: 1635 Mark.

3. Im März des Jahres 1900 stiftete Herr Verwaltungs-Gerichtsdirektor Victor v. Uthmann dem Museum für Ankäufe den Betrag von 650 Mark.

ANHANG I

VERWALTUNGSORDNUNG DES MUSEUMS

§ 1. Zweck.

Das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer ist dazu bestimmt:

1. Den Gewerbetreibenden der Stadt Breslau und der Provinz Schlesien die Hilfsmittel der Kunst und der Wissenschaft zugänglich zu machen und den Geschmack in den Kunstgewerben sowie das Verständnis kunstgewerblichen Schaffens in der Bevölkerung zu heben.
2. Erzeugnisse der bildenden Künste und des Handwerks, insbesondere solche, welche in Schlesien entstanden sind oder zu Schlesien Beziehungen haben, zu sammeln und wissenschaftlich geordnet öffentlich auszustellen.

§ 2. Mittel zum Zweck.

Den Zwecken des Museums dienen folgende Veranstaltungen:

1. Eine ständige Sammlung von Anschauungsmaterial an Kunst- und Gewerbe-Erzeugnissen, Rohstoffen und Halbfabrikaten.
2. Ein offener Zeichensaal.
3. Eine Vorbilder-Sammlung, umfassend Nachbildungen, Modelle, Zeichnungen u. s. w.
4. Eine Fachbibliothek.
5. Zeitweilige Ausstellungen von Kunst- und Gewerbeerzeugnissen.
6. Vorträge.

Der Verwaltung des Museums steht es frei, auch andere geeignete Mittel zur Förderung des Museumszweckes zu wählen; z. B. Unterrichts-Kurse, insbesondere an Schüler der Königlichen Kunst- und Kunstgewerbe-Schule und Publikationen wissenschaftlicher Aufsätze.

§ 3. Rechtliche Stellung des Museums.

Das Museum ist Eigentum der Stadt Breslau und steht daher unter der Verwaltung der städtischen Behörden. Der Magistrat führt die Aufsicht über das Museum und vertritt dasselbe nach aussen.

Bei der Verwaltung sind zu beachten:

1. Die Schenkungsurkunde des Herrn Stadtältesten Heinrich von Korn vom 20. August 1896 mit Nachtrag vom 27. September 1896. (Siehe S. 30ff.)

   (Vergl. Protokolle der Stadtverordneten-Versammlung vom Jahre 1896 Nr. **786** und **836** Seite 207 ff.)

2. Der Vertrag der Stadt mit dem Vereine für das Museum schlesischer Altertümer vom 3. Februar 1897. (Anhang II.)

   (Vergl. Protokollbuch der Stadtverordneten-Versammlung vom Jahre 1897 Nr. **611** Seite 155 und Referate von 1897 Nr. 5 Seite 7 und 8.)

§ 4. Verwaltungs-Deputation. Zusammensetzung.

Für das Museum wird gemäss § 59 der Städte-Ordnung vom 30. Mai 1853 eine besondere Verwaltungs-Deputation unter dem Namen „Museums-Deputation“ bestellt, deren Zusammensetzung ein besonderes Ortsstatut ordnet. Demnach bilden die Deputation:

1. Drei vom Oberbürgermeister ernannte Magistrats-Mitglieder, worunter der Vorsitzende und dessen Stellvertreter.
2. Acht von der Stadtverordneten-Versammlung gewählte Mitglieder, darunter mindestens fünf Stadtverordnete.
3. Herr Stadtältester Heinrich von Korn, als lebenslängliches Ehrenmitglied, mit vollem Stimmrecht.
4. Zwei Mitglieder, welche nebst zwei ständigen Stellvertretern der Vorstand des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer wählt.
5. Ein Mitglied, welches nebst einem ständigen Stellvertreter der Schlesische Zentral-Gewerbe-Verein wählt.
6. Ein Vertreter der Königlichen Staatsregierung, so lange der Staat dem Museum die Unterstützung von 6000 Mark jährlich gewährt.
7. Ein Vertreter der Schlesischen Provinzial-Verwaltung nach Massgabe der Vereinbarung zwischen Provinz und Stadt.
8. Ein auf Vorschlag des akademischen Senats von dem Universitäts-Kurator zu ernennender Professor der Königlichen Universität Breslau, gemäss des Vertrages vom 3./10. Dezember 1898. (Siehe S. 31 f.)
9. Der Direktor des Museums.

   Mit beratender Stimme nimmt an den Sitzungen der Deputation ferner der Direktor der Abteilung für historische Altertümer teil.

Die Zahl der Vertreter zu 1, 2 und 4 kann durch Gemeindebeschluss geändert und ebenso kann weiteren Korporationen und Vereinen die Abordnung von Vertretern zu Mitgliedern der Deputation zugestanden werden.

Der Vorsitzende der Deputation und der Oberbürgermeister können ausserdem gewerblich, künstlerisch oder wissenschaftlich sachverständige Personen zu den Sitzungen der Deputation zuziehen; doch haben dieselben nur beratende Stimme.

§ 5. Geschäftsführung der Deputation.

Die Deputation leitet und beaufsichtigt die Museums-Verwaltung, soweit nicht der Magistrat einzelne Angelegenheiten — wie z. B. die Kassen-Verwaltung — unmittelbar an sich zieht und ordnet. Sie bereitet die Beschlüsse des Magistrats vor, führt sie aus, giebt Gutachten über Fragen der Museums-Verwaltung ab und hat durch zweckmässige Anordnungen und Anträge die Entwicklung der Anstalt zu fördern. Sie ist vorgesetzte Behörde aller am Museum angestellten Beamten.

Insbesondere liegt ihr ob:

1. Den Etat für das Museum und etwa nötige ausserordentliche Ausgaben rechtzeitig vorzuschlagen.
2. Nach Massgabe des Etats und der ausserordentlichen Bewilligungen die Ausgaben unter Beachtung der für die städtische Verwaltung gegebenen allgemeinen Vorschriften zu beschliessen und zu kontrollieren, soweit dazu nicht der Direktor u. s. w. persönlich befugt ist.
3. Die Jahresrechnung festzustellen und jährlich einen Bericht zu erstatten.

   Der Jahresbericht kann mit demjenigen des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer verbunden werden.

Die Deputation wird vom Vorsitzenden nach Bedürfnis berufen und ist bei Anwesenheit von neun Mitgliedern einschliesslich des Vorsitzenden beschlussfähig. Die Einladung erfolgt durch Zettel; Angabe der Tages-Ordnung ist dabei die Regel, aber nicht wesentlich. Über die Beschlüsse wird ein Protokoll aufgenommen und vom Vorsitzenden und zwei Mitgliedern unterschrieben. Nach aussen korrespondiert die Deputation unter der Firma „Der Magistrat. — Museums-Deputation" unter Zeichnung des Deputations-Vorsitzenden, des Magistrats-Dezernenten und des Direktors, sofern nicht der Direktor als solcher allein zu zeichnen befugt ist. In eiligen Sachen verfügt der Vorsitzende ohne zuvorigen Beschluss der Deputation; doch ist alsdann die Genehmigung der Deputation nachträglich einzuholen.

§ 6. Ausschüsse. Beirat.

Für einzelne, besondere Angelegenheiten kann die Deputation Ausschüsse bestellen. Ein ständiger Ausschuss von fünf Deputations-Mitgliedern, worunter sich der Direktor und eines der vom Vereine für das Museum schlesischer Altertümer gewählten Mitglieder befinden müssen, wird unter dem Titel „Beirat" bestellt zur Beschlussfassung über Erwerbungen und Veräusserungen für das Museum (vergl. § 12). An den Sitzungen desselben nimmt der zweite Direktor und Abteilungs-Vorsteher mit beratender Stimme teil. Für die Verwaltung des Hauses sind aus der Zahl der Deputations-Mitglieder ein Kurator und ein ständiger Stellvertreter desselben zu bestellen.

§ 7. Der Direktor.

Der Direktor leitet die gesamte innere Thätigkeit und Verwaltung des Museums. Ihm liegt insbesondere die Sorge für die Ordnung, Inventarisierung, Katalogisierung, Nutzbarmachung und für die fortschreitende Entwicklung der Sammlungen ob. Er ist technischer Dezernent in Museums-Angelegenheiten und verfügt innerhalb seiner Zuständigkeit selbständig, im übrigen unter Mitzeichnung des Magistrats-Dezernenten und eventuell des Vorsitzenden der Deputation.

Der Direktor ist Dienstvorgesetzter aller Museumsbeamten und kann den Haus- und Unterbeamten bis zu acht, den übrigen Beamten bis zu drei Tagen Urlaub erteilen.

Zu dienstlichen Reisen in schleunigen Fällen kann der Direktor sich selbst bis zu drei Tagen beurlauben, doch ist alsdann dem Oberbürgermeister entweder sofort, oder unverzüglich nach der Rückkehr Anzeige zur nachträglichen Genehmigung der Dienstreise zu machen.

§ 8. Der zweite Direktor und Abteilungs-Vorsteher.

Der Vorsteher der Altertums-Abteilung ist Stellvertreter des Direktors in der Gesamtleitung des Museums, hat denselben in der Verwaltung des Museums zu unterstützen und übt bei Behinderung des Direktors alle Befugnisse desselben aus.

Dem Vorsteher liegt die besondere Verwaltung der im Unter- und Erdgeschosse des Museums vereinigten, von der Deputation näher abzugrenzenden Abteilung für schlesische Altertümer ob. Hierbei ist er im einzelnen selbständig mit dem Rechte, alle Mittel des Museums unter Beobachtung der vorgeschriebenen Kontrollen zu benutzen. Neue allgemeine Anordnungen für den Dienst in der Altertums-Abteilung bedürfen der Genehmigung des Direktors, und bei Meinungsverschiedenheit bewendet es bei dem Bisherigen bis zur Entscheidung der Deputation.

Derselbe ist Dienstvorgesetzter der für seine Abteilung angestellten oder auf derselben arbeitenden Museums-Unterbeamten.

Zur Veranstaltung von Ausgrabungen und anderen dienstlichen Geschäften kann er nach vorheriger Anzeige bei dem Direktor bis zu drei Tagen verreisen, sofern der Direktor nicht Einspruch erhebt. Erhebt dieser Einspruch, so ist vor Antritt der Reise die Entscheidung des Oberbürgermeisters einzuholen.

§ 9. Der Direktorial-Assistent.

Der Direktorial-Assistent dient als Gehilfe des Direktors bei Verwaltung, Ordnung und Beaufsichtigung der Sammlungen und des Büreaus. Nach Bedarf können mehrere Direktorial-Assistenten angestellt werden, oder statt des Direktorial-Assistenten ein Inspektor für das Museum.

§ 10. Rechtsverhältnisse der Museumsbeamten.

Die Beamten des Museums werden vom Magistrat der Stadt Breslau angestellt und ihre Rechtsverhältnisse bestimmen sich nach den für die Beamten der Stadt geltenden Vorschriften, soweit nicht etwas anderes rechtsgültig vereinbart wird.

Allen Beamten des Museums wird es zur besonderen Pflicht gemacht, dem Publikum, und insbesondere den Gewerbetreibenden, welche wissenschaftlichen oder künstlerischen Rat suchen, in bereitwilligster Weise behilflich zu sein.

§ 11. Hausverwaltung.

Über die äussere Verwaltung des Museumsgebäudes verfügt innerhalb des Etats der Direktor im Einverständnis mit dem Kurator; die Rechnungen über die Ausgaben bedürfen der Gegenzeichnung des Kurators und der Kurator hat auch den Geschäftsverkehr mit Handwerkern und Lieferanten zu führen und deren Lieferungen und Rechnungen zu prüfen, abzunehmen und zu bescheinigen.

§ 12. Ergänzung der Sammlungen.

Sowohl der Direktor des Museums als der Direktor der Abteilung für historische Altertümer verfügen nach Massgabe der dafür bestimmten Etatsmittel selbständig über die Erwerbung von Stücken, die nicht über einhundert Mark kosten, darüber hinaus mit Genehmigung des Beirats (§ 6, Abs. 2). (Zu Erwerbungen, welche mehr als tausend Mark erfordern, ist die Genehmigung der Deputation oder, in schleunigen Fällen, des Vorsitzenden einzuholen.) Veräusserungen sind nur mit Genehmigung des Beirats zulässig und sind der Beschlussfassung der Deputation zu unterwerfen, wenn ein Mitglied des Beirats dies fordert.

Von allen Veräusserungen und von allen erheblichen Erwerbungen ist der Deputation in ihrer nächsten Sitzung Kenntnis zu geben, möglichst unter Vorlegung der Stücke.

Gegenstände, welche der Verein für das Museum schlesischer Altertümer dem Museum überweist, sind aufzunehmen und dürfen nur auf Beschluss der Deputation wieder veräussert werden. Erhebt der Verein bei der Deputation Einspruch gegen die Veräusserung, so hat dieselbe zu unterbleiben.

§ 13. Ergänzung der Bibliothek und Vorbilder-Sammlung.

Über die Ergänzung der Bibliothek und der Vorbilder-Sammlung verfügt der Direktor unter Beachtung etwaiger Deputationsbeschlüsse.

§ 14. Benutzung der Sammlungen und des Zeichensaales.

Die Sammlungen des Museums sind zu den bestimmten Zeiten jedermann unentgeltlich zur Besichtigung geöffnet.

Der Zeichensaal mit der für das gewerbliche Zeichnen zweckmässigen Ausstellung und die Bibliothek und Vorbilder-Sammlung sind der öffentlichen Benutzung frei zu geben. Genauere Vorschriften sind vom Magistrat auf Vorschlag der Deputation zu erlassen und öffentlich bekannt zu machen.

§ 15. Verein für das Museum schlesischer Altertümer.

Die Rechte des Vereins gegenüber dem Museum werden durch den § 3 zu 2 erwähnten Vertrag vom 3. Februar 1897 (Anhang II) bestimmt. Darüber hinaus wird noch Folgendes bestimmt:

Der Direktor und die wissenschaftlichen Beamten des Museums sind verpflichtet, auf Wunsch des Vereins in diesen und seinen Vorstand einzutreten und die Geschäfte des Vereins-Sekretärs ohne besondere Entschädigung zu übernehmen.

Der Vorsitzende, Schatzmeister und Sekretär des Vereins sind auch dann, wenn sie nicht zugleich Beamte des Museums sind, berechtigt, die Sammlungszimmer und die Bibliothek des Museums bei Tage, ausserhalb der öffentlichen Benutzungszeiten zu besuchen und zu benutzen. Einzelne Stücke der Sammlungen und einzelne Bücher können sie, gegen einfache Empfangsbescheinigung, in das Zimmer des Vereins und in den Vortragssaal zur wissenschaftlichen Benutzung entnehmen.

Der Vorsitzende, Schatzmeister und Sekretär des Vereins sind berechtigt, den Büreau- und Unterbeamten des Museums, welche ihnen zufolge § 2 zu 5 des Vertrages vom 3. Februar 1897 zur Verfügung gestellt sind, dienstliche Anweisungen zu erteilen.

Treten Kollisionen zwischen den Anordnungen der Vereinsbeamten und der Museumsbeamten ein, so soll die Entscheidung des Museums-Direktors bis zur Beschlussfassung der Deputation gelten.

Dem Direktor und allen Beamten des Museums wird das grösste Entgegenkommen gegen die Interessen und Wünsche des Vereins zur besonderen Pflicht gemacht; damit der Verein, der in grossherzigem Gemeinsinn sein wertvolles Museum der Stadt abgetreten hat, dies Museum nach wie vor wie sein eigenes benutzen und pflegen kann.

Dem Vereine ist von der Stadt ein jährlicher Betrag zur eigenen, beliebigen Verfügung zu überweisen, da die früher dem Verein gewährten Zuschüsse des Staates, der Provinz und der Stadt voll auf das Museum übertragen worden sind.

Breslau, den 7. März 1899.

Der Magistrat hiesiger Königlichen Haupt- und Residenzstadt.
(gez.:) G. Bender. Milch.

ANHANG II

VERTRAG ZWISCHEN DEM MAGISTRAT NAMENS DER STADTGEMEINDE BRESLAU EINERSEITS UND DEM VEREIN FÜR DAS MUSEUM SCHLESISCHER ALTERTÜMER, VERTRETEN DURCH DEN VORSTAND, ANDERERSEITS.

Der Verein für das Museum schlesischer Altertümer hat laut Vertrag vom 29. Januar 1895 seine im Museum schlesischer Altertümer vereinigten Sammlungen dem Kuratorium des Schlesischen Museums der bildenden Künste hierselbst mit Genehmigung des Provinzial-Ausschusses vom 6. Februar 1895 beziehungsweise des Provinzial-Landtages vom 7. März 1895 zur Aufbewahrung und öffentlichen Ausstellung in den Räumen des Schlesischen Museums der bildenden Künste überwiesen, wo dieselben bereits seit dem Jahre 1880 auf Grund eines mit dem Verein geschlossenen Mietsvertrages untergebracht waren.

Inzwischen haben sich hier die verfügbaren Räume für das Bedürfnis beider in dem Hause untergebrachten Museen als zu enge erwiesen. Insbesondere ist es unter den gegenwärtigen Raumverhältnissen unmöglich, die kunstgewerblichen Bestände des Museums schlesischer Altertümer in einer für die Gewerbetreibenden nutzbringenden Weise auszubreiten und zu vermehren und so neben den kunst- und kulturgeschichtlichen Zwecken auch dem allgemein als notwendig anerkannten eines Kunstgewerbemuseums zu dienen. Diesen Übelständen abzuhelfen, hat die Stadtgemeinde Breslau sich bereit erklärt, mit Hilfe eines

ihr von dem Vorsitzenden des genannten Kuratoriums, Herrn Stadtältesten von Korn, überwiesenen Geschenks von 500000 Mark das alte Ständehaus, Graupenstrasse 11a, zu erwerben und darin ein Kunstgewerbemuseum zu errichten, dessen Grundstock die kunstgewerblichen Sammlungen des Museums schlesischer Altertümer bilden sollen. Zugleich sollen auch die übrigen Abteilungen des Museums schlesischer Altertümer darin aufgenommen und ausgestellt werden. Die vereinigten Sammlungen erhalten den Namen „Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer".

Demzufolge, und unter dem Vorbehalt, dass der Provinzialverband von Schlesien zustimmt und dem neuen städtischen Museum den bisher an das Museum schlesischer Altertümer beziehungsweise an den Verein für dies Museum gewährten Zuschuss überweist, wird nunmehr folgender Vertrag geschlossen:

§ 1. Der Verein für das Museum schlesischer Altertümer überweist der Stadt Breslau seine jetzt im Schlesischen Museum der bildenden Künste ausgestellten Sammlungen.

Die Sammlungen werden Eigentum der Stadt unbeschadet der vorbehaltenen Rechte Dritter an einzelnen Gegenständen.

Die Sammlungen sind:

a. eine vorgeschichtliche, bestehend aus Grabaltertümern der vorchristlichen Zeit (Thon- und Metallgefässen, Schmuckgegenständen, Werkzeugen und Waffen),
b. eine kirchliche, bestehend aus Altarwerken, Gemälden und Skulpturen, kirchlichen Gerätschaften und dergleichen,
c. eine Waffensammlung, bestehend aus Angriffs- und Verteidigungswaffen des 12. bis 19. Jahrhunderts, Uniformen, Trophäen und Kriegserinnerungen,
d. eine kulturgeschichtlich-kunstgewerbliche, bestehend aus Erzeugnissen der Kleinkunst und des Kunsthandwerks, sowie aus Gegenständen von kostüm- und sittengeschichtlicher Bedeutung,
e. eine architektonisch-monumentale, bestehend aus Architekturteilen und Steinskulpturen,
f. eine Münzen- und Medaillensammlung, bestehend aus einer schlesischen Spezialsammlung von ca. 10000 verschiedenen Geprägen, und einer Universalsammlung von ca. 15000 Stück,
g. eine Siegelsammlung, bestehend in Petschaften, Siegeln von Urkunden und Siegelabdrücken,
h. eine Sammlung von Porträts und Abbildungen schlesischer Ortschaften, Kunstdenkmälern und denkwürdiger Ereignisse in Handzeichnung, Kupferstich, Holzschnitt, Lithographie und Photographie,
i. die Bibliothek, bestehend hauptsächlich aus Werken archäologischen, kunst- und kulturgeschichtlichen, numismatischen und heraldischen Inhalts.

Für sämtliche Abteilungen existieren handschriftliche Kataloge.

§ 2. Die Stadt verpflichtet sich dagegen:

1. Die Sammlungen sicher zu verwahren, ordnungsmässig zu verwalten und in würdiger Art öffentlich auszustellen.
2. Die Sammlungen, sowie die darauf bezügliche Museumsbibliothek dem Verein für das Museum schlesischer Altertümer zur freiesten wissenschaftlichen Benutzung zugänglich zu halten.
3. Dem Vereine im städtischen Museum selbst angemessene Räume für seine geschäftlichen Sitzungen und Arbeiten bereit zu stellen und zwar:
   a. einen Saal zur Mitbenutzung für seine Vortragsversammlungen;
   b. ein mässig grosses Zimmer für die Vorstands-Sitzungen, das zugleich als Arbeitszimmer für den Vorsitzenden und den Schatzmeister, sowie zur Aufbewahrung der Vereinskasse und des Vereinsarchivs dienen kann;
   c. einen Depotraum von 6—8 qm Fläche zur Aufbewahrung der Bestände von Drucksachen, welche im Verlage des Vereins erschienen sind.
4. Die Sammlungen gegen Feuersgefahr zu versichern.
5. Dem Vorsitzenden und dem Schatzmeister des Vereins zur Erledigung der inneren büreaumässigen Vereinsgeschäfte (Führung der Mitgliederlisten, Einziehen der Beiträge, Expedition

der Zeitschrift und dergleichen mehr) die erforderlichen Unterbeamten des Museums zur Verfügung zu stellen.

§ 3. Für die Verwaltung des Museums wird die Stadt eine besondere Verwaltungs-Deputation, gemäss § 59 der Städte-Ordnung vom 30. Mai 1853 bestellen. An den Sitzungen dieser Deputation nimmt ein vom Vereine für das Museum schlesischer Altertümer bestellter Vertreter mit vollem Stimmrecht teil. Die Leitung des Museums wird von der Stadt einem vom Magistrat zu wählenden und zu besoldenden Direktor unter Aufsicht der Verwaltungs-Deputation übertragen, welcher an den Sitzungen der Deputation mit vollem Stimmrecht teilnimmt. Unter dem Direktor ist die erforderliche Anzahl von Museumsbeamten von der Stadt anzustellen.

Das zur Zeit des Abschlusses des Vertrages am Museum schlesischer Altertümer angestellte Beamtenpersonal wird von der Stadt in die entsprechenden Stellungen am städtischen Museum übernommen.

§ 4. Über die Ordnung des Museums und die Art der Aufstellung beschliesst die Deputation. Soweit hierbei jedoch die Sammlungen des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer in Frage kommen, sind dessen Wünsche weitest möglich zu berücksichtigen.

§ 5. Dem Verein für das Museum schlesischer Altertümer bleibt, wie bisher, die Sorge für die wissenschaftliche Nutzbarmachung der Sammlungen überlassen. Insbesondere behält sich derselbe die urgeschichtliche und kunstgeschichtliche Erforschung der Provinz und die Herausgabe von Veröffentlichungen aus diesen Gebieten vor. Für diese Zwecke stehen ihm in erster Linie die Beiträge seiner Mitglieder, welche zur Zeit gegen 5000 Mark betragen, zur Verfügung. Erforderlichen Falls kann ihm aus den etatsmässigen Mitteln des Museums ein Zuschuss bewilligt werden.

Die vom Verein durch Kauf, Schenkung oder Tausch fernerhin gemachten Erwerbungen gehen in das Eigentum der Stadt über und werden Teile des Museums. Es betrifft dies vor allem die durch Ausgrabungen gewonnenen Funde und die im Schriftenaustausch erlangten Bibliothekwerke. Die dem Verein bisher von verschiedenen Behörden gewährten jährlichen Unterstützungen sollen im Falle der Weiterbewilligung zu Händen des Magistrats gezahlt und in den Gesamtetat des Museums eingestellt werden. Bisher erhielt der Verein von dem Ministerium für Handel und Gewerbe 1000 Mark, von der Provinz 6000 Mark und vom Magistrat 3000 Mark.

Dasselbe gilt unter der gleichen Voraussetzung betreffs der von der Provinz aus dem Etat des Schlesischen Museums der bildenden Künste für Beamtengehälter jährlich aufgewendeten 7—8000 Mark.

§ 6. Dieser Vertrag tritt in Kraft, wenn der Provinzial-Ausschuss beziehungsweise das Kuratorium des Schlesischen Museums der bildenden Künste ihm zugestimmt haben wird und wenn die Stadt das von ihr noch zu erwerbende alte Ständehaus zu Museumszwecken ausgebaut haben wird.

Mit dem Inkrafttreten dieses Vertrages erlischt sodann der anfangs erwähnte Vertrag vom 29. Januar 1895.

Breslau, den 3. Februar 1897.

(L. S.)

Der Magistrat hiesiger Königlicher Haupt- und Residenzstadt.

(gez.:) G. Bender. v. Ysselstein. Goetz.

Namens des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer.

Der Vorstand.

(gez.:) Dr. Grempler. Dr. Seger. G. Strieboll.

VEREIN FÜR DAS MUSEUM SCHLESISCHER ALTERTÜMER

THÄTIGKEITSBERICHT FÜR DAS JAHR 1899

Den Vorstand bildeten zu Beginn des Jahres die Herren Geh. Sanitätsrat Dr. Grempler als erster Vorsitzender, Geh. Kommerzienrat Dr. Websky als zweiter Vorsitzender, Kaufmann Strieboll als Schatzmeister, Dr. Seger als Kustos der Sammlungen, Professor Dr. Muther als Vertreter des Universitäts-Kuratoriums, Dr. Janitsch als Direktor des Schlesischen Museums der bildenden Künste und die Herren Professor Kühn, Oberlehrer Dr. Mertins und Stadtrat Muehl. Mit der Übernahme des Museums durch die Stadt Breslau am 1. April 1899 erloschen die zwischen dem Verein und dem Universitäts-Kuratorium sowie der Provinz bestehenden Verträge und es schieden damit die vertragsmässig bestellten Vertreter beider Behörden aus dem Vorstande aus. An ihrer Stelle wurden der erste Direktor des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer Dr. Masner und der Kaiserliche Botschafter a. D. Anton Freiherr von Saurma-Jeltsch in Brauchitschdorf vom Vorstande kooptiert. Im August legte ferner Herr Geheimrat Dr. Websky wegen dauernder Behinderung sein Amt als Vorstandsmitglied nieder. An seiner Statt wurde der Direktor der Viktoriaschule Professor Dr. Roehl zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt.

Während des ersten Quartals 1899 wurden vier Vereinssitzungen abgehalten, nämlich

am 16. Januar: Vortrag von Dr. Seger über künstlerische Bücherzeichen (Ex libris),
am 30. Januar: Die ordentliche Generalversammlung,
am 13. Februar: Vortrag von Dr. Buchwald über moderne Plakate,
am 27. Februar: Vortrag von Geheimrat Dr. Grempler über Benin und seine Bronzen.

Die Wanderversammlung fand unter grosser Beteiligung von Breslauer und auswärtigen Mitgliedern am 18. Juni in Liegnitz statt. Die Einrichtungen waren von dem Ortsausschuss, der sich hauptsächlich aus Mitgliedern des Liegnitzer Kunstvereins zusammensetzte, so getroffen, dass das ungemein reichhaltige Programm trotz der Kürze der Zeit vollständig und ohne Ermüdung erledigt werden konnte. Vom Bahnhof begab man sich unter Führung des Herrn Königlichen Baurats Pfeiffer zunächst in das Piastenschloss, sodann in die Piastengruft, wo Herr Geheimrat Grünhagen nach einigen historischen Erläuterungen dem Wunsche nach einer würdigen Wiederherstellung der Gruft beredten Ausdruck gab. Von dort ging es an den Portalen einiger alten Bürgerhäuser vorüber nach dem Rathause und nach einer kurzen Frühstückspause in die Peter-Paulkirche, deren herrliche Denkmäler von Herrn Kommerzienrat Rother und Herrn A. Langenhan erläutert und von den Besuchern gebührend bewundert wurden. Nachdem man noch das in der Realschule untergebrachte Altertumsmuseum besichtigt hatte, fand um 2 Uhr in der Aula derselben Schule die Festsitzung statt. In dieser sprachen die Herren Dr. Seger über den letzten Piasten in Kunst und Dichtung, Landschaftssyndikus Seidel über neuere vorgeschichtliche Ausgrabungen im Kreise Liegnitz und A. Langenhan über einen merkwürdigen Fund bei Kroitsch nahe an der Katzbach und das romanische Taufbecken in der Peter-Paulkirche. Den Beschluss machte die Besichtigung einer aus 130 Nummern bestehenden Ausstellung von Handzeichnungen und Aquarellen des Liegnitzer Malers Herrn Professor Blätterbauer mit Motiven aus Liegnitz und seiner Umgebung.

Um 3½ Uhr vereinigte ein gemeinsames Mahl von etwa 100 Gedecken im Schiesshause Einheimische und Gäste. Zahlreiche Toaste und ein humorvolles Tafellied trugen zur Erhöhung der Stimmung bei. Ein Rundgang durch die schönen Parkanlagen und ein Abendschoppen im Hähnel-Garten beschloss den vom prächtigsten Wetter begünstigten genussreichen Tag.

Ausserhalb seines Thätigkeitsgebietes wurde der Verein durch seinen Vorsitzenden vertreten bei der Hauptversammlung der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz in Görlitz

(23. und 24. Mai) und bei der 30. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lindau (4.—7. September).

Dem korrespondierenden Mitgliede des Vereins, Fräulein Professor Johanna Mestorf in Kiel, wurde zu ihrem 70. Geburtstage, der Società Adriatica in Triest zur Feier ihres 25jährigen Bestehens Glückwunschschreiben übersandt.

Bei der Eröffnung des neuen Museums am 27. November hatte der Verein die Freude, dass sein Vorsitzender Herr Geheimrat Dr. Grempler von der philosophischen Fakultät zum Doctor philosophiae h. c. promoviert wurde. Es lag darin zugleich eine Anerkennung der wissenschaftlichen Bestrebungen des Vereins, die ihm gerade von dieser Seite sehr willkommen sein musste.

Die erste Vereinsversammlung in dem neuen Gebäude fand am 7. Dezember statt. Es schloss sich daran eine Besichtigung der Eröffnungs-Ausstellung unter Führung des I. Direktors Herrn Dr. Masner.

Für die Sammlungen hatte der Verein in diesem Jahre nur noch bis zum 1. April zu sorgen, bis zu welchem Tage ihre Überführung in das neue Museum und die Übergabe der Verwaltung an die Stadt Breslau erfolgte. Der Umzug ging glatt und ohne nennenswerten Schaden vonstatten. Zurückgelassen wurden in den alten Räumen nur die zum Verkauf bestimmten Dubletten und ausgeschiedenen Gegenstände hauptsächlich der Sammlung Falkenhausen. Ihre Versteigerung fand am 7., 8. und 9. Juni unter lebhafter Beteiligung der Vereinsmitglieder statt und brachte einen Reinertrag von 10347 Mark. Auf Antrag des Vorstandes beschloss der Magistrat, diese Summe zur Abtragung des Kaufgeldes für die Sammlung Falkenhausen zu verwenden, so dass hierdurch die am 1. Oktober 1899, 1900 und 1901 fälligen Raten gedeckt sind. In ähnlicher Weise wurde der Verein auch seiner auf der Münzsammlung haftenden Verpflichtungen entledigt.

Ausgrabungen veranstaltete der Verein im April in Klein-Peterwitz, Kreis Trebnitz (Leitung: Dr. Grempler); am 4. und 5. September in Lüssen und Beckern, Kreis Striegau (Rittmeister a. D. von Oheimb und Dr. Seger); am 2. und 3. Oktober in Breitenau, Kreis Neumarkt (Dr. Mertins); am 7. Oktober in Paschkerwitz, Kreis Trebnitz (Dr. Grempler); am 11. und 15. Oktober in Kronenberg, Kreis Öls (Dr. Seger); am 1. November in Gross-Glieschwitz, Kreis Militsch (Dr. Grempler) und während des ganzen Monats Oktober in Gross-Tschansch, Kreis Breslau (Dr. Mertins und Dr. Seger). Die zuletzt genannte Ausgrabung veranlasste den Vorstand, zur rascheren Beförderung der Funde ins Museum ein Gepäckdreirad anzuschaffen, das sich bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten vorzüglich bewährt hat. Die zum Teil recht wertvollen Ergebnisse dieser Ausgrabungen wurden von den Grundbesitzern freundlichst zur Verfügung gestellt und der Museumssammlung einverleibt.

Im Auftrage des Vorstands fertigte Herr Bildhauer Kiesewalter von den vielbesprochenen Steinskulpturen am Zobten (vergl. S. 133) verkleinerte Nachbildungen an, zu welchem Zwecke er sich längere Zeit an Ort und Stelle aufhielt. Die Nachbildungen sind ausserordentlich treu und geben eine gute Grundlage für die Beurteilung dieser interessanten Denkmäler des frühen Mittelalters.

Von der Zeitschrift des Vereins wurde das Schlussheft des VII. Bandes (Nr. 4) mit Registern für alle bisherigen Bände herausgegeben. In Schriftenaustausch trat der Verein mit der Gesellschaft von Freunden böhmischer Altertümer in Prag.

Zum korrespondierenden Mitglied wurde Sir John Evans in London ernannt.

Von Mitgliedern starben Landesältester von Rosenthal auf Brynneck, Seine Exzellenz Wladimir Graf Dzieduszycki in Lemberg, Sanitätsrat Dr. Sauer in Breslau und Rittergutsbesitzer Dr. von Hellmann auf Dalkau.

Es schieden ferner aus 24 Mitglieder, so dass der Abgang insgesamt 28 betrug. Demgegenüber stehen 44 Neuaufnahmen. Der Mitgliederbestand hob sich infolgedessen wieder auf 740. Hiervon haben ihren Wohnsitz in Breslau 397, in der Provinz 269 und ausserhalb der Provinz 74.

Die Finanzlage des Vereins blieb während des ersten Quartals unverändert. Vom 1. April an fielen die Zuschüsse der Behörden weg. Nur die Stadt Breslau gewährte dem Verein weiterhin eine Beihilfe von 1000 Mark. Andererseits hatte der Verein von dem angegebenen Zeitpunkte an keine Aufwendungen mehr für die Verwaltung des Museums zu machen. Mit Rücksicht auf diese Verschiedenheit der Verhältnisse ist der Rechnungsabschluss in zwei getrennten Abschnitten aufgestellt.

Rechnungs-Abschluss vom 1. Januar bis 31. März 1899

1899		Mk.
Januar 1.	Bestand-Vortrag	3536,27
	Einnahme	
Tit. A.	Beiträge von Mitgliedern	4000,—
„ B.	Zuschüsse von Behörden:	
	a. der Provinz Schlesien 1500,—	
	b. der Stadt Breslau . . 750,—	2250,—
„ C.	Eintrittsgelder	—
„ D.	Drucksachen-Verkauf	57,15
„ E.	Vergütigungen u. Rückerstattungen	539,91
„ F.	Zinsen	—
„ G.	Insgemein	—
	Summa Mk.	10383,33
April 1.	Bestand-Vortrag	7597,07

Ausgabe			Mk.
Tit. I.	Gehälter und Remunerationen		147,25
„ II.	Verwaltungskosten		246,28
„ III.	Verlagskosten		162,15
„ IV.	Erhaltung und Schutz der Sammlungen		1238,08
„ V.	Vermehrung der Sammlungen		952,50
„ VI.	Insgemein		40,—
			2786,26
	Bestand am 31. März 1899		
	1 Stück 3% Schles. Pfandbrief Litt. A Serie I No. 17548 nominell	3000,—	
	Bankguthaben	3363,95	
	Barer Bestand der Museums-Hilfskasse	60,—	
	Barer Kassenbestand	1173,12	7597,07
	Summa Mk.		10383,33

Breslau, den 22. Januar 1900

G. Strieboll
Schatzmeister

Rechnungs-Abschluss vom 1. April bis 31. Dezember 1899

1899		Mk.
April 1.	Bestand-Vortrag	7 597,07
	Einnahme	
Tit. A.	Beiträge von Mitgliedern	679,—
„ B.	Zuschuss der Stadt Breslau	1 000,—
„ C.	Drucksachen-Verkauf	37,20
„ D.	Zinsen	225,20
„ E.	Insgemein	25,35
1900	Summa Mk.	9 563,82
Januar 1.	Bestand-Vortrag	6 706,94

Ausgabe			Mk.
Tit. I.	Verwaltungskosten		1 007,52
„ II.	Verlagskosten		1 390,25
„ III.	Ausgrabungen		223,93
„ IV.	Ankäufe für die Sammlungen und Restaurierung		229,90
„ V.	Insgemein		5,28
			2 856,88
	Bestand am 31. Dezember 1899		
	1 Stück 3% Schles. Pfandbrief Litt. A Serie I No. 17548 nominell	3 000,—	
	Bankguthaben	3 199,15	
	Barer Bestand der Museums-Hilfskasse	60,—	
	Barer Kassenbestand	447,79	6 706,94
	Summa Mk.		9 563,82

Breslau, den 22. Januar 1900

G. Strieboll
Schatzmeister

THÄTIGKEITSBERICHT FÜR DAS JAHR 1900

Die durch die Errichtung des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer geschaffenen Verhältnisse machten für den Verein eine Änderung seiner Satzungen notwendig. Sie wurde nach einem vom Vorstande vorgelegten Entwurf durch die ordentliche Generalversammlung vom 29. Januar 1900 beschlossen und erhielt unter dem 13. Juni die behördliche Genehmigung. Die Änderungen sind grösstenteils formaler Art, lassen aber den Zweck des Vereins und seine Organisation im wesentlichen unberührt.

In derselben Generalversammlung wurde dem Vorstand für seine Thätigkeit Entlastung erteilt und seine Wiederwahl vollzogen. Einen schmerzlichen Verlust erfuhr der Verein durch den am 28. April erfolgten Tod des Wirklichen Geheimen Rats und Kaiserlichen Botschafters z. D. Anton Freiherrn v. Saurma-Jeltsch in Brauchitschdorf, der in der nur zu kurzen Zeit seiner Wirksamkeit als Vorstandsmitglied mannigfache Beweise seiner Liebe zum Museum abgelegt hatte. An seiner Stelle wurde der Königliche Kammerherr und Rittmeister a. D. Diepold von Köckritz auf Mondschütz vom Vorstande kooptiert.

In den Winterversammlungen wurden folgende Vorträge gehalten:

- am 15. Januar von Herrn Hugo Möller: Der diluviale Mensch in Deutschland;
- am 12. Februar von Herrn Direktor Dr. Seger: Die Entstehung des Museums schlesischer Altertümer;
- am 26. Februar von Herrn Professor Dr. Roehl: Siegel und Wappen der Stadt Breslau;
- am 12. März von Herrn Oberstabsarzt Dr. Kiesewalter: Die Steinaltertümer auf dem Zobten;
- am 26. März von Herrn Direktor Dr. Masner: Schlesische Fayencen des 16. und 17. Jahrhunderts;
- am 5. November von Herrn Professor Dr. Schulte aus Glatz: Das Glatzer Madonnenbild von 1350, seine Geschichte und seine Bedeutung;
- am 19. November von Herrn Dr. Buchwald: Bilder aus Alt-Breslau;
- am 3. Dezember von Herrn Dr. Postler aus Rankau: Vorgeschichtliche Funde aus der Umgegend von Rankau, Kreis Nimptsch.

Seine Wanderversammlung hielt der Verein diesmal gemeinsam mit dem Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens am 17. Juni in Wohlau ab. Auf der Hinfahrt wurde in Dyhernfurth Station gemacht, wo auf die freundliche Einladung des Herrn Grafen Saurma-Jeltsch der schöne und an historischen Erinnerungen reiche Park und das durch seine prächtige altfranzösische Einrichtung ausgezeichnete Schloss besichtigt wurden. In Wohlau wurden die Ausflügler von dem Ortsausschuss mit Landrat Dr. von Engelmann, Bürgermeister Mimietz und Amtsgerichtsrat Reimann an der Spitze begrüsst. Ein Rundgang durch die Stadt gab Gelegenheit, die Kirchen und das ehemalige Herzogsschloss kennen zu lernen. Um 1 Uhr begann in der Aula des Gymnasiums die Festsitzung, der ausser den Mitgliedern der beiden Vereine auch viele Wohlauer Herren und Damen beiwohnten. Sie wurde nach einigen herzlichen Begrüssungsworten des Direktors Professor Dr. Reinhardt von dem 2. Vorsitzenden des Geschichtsvereins Professor Dr. Markgraf eröffnet und geleitet. Sodann sprach Direktor Dr. Seger über urgeschichtliche Funde aus Wohlau und seiner Umgebung, wobei insbesondere eines grossen Goldfundes aus der Bronzezeit gedacht wurde, dessen traurige Reste der Vortragende kurz vorher für das Museum gerettet hatte. Professor Dr. Krebs schilderte den zehnjährigen Zeitraum 1654—64, während dessen Wohlau ein selbständiges Fürstentum gebildet hatte, und den Lebensgang seines Regenten, des Herzogs Christian. Pastor prim. Meissner endlich gab einen Überblick über die Schicksale der ev. Pfarrkirche ad S. Laurentium.

Während der Mittagstafel, die trotz des unsicheren Wetters im Schiesshausgarten abgehalten werden konnte, wurden Begrüssungstelegramme an die leider durch Krankheit ferngehaltenen Vorsitzenden Geh. Sanitätsrat Dr. Grempler und Geh. Archivrat Professor Dr. Grünhagen geschickt. Nach Tische bestiegen Einheimische und Gäste die von den Besitzern der Umgegend freundlichst zur Verfügung gestellten Wagen und fuhren durch herrlichen Wald nach Mondschütz, dem Besitze des Kammerherrn von Köckritz. Hier fesselte zunächst das malerische Dorfkirchlein, ein wahres Schmuckkästchen aus der Wende des 16. Jahrhunderts, die Aufmerksamkeit der Besucher. Nicht minder wurde das alte Schloss mit seinem stattlichen Renaissanceportal und seinen gewölbten Stuckdecken bewundert. Einstimmig wurde erklärt, dass der Besuch von Mondschütz den Glanzpunkt des in jeder Hinsicht gelungenen Ausfluges gebildet habe.

Unter den vom Verein veranstalteten Ausgrabungen nahmen die von Gross-Tschansch an Ausdehnung und Bedeutung auch diesmal die erste Stelle ein. Sie begannen am 15. März und wurden am 29. März zum vorläufigen Abschluss gebracht. Ausserdem fanden Ausgrabungen statt am 25. April in Gross-Carlowitz, Kreis Grottkau (Leitung: Landrichter Dr. Dittrich und Reg.-Assessor Dau aus Neisse), am 7./8. Mai und 3. Oktober in Hünern, Kreis Trebnitz, am 3. August in Trebnig, Kreis Nimptsch und zu verschiedenen Zeiten des Jahres in Klein-Tinz und Domslau, Kreis Breslau.

Das im Auftrage des Vereins von F. Friedensburg und H. Seger bearbeitete neue Verzeichnis der Schlesischen Münzen und Medaillen, zugleich Katalog der Münzsammlung des Museums, wurde in diesem Jahre nahezu vollendet. Es umfasst ca. 18 Bogen in Gross-Folio und 50 Lichtdrucktafeln und dürfte an Vollständigkeit und Übersichtlichkeit von keinem ähnlichen Werke übertroffen werden. Bei ihrer überaus mühevollen und langwierigen Arbeit hatten sich die Verfasser fortgesetzt der Unterstützung des Herrn G. Strieboll zu erfreuen, dem hierfür auch an dieser Stelle ausdrücklich gedankt sei.

Zu den sehr bedeutenden Kosten dieser Publikation ist dem Verein vom Provinzial-Ausschuss ein einmaliger Beitrag von 500 Mark bewilligt worden.

Die Zeitschrift des Vereins erscheint mit dem vorliegenden Bande in einem neuen stattlicheren und reicheren Gewande. Begründet ist dies erstens darin, dass der Verein nach Abgabe der Museumsverwaltung an und für sich reichere Mittel für seine Veröffentlichungen zur Verfügung hat, und zweitens darin, dass die Zeitschrift von jetzt an gemeinsam mit dem Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer herausgegeben wird. Die von der Stadt Breslau für das Jahrbuch bewilligten Mittel kommen auf diese Weise zugleich der Vereinszeitschrift zu gute. Aus allen diesen Gründen erschien es zweckmässig, mit dem neuen Bande zugleich eine neue Folge zu eröffnen.

Ausser dieser indirekten Beihilfe gewährten die städtischen Behörden dem Verein auch in diesem Jahre einen Zuschuss von 1000 Mark, welcher Betrag von jetzt ab in den städtischen Etat eingestellt werden wird.

Im Mitgliederbestande traten folgende Veränderungen ein:

Es starben Geh. Regierungsrat Karl Hübner, Stadtrat Anton Hübner und Weihbischof Dr. Gleich in Breslau, Wirkl. Geh. Rat Anton Freiherr von Saurma-Jeltsch in Brauchitschdorf, Pfarrer Laschinsky in Würben, Fürstbischöflicher Konsistorialrat Habel, Professor Dr. Friedlieb, Landeshauptmann von Roeder, Direktor Stechmann und Geh. Bergrat Meitzen in Breslau.

Es schieden ferner 24, im ganzen also 34 Mitglieder aus, während 28 eintraten, so dass der Bestand am Ende des Jahres 734 betrug. Hiervon wohnen in Breslau 373, in Schlesien 285 und ausserhalb Schlesiens 76.

Rechnungs-Abschluss vom 1. Januar bis 31. Dezember 1900

1900			Mk.
Januar 1.	Bestand-Vortrag		6 706,94
	Einnahme		
Tit. A.	Beiträge von Mitgliedern		4 625,—
„ B.	Zuschüsse von Behörden:		
	a. der Provinz Schlesien	500,—	
	b. „ Stadt Breslau	1 000,—	1 500,—
„ C.	Drucksachenverkauf		138,71
„ D.	Zinsen		259,85
„ E.	Insgemein		2,—
	Summa Mk.		13 232,50
1901			
Januar 1.	Bestand-Vortrag		7 434 74

	Ausgabe		Mk.
Tit. I.	Verwaltungskosten		740,66
„ II.	Verlagskosten		4 857,70
„ III.	Ausgrabungen		125,95
„ IV.	Ankäufe		32,90
„ V.	Unvorhergesehene Ausgaben		40,55
	Bestand am 31. Dezember 1900		
	Effektenbestand nom.	3 000,—	
	Bankguthaben	3 869,—	
	Barer Bestand der Museums-Hilfskasse	60,—	
	Barer Kassenbestand	505,74	7 434,74
	Summa Mk.		13 232,50

BERICHTIGUNGEN

Auf Seite 108 Zeile 11 lies Figdor statt Fidgor.

Auf Seite 124 sind die Unterschriften unter den Abbildungen der zwei Schüsseln zu vertauschen.

Auf Seite 164 Zeile 13 lies Baro statt Bars.

MITGLIEDERVERZEICHNIS

DES VEREINS FÜR

DAS MUSEUM SCHLESISCHER ALTERTÜMER

MITGLIEDERVERZEICHNIS

ABGESCHLOSSEN AM 31. JANUAR 1901

Ehrenmitglieder

1. Bahrfeldt, Emil, Dr., Bankinspektor in Charlottenburg, Knesebeckstr. 22, II.
2. v. Czihak, E., Regierungs- u. Gewerbeschulrat in Düsseldorf.
3. Grünhagen, Colmar, Dr., Geh. Archivrat und Universitäts-Prof. in Breslau.
4. v. Korn, Heinrich, Dr., Stadtältester in Breslau.
5. Langenhan, A., Repräsentant der Goth. Lebens-Versicherungs-Bank in Liegnitz.
6. Schneider, Dr., früh. Rittergutsbesitzer, in Schweidnitz.
7. Schultz, Alwin, Dr., Univers.-Prof. i. Prag.
8. Frau Gräfin Uwaroff, Erlaucht, Präsidentin der Kaiserl. archäologischen Gesellschaft in Moskau.
9. Virchow, Rudolf, Dr., Geh. Medizinalrat und Universitäts-Prof. in Berlin.

Korrespondierende Mitglieder

1. Bartels, Max, Dr., Geh. Sanitätsrat in Berlin.
2. Baron de Baye, Josef, in Paris.
3. Bezzenberger, Dr., Geh. Regierungsrat und Universitäts-Prof. in Königsberg.
4. Brinckmann, Justus, Prof. Dr., Direktor des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg.
5. Conwentz, Dr., Prof., Direktor des Provinzial-Museums in Danzig.
6. Evans, John, D. C. L., L. L. D., F. R., S., Pres. Num. Society, London, Nash. Mills, Hemel Hempsted.
7. Feyerabend, Ludwig, Direktor in Görlitz.
8. Forrer, R., Dr., Redakteur in Strassburg.
9. Hampel, Jos., Dr., Prof., Direktor am National-Museum in Budapest.
10. Heger, Franz, k. k. Regierungsrat, Kustos und Abteilungsleiter am k. k. Naturhist. Hofmuseum in Wien.
11. Heierli, Dr., Privatdozent in Zürich.
12. Heydeck, Prof., Historienmaler in Königsberg.
13. Hoermann, C., Regierungsrat, Direktor des bosnisch-herzegow. Landesmuseums in Sarajewo.
14. Jentsch, Hugo, Dr., Gymnas.-Prof. in Guben.
15. Jentzsch, Alfred, Dr., Universitäts-Prof., Kgl. Landesgeologe in Berlin.
16. Křiž, Martin, Dr., Rechtsanwalt in Steinitz in Mähren.
17. Lissauer, Dr., Sanitätsrat in Berlin.
18. v. Marchesetti, Dr., Prof., Direktor des städt. Museums in Triest.
19. Maška, Carl, Oberrealschuldirektor in Teltsch in Mähren.
20. Fräul. Mestorf, J., Prof., Direktor des Schleswig-Holsteinischen Museums für vaterländische Altertümer in Kiel.
21. Montelius, Oscar, Prof., Dr. in Stockholm.
22. Much, Matthäus, Dr., k. k. Regierungsrat in Wien.
23. Naue, Julius, Dr., in München.
24. Olshausen, Otto, Dr. in Berlin.

25. Pič, J. L., Dr., Prof., Direktor des böhm. Landesmuseums in Prag.
26. Szombathy, Josef, Kustos am k. k. Naturhist. Hofmuseum in Wien.
27. Troutowski, W., Präsident der numism. und General-Sekretär der archäolog. Gesellschaft in Moskau.
28. Truhelka, Ciro, Dr., Kustos am bosnisch-herzegow. Landesmuseum in Sarajewo.
29. Voss, Albert, Dr., Geh. Regierungsrat, Direktor der Vaterländischen Abteilung des königl. Museums für Völkerkunde in Berlin.

Mitglieder in Breslau

1. Ackermann, G., Rentier.
2. Agath, George, Kaufmann.
3. Alexander, Fritz, Kaufmann.
4. Alexander, Frau Max.
5. Altmann, Max, Hofantiquar.
6. Appel, Carl, Dr., Universitäts-Professor.
7. v. Arnim, A., Professor.
8. Asch, Robert, Dr., Primärarzt am Allerheiligen-Hospital.
9. Auerbach, Hermann, Partikulier.
10. Auras, Reinhold, Stadtrat.
11. Bahlinger, Gustav, Kaufmann.
12. Bahrfeldt, Max, Major und Bat.-Kommandeur.
13. Balder, Gerichtsreferendar.
14. Bamberg, Alfred, Dr. phil.
15. Bartels, Oskar, Kaufmann.
16. Bauer, Otto, Kaufmann.
17. Becker, Robert, Bibliothekar am Schles. Museum der bildenden Künste.
18. Bender, Georg, Dr., Oberbürgermeister.
19. Berger, Ludwig, Justizrat.
20. v. Bergmann, Richard, Major a. D.
21. Betensted, Eugen, Fabrikbesitzer.
22. Bienko, Paul, Dr., Kgl. Polizei-Präsident.
23. Blümner, Ed., Kgl. Baurat.
24. Bobertag, Felix, Dr., Prof.
25. Böhme, Adolf, Dr., Generalarzt I. Klasse und Corps-Generalarzt.
26. Brössling, C., Stadtrat.
27. Buchwald, A., Dr., Prof., Primärarzt am Allerheiligen-Hospital.
28. Buchwald, Arthur, Königl. Kreis-Bauinspektor.
29. Buchwald, Conrad, Dr., Direktorial-Assistent am Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertümer.
30. Buhl, Aug., Kunsttischlermeister.
31. Buhrmann, Paul, Prokurist.
32. Burgfeld, Louis, Partikulier.
33. Bystry, Ernst, Domvikar, Geistl. Rat.
34. Caro, Jakob, Dr., Universitäts-Prof.
35. Caro, Sigismund, Dr., Geh. Sanitätsrat.
36. Cohn, Isidor, Rechtsanwalt.
37. Czock, Silvius, Kaufmann.
38. Fräul. Daubert, Gertrud, Lehrerin an der Kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule.
39. Dittrich, Rudolf, Konsistorialrat.
40. Dörr, Theodor, Direktor der Schles. Feuer-Versicherungs-Gesellschaft.
41. Dülfer, Carl, Buchdruckereibesitzer und Buchhändler.
42. Ebers, Josef, Fürstbischöfl. Baurat.
43. Fräul. Ebstein, Elise, stud. med.
44. Ehrlich, Eugen, Kaufmann.
45. Ehrlich, Robert, Rechnungsrat.
46. Eichborn, Moriz-, Kurt, Dr.
47. Eichborn, Moriz-, Phil., Geh. Kommerzienrat und Bankier.
48. Elsner, Alois, Dr., Gymnasial-Prof.
49. Eppenstein, Richard, Stadtverordneter.
50. Epstein, Agnes, Partikuliere.
51. Epstein, Ludwig, Kaufmann.
52. Fabian, Alfred, Fabrikbesitzer.

53. Fiebiger, Heinrich, Kaufmann.
54. Fischer, Otto, Dr., Geh. Justizrat, Oberlandesgerichtsrat und Universitäts-Prof.
55. Feit, Paul, Dr., Kgl. Gymnasial-Direktor.
56. Flatau, Theodor Jakob, Wwe. und Altmann (Firma).
57. Flügge, Carl, Dr., Geh. Medizinalrat und Universitäts-Professor.
58. Förster, Hugo, Gürtlermeister.
59. Förster, Richard, Dr., Geh. Medizinalrat und Universitäts-Professor.
60. Franke, Eduard, Glasmalermeister.
61. von Frankenberg-Proschlitz, Cäsar, Kgl. Kammerherr u. Ceremonienmeister.
62. Franz, Julius, Dr., Universitäts-Professor. Direktor der Sternwarte.
63. Freund, Joseph, Dr. jur., Amtsgerichtsrat.
64. Freund, Wilhelm, Geh. Justizrat und Stadtverordneten-Vorsteher.
65. Friedenthal, Adolf, Kaufmann.
66. Friedenthal, Ernst, Rechtsanwalt.
67. Friedmann, Siegmund, Konsul.
68. Friedrich, H., Generalagent.
68a. Friedrich, Wilhelm, Buchdruckereibes.
69. Friese, Friedrich, Stadt-Bauinspektor.
70. Fritsch, Rudolf, Oberlandesgerichtsrat.
71. Fromberg, Conrad, Bankier und Mitinhaber des Schles. Bank-Vereins.
72. Gänsslen, Hermann, Restaurateur.
73. Gärtner, Gustav, Dr., Prof.
74. Geppert, Hermann, Geistl. Rat.
75. Giesel, Paul, Stadtrat.
76. Giesser, Eugen, in Firma Oscar Giesser.
77. Gnadenfeld, Leopold, Rentier.
78. Fräul. Göppert, Emmy.
79. Goldmann, Leopold, Kaufmann.
80. Gothein, Georg, Bergrat a. D. und Handelskammer-Syndikus.
81. Gotthelf, Josef, Rentier.
82. Gräffner, Wilhelm, Dr., prakt. Arzt.
83. Grempler, Wilhelm, Dr. phil. et med., Geh. Sanitätsrat.
84. Grosser, Karl, Architekt.
85. Grüttner, Oskar, Kaufmann.
86. Grützner, Paul, Generallandschafts-Syndikus.
87. Grützner, Robert, Oberlandesgerichtsrat.
88. Grzimeck, Kornelius, Kaufmann.
89. Güntzel, Gustav, Kanzlei-Inspektor.
90. Gürich, A., Geh. Regierungsrat und Landes-Syndikus.
91. Guthzeit, Karl, Ober-Regierungsrat.
92. Guttentag, Eduard, Juwelier.
93. Hahn, Ludwig, Dr., Universitäts-Prof.
94. Hamburger, Alfred, in Firma J. Z. Hamburger.
95. Hansen, Adolf, Generalagent.
96. Harttung, Wilhelm, Dr., Primärarzt am Allerheiligen-Hospital.
97. Hausfelder, G., Königlicher Auktions-Kommissarius.
98. Haussding, Friedrich, Dr., Prof., Oberlehrer.
99. Fürst v. Hatzfeldt, Herzog zu Trachenberg, Hermann, Durchlaucht, Kgl. Ober-Präsident der Provinz Schlesien.
100. Heckel, Hans, Dr., prakt. Arzt.
101. Heer, Georg, Rechtsanwalt.
102. Heilberg, Adolf, Rechtsanwalt und Stadtverordneter.
102a. Frau Heilborn, Elise.
103. Heilbrun, Selmar, Dr., prakt. Arzt.
104. Heimann, Georg, Dr. jur., Kaufmann.
105. Heimann, Heinr., Geh. Kommerzienrat.
106. Heimann, Paul, Dr. jur., Kaufmann.
107. Hellinger, M. D., Kaufmann.
108. Hengstenberg, Wilh., Oberpräsidialrat.
109. Frau Hentschel, Estera.
110. Herde, August, Partikulier.

111. Herrmann, E., Dr., prakt. Arzt.
112. Frau Regierungs-Präsident v. Heydebrand u. d. Lasa.
113. Heymann, Carl, Kgl. Sächs. Hoflieferant und Stadtverordneter.
114. Hildebrand, August, Dr., Pfarrer.
115. Hillebrand, Alfred, Dr., Universitäts-Professor.
116. Hiller, Richard, Apotheker.
117. Hintze, Carl, Dr., Universitäts-Professor und Direktor des Mineralog. Museums.
118. Hippe, Max, Dr., Bibliothekar.
119. Hirt, Ferdinand, Kgl. Universitäts- und Verlagsbuchhandlung.
120. Fräul. Hoeniger, Elise, Schulvorsteherin.
121. Hoffmann, Max, Kaufmann.
122. Hold, Emil, Amtsgerichtsrat.
123. Holdefleiss, Fr., Dr., Universitäts-Prof. u. Direktor d. landwirtschaftl. Instituts.
124. Holz, Albert, Bankier.
125. Hoppe, C., Oberlandesgerichtsrat und Geh. Justizrat.
126. Huldschinsky, Fritz, Kaufmann.
127. Fräul. Hutstein, Helene.
128. Immerwahr, Philipp, Dr., Rittergutsbesitzer.
129. Jacobsohn, Hugo, Buchhändler.
130. Jänicke, Karl, Stadtrat.
131. Jahr, H., Rittmeister a. D. u. Rittergutsbesitzer.
132. Jarecki, Julius, Kaufmann.
133. Fräul. Joachimson, Clara, Mitinhaberin des Ateliers Marie Müller.
134. Jünger, Arthur, Buchhändler und Stadtverordneter.
135. Jungnitz, Joseph, Dr., Geistl. Rat.
136. Just, E., Apotheker.
137. Kamienski, Max, Ober-Steuer-Revisor.
138. Kaminski, Max, Oberpostsekretär.
139. Frau Kauffmann, Luise, Rentiere.
140. Keiler, Benas, Bankier.
141. Kern, Arthur, Dr. phil.
142. Kiesewalter, Bernh., Dr., Oberstabsarzt I. Kl. und Regimentsarzt.
143. Kionka, Heinrich, Dr., Privatdozent an der Universität.
144. Frau Brauereibesitzer Kipke.
145. Kirschner, Friedr., Kgl. Hoflieferant.
146. Kissling, Georg, Leut. d. R. und Mitinh. d. F. Konrad Kissling.
147. Knorn, Georg, Kaufmann, Mitinhaber der Firma C. A. Hildebrandt.
148. Koenig, Max, Kaufmann.
149. Körber, Heinrich, Dr., prakt. Arzt.
150. Körner, Paul, Fabrikbesitzer.
151. Körte, Siegfried, Stadtrat u. Kämmerer.
152. Kösler, H., Landessekretär.
153. Kopp, Georg, Dr., Kardinal, Fürstbischof von Breslau, Eminenz.
154. Korn, Wilhelm, Dr. phil.
155. Krause, Robert, Dr., prakt. Arzt.
156. Krebs, Jul., Dr., Gymnasial-Professor.
156a. Fräul. Kroker, Elisabet.
157. Kühn, Hermann, Prof., Direktor der Kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule.
158. Kükenthal, Willy, Dr., Universitäts-Prof. u. Direktor des zoolog. Instituts.
159. Künzel u. Hiller, Bildhauer und Steinmetzmeister (Firma).
160. Küstner, Otto, Dr., Geh. Medizinalrat und Universitäts-Professor.
161. v. Kummer, Heinrich, Oberstleut. a. D.
162. Kuron, Const., Dr., prakt. Arzt.
163. Frau Geh. Regierungsrat Ladenburg.
164. Lampe, Carl, Wirkl. Geh. Kriegsrat a. D.
165. Langner, Alexis, Architekt.
166. Leipziger, Hermann, Kaufmann.
167. Leonhard, Richard, Dr., Privatdozent an der Universität.

168. Lesser, Ad., Dr., Gerichtsphysikus und Universitäts-Prof.
169. Lessheim, Oskar, Buchhändler in Firma H. Lesser.
170. v. Leutsch, Leonh., Major z. D.
171. Lichtenberg, Arthur, Kunsthändler.
172. Liebich, Bruno, Dr., Prof., Privatdozent an der Universität.
173. Liebich, Ernst, Instrumentenbauer.
174. Lilienfeld, Eugen, Buchdruckereibesitzer in Firma S. Lilienfeld.
175. Linke, Arthur Oswald, Kaufmann.
176. Linke, Otto, Dr. Gymnasial-Prof.
177. v. Loebbecke, Hugo, Rittergutsbesitzer.
178. Loewenhardt, Felix, Dr., prakt. Arzt.
179. Lorke, Robert, Kaufmann.
180. Ludwig und Husche, Dekorationsmaler (Firma).
181. Lüdtke, Hermann, Landschaftsgärtner.
182. Lühe, Wilhelm, Amtsgerichtsrat.
183. Lustig, Georg, Dr., prakt. Arzt.
184. Mamroth, Ludwig, Börsen-Sensal.
185. Mann, Max, Kaufmann.
186. Mann, Otto, Fabrikbesitzer.
187. Mannowsky, H. Reichsbankdirektor.
188. Marquardt, Dr., Kgl. Bibliothekar.
188a. Martins, Dr., prakt. Arzt.
189. Martius, Ernst, Bankdirektor.
190. Masner, Karl, Dr., I. Direktor des Schles. Museums für Kunstgewerbe und Altertümer.
191. Graf Matuschka von Toppolczan, Viktor, Kgl. Forstmeister a. D.
192. Mauch, Julius, Dr., Augenarzt.
193. Maul, Georg, Gerichtsreferendar.
194. Meckauer, Eugen, Altertumshändler.
195. Meckauer, Ferdinand, Altertumshändler.
196. Meinecke, Heinr., Fabrikbesitzer.
197. Meinecke, Paul, Regierungs-Baumeister und Fabrikbesitzer.
198. Menzel, Paul, Dr. phil., Pastor an St. Barbara.
199. Mertins, Oskar, Dr., Oberlehrer.
200. Methner, Alfred, Dr., prakt. Arzt.
201. Meurer, Carl, Subdirektor.
202. Michalock, Carl, Kaufmann.
203. v. Mikulicz-Radecki, Johannes, Dr., Geh. Medizinalrat und Universitäts-Prof.
204. Moeller, Hugo, Kaufmann.
205. Moeser, Alfred, Kaufmann.
206. Molinari, Jakob, Leutnant d. R.
207. Molinari, Leo, Geh. Kommerzienrat und Konsul.
208. Moll, M. Dr., Amtsgerichtsrat.
209. Graf v. Moltke, Wilh., Generalmajor und Kommandeur der 11. Kavallerie-Brigade, Flügel-Adjutant Sr. Majestät des Kaisers.
210. Montag, Max, Kaufmann.
211. v. Montbach, Mortimer, Dr., Prälat und Kanonikus.
212. Muehl, Otto, Amtsgerichtsrat a. D. und Stadtrat.
213. Müller, Herm., Pastor an St. Salvator.
214. Müller, Julius, Apotheker und Stadtrat.
215. Müller, Karl, Pfarrer.
216. Müller, Moritz, Rittergutsbesitzer und Deichhauptmann.
217. Müller, Paul, Dr., prakt. Arzt.
218. Münz, Samuel, Rechtsanwalt.
219. Frau Generalleutnant v. Naso, Exzellenz.
220. Nathanson, Jul., Stadt-Bauinspektor.
221. Nehring, W., Dr., Geh. Regierungsrat und Universitäts-Professor.
222. Neisser, Alb., Dr., Geh. Medizinalrat und Universitäts-Professor.
223. Nessel, Max, Buchhändler.
224. Neustadt, Louis, Dr. phil., Redakteur.
225. Nicolai, Ernst, Kaufmann.
226. Niggl, L., Hofsteinmetzmeister.

227. Nischkowsky, R., Buchdruckerei.
228. Nitsche, Jul., Dr., Sanitätsrat.
229. Nöllner, Emil, Architekt.
230. Oczipka, Karl, Kaufmann und Stadtverordneter.
231. Oesterlink, Heinr., Architekt.
232. Oettinger, R., Kaufmann.
233. Ollendorff, Arthur, Dr., prakt. Arzt.
234. Opitz, Otto, Fabrikbesitzer, Kgl. Lotterie-Einnehmer und Stadtverordneter.
235. Oppler, Paul, Dr., prakt. Arzt.
236. Partsch, Joseph, Dr., Universitäts-Prof.
237. Pavel, Carl, Rechtsanwalt.
238. Pax, Ferdinand, Dr., Universitäts-Prof. und Direktor des botan. Gartens.
239. Perls, Max, Bankier.
240. Pfitzner, A., Uhrmacher.
241. Pietsch, Friedr., Lithograph und Steindruckereibesitzer.
242. Pinckernelle, Hans, Dr., prakt. Arzt.
243. Plüddemann, Rich., Stadtbaurat.
244. Ponfick, E., Dr., Geh. Medizinalrat und Universitäts-Professor.
245. Pringsheim, Fedor, Stadtrat.
246. Pringsheim, Max, Kaufmann.
247. v. Prittwitz-Gaffron, Bernhard, Regierungsreferendar a. D.
248. Prokowski, Theodor, Partikulier.
249. Promnitz, Franz, Dr., Fabrikbesitzer.
250. Rabe, Gustav, Kaufmann und Königl. Lotterie-Einnehmer.
251. Graf v. d. Recke-Volmerstein, Kgl. Kammerherr, Major a. D. und General-landschafts-Repräsentant.
252. Reitzenstein, Herm. Landgerichtsrat.
253. Freiherr v. Rentz, Alfred, Redakteur an der Schles. Zeitung.
254. Ribbeck, Ernst, Generaldirektor der Schles. Feuer-Vers.-Gesellschaft.
255. Richter, Bruno, Kgl. Hof-Kunsthändler.
256. Richter, Emil, Dr., Geh. Medizinalrat und Universitäts-Professor.
257. Richters, Engelbert, Dr., Generaldirektor.
258. v. Rieben, Alfred, Rentier.
259. Riegner, Oskar, Dr., Sanitätsrat.
260. Ritter, Ewald, Klempner-Ehren-Obermeister und Stadtverordneter.
261. Rive, Rich., Dr., Stadtrat.
262. Rodewald, Felix, Versicherungs-Bevollmächtigter.
263. Roehl, Emil, Dr., Prof., Direktor der Viktoriaschule.
264. Roehlicke, Robert, Fabrikdirektor.
265. Roemhild, Hugo, Direktor der Bergw.-Ges. G. v. Giesche's Erben.
266. Rosemann, Friedr., Dr., Sanitätsrat.
267. Frau verw. Kommerzienrat Rosenbaum.
268. v. Rosenberg-Lipinsky, Lothar, Major a. D.
269. Rosenfeld, Georg, Dr., prakt. Arzt.
270. Rossdeutscher, F., Fabrikbesitzer.
271. Rudeck, Eugen, Apothekenbesitzer.
272. Fräul. Rudolph, Emma.
273. v. Ruemker, Kurt, Dr., Universitäts-Prof.
274. Sachs, Hermann, Apothekenbesitzer.
275. Frau Sachs, Ottilie, verw. Bankier.
276. Fräul. Sachs, Clara, Malerin.
277. Salomon, C., Telegraphendirektor a. D. und Hauptmann a. D.
278. Sandberg, Emil, Amtsrichter a. D.
279. Saxenberger, Otto, Dr., Oberlehrer.
280. Schäfer, Berth., Kaufmann u. Leut. d. R.
281. Graf v. Schaffgotsch, Hans-Ulrich, Kgl. Kammerherr und Landesältester.
282. Schatz, Wilhelm, Kaufmann.
283. Schiedewitz, Otto, Kaufmann.
284. Schild, Heinrich, Architekt u. Maurermeister.
285. Schimmelpfennig, Max, Regierungsrat.

286. Schippke, Emil, Dr., Oberlehrer.
287. Schirmacher, C., Kgl. Oberforstmeister.
288. Schlesinger jr., Adolf, Kaufmann.
290. Schmidt, Ludw., Fabrikbesitzer und Rittmeister d. R., Inh. d. F. Fuchs & Co.
291. Schneider, Chr. Rud., Generalagent.
292. Schober, Gotth., Landesrat und Hauptmann der Garde-Landwehr.
293. Schönfeld, Moritz, Rechtsanwalt.
294. Scholz, Paul, Prof., Dr., Oberlehrer.
295. Schottländer, Arnold, Rentier.
296. Schottländer, Salo, Rittergutsbesitzer.
297. Schück, Fritz, Postsekretär.
298. Schüler, Herm., Dr., Oberstabs- und Regimentsarzt I. Klasse.
299. Schultze, Hermann, Partikulier.
300. Schultz-Evler, Rich., Regierungsrat a. D. und Mitinhaber der Firma W. G. Korn.
301. Schwahn, H., Dr., Geh. Sanitätsrat, Oberstabsarzt a. D. und Kreisphysikus.
302. Schwarzbach, Wilhelm, Bildhauer.
303. v. Schweinichen, G., Oberstleut. z. D.
304. Schweitzer, Alb., Direktor d. Schles. Immobilien-Gesellschaft und Stadtverordneter.
305. Schweitzer, Phil., Buchhändler.
306. Sckeyde, Julius, Kaufmann.
307. Seger, Hans, Dr., II. Direktor d. Schles. Museums für Kunstgewerbe und Altertümer.
308. Freiherr v. Seherr-Thoss, Heinrich, Oberst z. D.
309. Semrau, Max, Dr., Prof., Privatdozent an der Universität.
310. Senftleben, Ed., Dr., Sanitätsrat, Oberstabsarzt I. Kl.
311. Siegert, Georg, Kaufmann.
312. Frau verw. Kaufmann Silbergleit.
313. Sitte, Otto, Optiker.
314. Sitzmann, Oskar, Kunstmaler.
315. Skene, Karl, Kommerzienrat.
316. Sombart, Werner, Dr., Universitäts-Professor.
317. Frau v. Sommerfeld.
318. Sonnenberg, Julius, Kaufmann.
319. Speil, Ferd., Dr., Generalvikar.
320. Stein, Ferd., Inspektor.
320a. Stein, Walter, Dr., Privatdozent.
321. Steinitz, Julius, Disponent.
322. Steinschneider, J., Dr., Badearzt.
323. Stentzel, Arth., Kaufmann u. Major a. D.
324. Stephan, Adolph, Ingenieur.
325. Stephan, Konrad, Kaufmann.
326. Sternberg, Fritz, Kaufmann.
327. v. Stillfried-Rattonitz, Gotthard, Freiherr, Staatsanwaltschaftsrat.
328. Strieboll, Gustav, Kaufmann.
329. Sturtevant, Hans, Prof., Maler und Oberlehrer.
330. Suermondt, William, Bergwerksbesitzer.
331. Sy, Richard, Geh. Ober-Finanzrat, Provinzial-Steuer-Direktor.
332. Tanneberger, R., Kgl. Baurat.
333. Techell, Bruno, Kaufmann.
334. v. Tempsky, H., Rittergutsbesitzer.
335. Thiele, Ferdin., Kgl. Baurat.
336. Frau Baurat Thiele.
337. Thieme, Gotthard, Kaufmann.
338. Thilo, Karl, Kreisbaumeister.
339. Trelenberg, Gust., Fabrikbesitzer und Stadtverordneter.
340. Treutler, Paul, Inspektor der städt. Gas- und Wasserwerke.
341. Trewendt, Ernst, Verlagsbuchhändler.
342. Tschocke, Otto, Privatier.
343. v. Uthmann, Viktor, Verwaltungsgerichts-Direktor.
344. Vogt, Friedr., Dr., Universitäts-Prof.
345. v. Wallenberg, Franz, Oberregierungsrat.

346. v. Wallenberg-Pachaly, Gideon, Bankier.
347. v. Wallenberg-Pachaly, Gotthard, Bankier und Konsul.
348. Frau Assessor Warmuth, Hildegard.
349. Weber, August, Kunsttischlermeister.
350. Weber, Dr., General-Oberarzt a. D.
351. Weber, Gustav, Apotheker.
352. Websky, Egmont, Dr., Geh. Kommerzienrat.
353. Wecker, Chr., Ernst, Fabrikbesitzer und Stadtrat.
354. Wehlau, J., Justizrat, Rechtsanwalt und Notar und Stadtverordneter.
355. Frau verw. Kaufm. Wentzel, Friederike.
356. Werner, Dr. jur., Gerichtsreferendar.
357. Wichura, Paul, Generalagent.
358. Wiedemann, Fr., Dr., Realschuldirektor.
359. Wiener & Süsskind, Firma.
360. Wiens, Emil, Kaufmann.
361. Wiesing, Theod., Obersteuerinspektor.
362. Willers, Heinrich, Regierungsrat z. D., Justizrat, Rechtsanwalt und Notar.
363. Frau Landrat Willers, Margarete, geb. Freiin v. Koppy.
364. Wiskott, Theodor, Kommerzienrat und Mitinh. der Firma C. T. Wiskott.
365. Wohlauer, Hans Kaufmann.
366. Wohlfahrth, Emil, Buchhändler.
367. Wolf, Julius, Dr., Universitäts-Professor.
368. Wolff, Ewald, Dr., Geh. Medizinal- und Regierungsrat.
369. Wolff, Fritz, Dr., Direktorial-Assistent am Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertümer.
370. Woywod, Max, Verlagsbuchhändler.
371. Woywode, Albert, Kaufmann u. Stadtverordneter.
372. v. Ysselstein, Max, Bürgermeister und Geh. Regierungsrat.
373. Zadig, Sigmund, Partikulier.
374. Frau Zahn, Marie, verw. Direktor.
375. Zamieski, Johannes, Architekt.
376. Zeisig, Gebr., Brauereibesitzer.
377. Zwicklitz, Victor, Direktor.

Auswärtige Mitglieder

378. Abrahamczik, Ed., Informator in Kwiltsch, Provinz Posen.
379. v. Alten, Kgl. Landrat in Gross-Strehlitz.
380. Alter, W., Dr., prakt. Arzt in Leubus, Kreis Wohlau.
381. Askenasy, Emil, in Pansdorf, Kreis Liegnitz.
382. Balg, Ziegeleibesitzer in Görlitz.
383. Barchewitz, Friedrich, Bankier und Stadtverordn.-Vorsteher in Schweidnitz.
384. Bartsch, C., in Marienhütte-Mallmitz, Kreis Lüben.
385. Benesch, Joseph, Direktor der Rhein.-Westfäl. Transport-Vers.-Ges. in Wesel.
386. Bergreen, Henry, Dr., Fabrikdirektor in Schottwitz, Kreis Breslau.
387. Bergstein, Joseph, Ingenieur in Beuthen O/S.
388. Bersohn, Matthias, Kaufmann in Warschau.
389. Berve, E., Generaldirektor in Berlin.
390. Birn, Ernst, Rentier in Ober-Peilau II, Kreis Reichenbach.
391. Frau Prinzessin Biron v. Curland, Durchlaucht, in Berlin.
392. Blazek, Konrad, Pfarrer in Bladowitz, Mähren.
393. Freiherr v. Bock, Fritz, Rentier in Trebnitz.
394. Bürger, Gustav, Erzpriester in Neumarkt.
395. Burckhardt, Daniel, Dr., Konservator der Kunstsammlungen in Basel.
396. Graf v. Carmer, Majoratsherr auf Zieserwitz, Kreis Neumarkt.

397. Graf v. Carmer, Friedr., Kgl. Kammerherr, Rittmeister a. D. und Majoratsherr auf Osten, Kreis Guhrau.
398. Caro & Sohn, M. & J., Handlung in Berlin.
399. Chrzaszcz, Dr., Pfarrer in Peiskretscham.
400. Cohn, Alexander Meyer, Bankier in Berlin.
401. Conrad, Direktor in Sackrau bei Hundsfeld.
402. Freiherr v. Czettritz-Neuhaus, Landschaftsdirektor und Kreisdeputirter auf Kolbnitz, Kreis Jauer.
403. Freiherr v. Dalwig, Elgar, Rittergutsbesitzer auf Deutsch-Jägel, Kreis Strehlen.
404. Freifrau v. Dalwig auf Deutsch-Jägel, Kreis Strehlen.
405. Dehmel, Robert, Kaufmann in Neusalz a. O.
406. Dondorff, Erdmann, Pfarrvikar in Cosel.
407. Dworatschek, Güterdirektor in Gross-Kalinow bei Kalinowitz O/S.
408. Eberhardt, Grossherzoglicher Generaldirektor in Heinrichau.
409. Eberlein, Pastor, Lic. theol., Gross-Strehlitz.
410. Eichborn, Moriz-, Wolfgang, Dr., Referendar a. D. und Leutnant d. R. auf Pischkowitz, Kreis Glatz.
411. v. Engelmann, Dr. jur., Kgl. Landrat in Wohlau.
412. Epstein, Joseph, Partikulier in Berlin.
413. Eymmer, Dr., Pfarrer in Prausnitz, Kreis Militsch.
414. v. Falck, Georg, Dr., Geh. Regierungsrat, Direktor des litterarischen Büreaus des Kgl. Staatsministeriums in Berlin.
415. Freiherr v. Falkenhausen, A., in Brieg, Reg.-Bez. Breslau.
416. Fedde, F., Dr., in Tarnowitz O/S.
417. Fischer, Dr., Arzt in Carolath, Kreis Freistadt.
418. Främbs, Fabrikbesitzer in Rasselstein bei Neuwied.
419. Frahne, Kommerzienrat in Landeshut.
420. Frantz, Dr., Kgl. Gymnasial-Prof. in Strehlen.
421. Frey, Max, Fabrikbesitzer in Steinau.
422. Friedensburg, F., Geh. Regierungsrat in Steglitz bei Berlin.
423. Friedenthal, Ernst, in Friedenthal-Giesmannsdorf, Kreis Neisse.
424. Friedländer, Richard, Brauereibesitzer in Oppeln.
425. Friedländer, Dr. jur., Amtsgerichtsrat in Schmiedeberg, Kreis Hirschberg.
426. Fuhrmann, Gutsbesitzer in Hermsdorf, Kreis Brieg, Bez. Breslau.
427. Gärtner, Generaldirektor in Freiburg, Kreis Schweidnitz.
428. Garve, W., Fabrikbesitzer in Neusalz a. O.
429. Gerold & Co., Verlagsbuchhändler in Wien.
430. v. Gizycki, Arthur, Dr., Oberregierungsrat in Marienwerder.
431. Glatzel, Gutsverwalter in Alt-Tarnowitz O/S.
432. v. Goldfuss, Arthur, Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer auf Klein-Tinz, Kreis Nimptsch.
433. Gottschalk, Oberlehrer in Patschkau, Kreis Neisse.
434. Greulich, Franz, Güterdirektor, Amtsvorsteher in Kreika, Kreis Breslau.
435. Gross, Amtsgerichtsrat in Münsterberg.
436. Gürke, W., Kaufmann in Glogau.
437. Gutt, fürstl. Forstrat in Eichhorst, Kreis Gross-Strehlitz.
438. Haacke, Oberpfarrer in Krappitz, Kreis Oppeln.

439. Haase, Joseph, Fürstl. Kammerrat in Trachenberg.
440. Haerche, Rudolf, Bergwerksdirektor in Frankenstein.
441. Harazim, Dr., prakt. Arzt in Prieborn, Kreis Strehlen.
442. Hegenscheidt, Dr., Referendar in Berlin.
443. Heimann, Max, Dr., Rittergutsbesitzer auf Wiegschütz, Kreis Cosel.
444. Heinsch, Altertumshändler in Camenz.
445. Hellmich, Kgl. Landmesser in Glogau.
446. Graf Henckel von Donnersmarck, Edgar, Kgl. Kammerherr auf Grambschütz, Kreis Namslau.
447. Graf Henckel von Donnersmarck, Lazy, k. k. Ober-Leutnant a. D. auf Naclo, Kreis Neumarkt.
448. Herbarth, Paul, Ober-Sekretär d. Landgerichts in Neisse.
449. Herold, Johannes, Rechtsanwalt und Notar in Schweidnitz.
450. Heuber, Erich, Zuckerfabrikdirektor in Hertwigswaldau, Kreis Jauer.
451. Heyn, Pastor in Mollwitz, Kreis Brieg.
452. Freiherr Hiller v. Gärtringen, Friedr., Dr. phil., Professor in Berlin.
453. Freiherr Hiller v. Gärtringen, Wilhelm, Landesältester auf Reppersdorf, Kreis Jauer.
454. Himmel, Dompfarrer, Regierungs- und Schulrat a. D. in Glogau.
455. Hirt, Wilhelm, Ober-Leutnant a. D. auf Cammerau, Kreis Schweidnitz.
456. Reichsgraf v. Hochberg, Bolko, Exzellenz, General-Intendant der Königl. Schauspiele in Berlin.
457. Hochmuth, Richard, Rittergutsbesitzer auf Protsch bei Hünern.
458. Hofbauer, Lehrer in Klein-Leubusch, Kreis Brieg.
459. Hofrichter, Friedrich, Erzpriester in Godullahütte, Kreis Beuthen.
460. Hopf, Wilhelm, Brauereibesitzer in Gräbschen.
461. Graf v. Hoverden-Plencken, Herm., Majoratsbesitzer auf Hünern, Kreis Ohlau.
462. v. Itzenplitz, Ferd., Kgl. Regierungs-Präsident a. D. in Berlin.
463. Jackisch, P., Baurat in Beuthen O/S.
464. Jäger, Karl, Baumeister und Fabrikbesitzer in Waldenburg.
465. Jäkel, Regierungs-Landmesser in Jauer.
466. Jensch, Franz, Geistl. Rat in Brunzelwaldau, Kreis Freystadt.
467. Ritter v. Jerin, Konstantin, Rittmeister a. D., Kgl. Landrat und Kammerherr auf Gesäss, Kreis Neisse.
468. Joers, Leutnant a. D. in Rauschwitz.
469. v. Johnston, Mortimer, Major a. D. auf Zweibrodt, Kreis Breslau.
470. Kabierske, Eduard, Rittergutspächter in Nieder-Stephansdorf, Kreis Neumarkt.
471. Kauffmann, Wilhelm, Fabrikbesitzer in Wüstegiersdorf.
472. Kempsky, Heinrich, Bahn-Spediteur in Gross-Strehlitz.
473. v. Kessel, Guido, Königl. Kammerherr, Landesältester, Königlicher Regierungs-Assessor a. D. auf Zöbelwitz, Kreis Freystadt.
474. v. Kessel, Albrecht, Rittergutsbesitzer auf Ober-Glauche, Kreis Trebnitz.
475. Kettner, E., Kreisbaumeister in Wohlau.
476. Kirchner, August, in Heidersdorf, Kreis Nimptsch.
477. v. Klitzing, Kgl. Landrat in Striegau.
478. v. Klitzing, Leutnant a. D. und Rittergutsbesitzer auf Langenau, Kreis Löwenberg.

479. v. Klitzing, Hans Caspar, Hauptmann a. D. auf Schierokau, Kreis Lublinitz.
480. Klose, Ludwig, Rittergutsbesitzer in Gräbschen bei Breslau.
481. Klose, Wilh., Rechnungsrat und Hauptmann a. D. in Oppeln.
482. Knötel, Paul, Dr. phil., Gymnasial-Oberlehrer in Tarnowitz.
483. Freiherr Koblitz v. Willmburg, Joh., k. k. Artillerie-Hauptmann in Krakau.
484. v. Köckritz, Diepold, Rittmeister a. D., Kgl. Kammerherr und Majoratsbesitzer auf Mondschütz, Kreis Wohlau.
485. Köhler, Oskar, Bergwerksdirektor in Kattowitz.
486. Köhly, A., Kaufmann in Antonienhütte, Kreis Kattowitz.
487. v. Kölichen, Friedrich, Landesältester auf Kittlitztreben, Kreis Bunzlau.
488. Kopisch, Dr., in Weizenrodau, Kreis Schweidnitz.
489. Korb, Regierungsrat in Posen.
490. Kossinna, Dr., Prof., Bibliothekar in Gr.-Lichterfelde bei Berlin.
491. Kossmann, Landgerichtsrat in Liegnitz.
492. Kraker, Fritz, Rittergutsbesitzer auf Krehlau, Kreis Wohlau.
493. Kramer, Richard, Granitbruchbesitzer in Jauer.
494. v. Kramsta, Egmont, Leutnant a. D. auf Klein-Bresa, Kreis Neumarkt.
495. v. Kramsta, Georg, auf Frankenthal Kreis Neumarkt.
496. Fräul. v. Kramsta, Marie, auf Muhrau, Kreis Striegau.
497. Kressien, Emil, Regierungs-Baumeister in Allenstein.
498. Krieger, Hauptmann im 5. Niederschlesischen Fuss-Art.-Reg. in Posen.
499. v. Kriegsheim, Selmar, Leutnant, auf Jordansmühl, Kreis Nimptsch.
500. Krumbhaar, Dr. jur., in Liegnitz.
501. Kühn, Rechtsanwalt u. Notar in Jauer.
502. Kühnau, Dr., Gymnasial-Oberlehrer in Patschkau.
503. v. Kulmiz, Eugen, Ober-Leutnant a. D. in Saarau, Kreis Schweidnitz.
504. Kuring, Friedr., Fabrikbesitzer in Jauer.
505. Freiherr v. Landau, Dr. phil., in Berlin.
506. Laska, Pfarrer in Pschow O/S.
507. Lehmann, Johannes, Dr., Professor in Kiel.
508. Lehmann-Nitsche, Dr. phil. et med., Arzt, Sektionschef für Anthropologie am Museo de La Plata in La Plata, Argentinien.
509. Lieb, Arthur, Ober-Leutnant a. D. auf Militsch, Kreis Cosel.
510. List, Camillo, Dr., k. k. Custosadjunkt in Wien.
511. Frau v. Loebbecke, Eva, in Brieg.
512. v. Loebbecke, Wolf, auf Mahlen, Kreis Trebnitz.
513. Frau v. Loebbecke auf Mahlen.
514. v. Lösch, Arthur, Leutnant auf Lorzendorf, Kreis Namslau.
515. v. Lösch, Heinrich, Rittmeister a. D. und Landesältester auf Cammerswaldau, Kreis Schönau.
516. v. Luck, Viktor, Leutnant a. D. und Landtagsabgeordneter auf Ottwitz, Kreis Strehlen.
517. Mache, Geistlicher Rat und Pfarrer in Glogau.
518. Mager jr., Richard, Kaufmann in Jauer.
519. Majewsky, Erasmus, Direktor des chem. Laboratoriums in Warschau.
520. Malende, Dr., Kgl. Seminar-Direktor in Peiskretscham.

521. Graf v. Maltzan, Andreas, Exzellenz, Erb-Ober-Kämmerer und freier Standesherr auf Schloss Militsch.
522. Mann, Otto, jr., Kaufmann, Saltsjöbaden bei Stockholm.
523. Marx, Friedrich, Dr., Universitäts-Professor in Leipzig.
524. Meissner, Hermann, Kreisbaumeister in Bolkenhain.
525. Mertz, Stanislaus, Leutn. d. R. u. Rittergutspächter in Wiesau, Kreis Bolkenhain.
526. Methner, Paul, Kommerzienrat in Landeshut.
527. Michael, Dr., Gymnasialdirektor in Jauer.
528. Mücke, Paul, Gutsbesitzer und Amtsvorsteher in Patschkau, Kreis Neisse.
529. Müller, Karl, Pfarrer em. in Wartha.
530. v. Nährich, Paul, Rittmeister a. D. auf Puschkowa, Kreis Breslau.
531. Neukirch, Robert, Erzpriester und Pfarrer in Bolkenhain.
532. Neumann, G., Amtsvorsteher in Ober-Görisseifen, Kreis Löwenberg.
533. Nowack, Alfons, Religions-Oberlehrer in Neustadt O/S.
534. v. Oheimb, Rittmeister a. D. in Kuhnern, Kreis Striegau.
535. Otto, Oberst z. D. in Schweidnitz.
536. Ouvrier, Edwin, Vorwerksbes. in Jauer.
537. Paeschke, Karl, Steinmetzmeister in Bunzlau.
538. Peter, Max, Direktor der Diskontobank in Berlin.
539. Peter, Rudolf, Dr., Kgl. Bibliothekar in Berlin.
540. Graf v. Pfeil, W., auf Pleischwitz, Kreis Breslau.
541. Pietrulla, Dr., prakt. Arzt in Strehlen.
542. Pinkus, Geh. Kommerzienrat in Neustadt.
543. Fürst v. Pless, Hans Heinrich XI., Durchlaucht, Schloss Fürstenstein.
544. Pohl, Karl, Rittergutsbesitzer auf Sackerau, Kreis Ohlau.
545. Postler, Dr., prakt. Arzt in Rankau (Schlesien).
546. Pritsch, Justizrat und Landschaftssyndikus in Jauer.
547. v. Prittwitz-Gaffron, Paul, Rittmeister d. R. und Landesältester auf Skalung, Kreis Creuzburg.
548. Przikling, H., Kaufmann in Beuthen O/S.
549. Pürschel, Gymnasial-Prof. in Strehlen.
550. Quehl, Hauptmann d. R. auf Gustau, Kreis Glogau.
551. Quehl, A., Stadtrat in Kattowitz O/S.
552. Rappaport, Edmund, Münzenhändler in Berlin.
553. vom Rath, E., Kreisdeputirter u. Rittergutsbesitzer auf Magnitz, Kreis Breslau.
554. Prinz v. Ratibor, Karl, Durchlaucht, Dr., Polizeipräsident in Wiesbaden.
555. Herzog v. Ratibor, Viktor, Durchlaucht, auf Schloss Rauden, Kreis Ratibor.
556. Rawitscher, Erich, Gerichtsassessor a. D. und Bankier (Firma R. G. Prausnitzers Nachf.) in Liegnitz.
557. Reimann, Amtsgerichtsrat in Wohlau.
558. Reinecke, Paul, Dr., in Mainz.
559. v. Reinersdorff-Paczensky und Tenczin, Majoratsherr auf Ober-Stradam, Kreis Gross-Wartenberg.
560. Reuter, Kgl. Baurat in Strehlen.
561. v. Rhediger, Albrecht, Hauptmann a. D. und Majoratsherr auf Striese, Kreis Trebnitz.
562. Rhode, Fabrikdirektor in Puschkowa Kreis Breslau.
563. Richter, Kgl. Amtsrat in Schönau, Kreis Neumarkt.

564. Freiherr v. Richthofen, Ulrich, Kammerherr, Major a. D. auf Petersdorf, Kreis Nimptsch.
565. Ritzmann, G., Apothekenbesitzer in Kostenblut, Kreis Neumarkt.
566. Rögner, Ludwig, Lehrer an der Kgl. Maschinenbauschule in Görlitz.
567. Graf v. Rothkirch-Trach, Majoratsherr auf Panthenau, Kreis Goldberg-Haynau.
568. v. Ruffer, Gustav, Rittmeister a. D. auf Kokoschütz, Kreis Rybnik.
569. v. Ruffer, Hugo, Rittmeister a. D. auf Rudzinitz, Kreis Tost-Gleiwitz.
570. Sabarth, Dr., Kreisphysikus in Lötzen i. Preussen.
571. Sachs, Wilhelm, Dr., Prof. in Berlin.
572. Graf v. Saurma-Jeltsch, Johannes, Landesältester, Ober-Leutnant a. D. und Majoratsherr auf Jeltsch, Kreis Ohlau.
573. Frau Reichsgräfin v. Schaffgotsch, Exzellenz, auf Schloss Warmbrunn, Kreis Hirschberg.
574. Scheche, Dr., Kgl. Landrat in Zabrze.
575. Schenk, Adalbert, Fabrikbesitzer in Jauer.
576. v. Schickfuss, Leopold, Rittmeister a. D. auf Baumgarten, Kreis Strehlen.
577. Herzog zu Schleswig-Holstein, Ernst Günther, Hoheit, auf Schloss Primkenau, Kreis Sprottau.
578. Schmula, Dagobert, in Krappitz, Kreis Oppeln.
579. Schneider, Ludw., Architekt in Gleiwitz.
580. Schneider, Rudolf, in Hermsdorf bei Waldenburg.
581. Schöffer, C. H., Stadtrat in Liegnitz.
582. Schöller, Ewald, Rittergutsbesitzer auf Rothlobendau, Kreis Goldberg-Haynau.
583. Schöller, Georg, in Rosenthal, Kreis Breslau.
584. Schoenaich, Dr., Gymn.-Oberl. in Jauer.
585. Scholtz, Theodor, Güterdirektor in Klein-Tinz, Kreis Breslau.
586. Scholz, Oskar, Rentner in Herzogswaldau, Kreis Jauer.
587. Schubert, Richard, Dr., prakt. Arzt in Saarau, Kreis Schweidnitz.
588. Schuch, L., Major a. D. in Liegnitz.
589. Schulte, F. W., Dr., Prof., Gymnasial-Direktor in Glatz.
590. Schulz, Hans, Dr. in Leipzig.
591. Schwartzer, Kurt, Architekt, Zimmer- und Maurermeister in Cosel.
592. Gräfin Schweinitz, Anna, auf Berghoff, Kreis Schweidnitz.
593. Graf Schweinitz, Tassilo, Hauptmann a. D. auf Berghoff, Kreis Schweidnitz.
594. Secchi, Dr. med., Sanitäts-Rat in Bad Reinerz, Kreis Glatz.
595. Freiherr v. Seherr-Thoss, Ober-Leutn. a. D. auf Güntherwitz, Kreis Trebnitz.
596. Seidel, H., Landschaftssyndikus in Liegnitz.
597. Frau Semmer, Helene, in Lerchenborn, Post Gross-Krichen, Kreis Lüben.
598. Seydel, Kgl. Landgerichtsrat in Hirschberg.
599. Seydel, Fritz, Dr., Oberarzt in Schleswig.
600. v. Siegroth, Karl, Hauptmann und Platzmajor in Namslau.
601. v. Skrbensky, Rudolf, Ober-Leutnant auf Gross-Bresa, Kreis Neumarkt.
602. Soehnel, Hermann, Pastor in Raudten, Kreis Steinau.
603. Soffner, Johannes, Dr., Geistl. Rat in Oltaschin, Kreis Breslau.
604. Soffner, Lagerhalter in Weissstein, Kreis Waldenburg.
605. Soltmann, Otto, Dr. Medizinalrat und Universitäts-Prof. in Leipzig.

606. Stefke, E., Apotheker in Deutsch-Lissa.
607. v. Stegmann-Stein, H., Landschaftsmaler in Frankfurt a. O.
608. Graf v. Stillfried-Rattonitz, Georg, Dr. jur., Regierungsrat a. D., Königl. Kammerherr, Fideikommissbesitzer auf Comorno, Kreis Cosel.
609. Graf zu Stolberg-Stolberg, Friedr., auf Brustawe, Kreis Militsch.
610. Graf v. Strachwitz auf Cosel bei Patschkau.
611. Thamm, Otto, Fabrikdirektor und Leutnant d. R. in Petersdorf, Kreis Hirschberg.
612. Thielisch, Curt, Amtsrichter in Glatz.
613. Graf v. Tiele-Winckler, Franz Hubert, Dr. jur., Kgl. Landrat a. D. auf Moschen bei Kujau O/S.
614. Tippel, Chefredakteur in Schweidnitz.
615. Treu, Max, Dr., Prof., Gymnasial-Direktor in Potsdam.
616. Graf v. Tschirschky-Renard, Mortimer, Rittmeister a. D. u. Landesältester auf Schlanz, Kreis Breslau.
617. Überschär, Hermann, Regierungsrat in Nordhausen.
618. v. Uechtritz-Steinkirch, O., Kammergerichtsrat in Berlin.
619. Ullmann, Direktor in Radschütz, Kreis Steinau.
620. Völkel, Paul, Hofphotograph in Landeck, Kreis Glatz.
621. Vogt, P., Rechtsanwalt in Oppeln.
622. Vogt, Friedr., Dr., Universitäts-Prof. in Grüneiche bei Breslau.
623. Gräfin v. Waldersee, Helene, geb. v. Willamowitz-Möllendorf auf Meesendorf, Kreis Neumarkt.
624. Walter, Karl, Ober-Regierungsrat a. D. in Münster.
625. Websky, Gottfried, in Wüstewaltersdorf, Kreis Waldenburg.
626. Weigert, C., Dr., Geh. Medizinalrat und Prof. in Frankfurt a. M.
627. Weinbach, Kgl. Baurat in Öls.
628. Weingärtner, Amtsrichter in Ober-Glogau, Kreis Neustadt.
629. Weiss, Fedor, Apotheker in Schönau.
630. Werner, K., Pastor in Alt-Röhrsdorf, Kreis Bolkenhain.
631. Werner, Richard, General-Agent in Düsseldorf, Bismarckstrasse 69.
632. Wesemann, H., Dr., Gymnasial-Prof. in Löwenberg.
633. v. Wiedner, H., Rittmeister in Bonn.
634. v. Wiese, Hauptmann a. D. in Glatz.
635. v. Wietersheim, Walter, Rittergutsbesitzer auf Krolkwitz, Kreis Breslau.
636. Wihard, Hugo, Kgl. Rittmeister und Herrschaftsbesitzer, Schloss Wildschütz bei Trautenau in Böhmen.
637. Willmann, Paul, Major a. D. in Sagan.
638. Wilpert, O., Dr., Gymn.-Oberl. in Oppeln.
639. Wittwer, Paul, Rittmeister d. R. auf Prauss, Kreis Nimptsch.
640. Wolf, Alfred, Amtsgerichtsrat i. Bunzlau.
641. v. Wrochem, Hauptmann a. D., Geh. Regierungsrat in Wohlau.
642. Graf York v. Wartenburg, Majoratsherr auf Klein-Öls, Kreis Ohlau.
643. v. Zawadzky, Fedor, Kgl. Kammerherr, Landesältester auf Jürtsch, Kr. Neumarkt.
644. Zuckschwerdt, Dr. med., prakt. Arzt in Sprottau.

Korporationen

645. Beuthen, Stadtgemeinde.
646. Bolkenhain, Stadtgemeinde.
647. Breslau, Bibliotheksverwaltung d. evang. Realschule I.

648. Breslau, Domkapitel.
649. „ Kgl. Friedrichs-Gymnasium.
650. „ König Wilhelm-Gymnasium.
651. „ Kretschmermittel.
652. „ Kunstgewerbe-Verein.
653. „ Landwehr-Offizier-Kasino.
654. „ Landwirtschaftskammer für Schlesien.
655. „ Lehrerbibliothek des Realgymnasiums zum hl. Geist.
656. „ Maria-Magdalenen-Gymnasium.
657. „ Kgl. Matthias-Gymnasium.
658. „ Ortsgruppe des Riesengebirgs-Vereins.
659. „ Katholische Realschule.
660. „ Schles. Central-Gewerbe-Verein.
661. „ Schlesische Generallandschafts-Direktion.
662. „ Stadtgemeinde.
663. Brieg, „
664. Bunzlau, „
665. Creuzburg, „
666. Falkenberg, „
667. Freiburg, „
668. Freystadt, „
669. Glatz, Kgl. Gymnasium.
670. „ Stadtgemeinde.
671. Gleiwitz, „
672. Glogau, „
673. Goldberg, „
674. Grottkau, „
675. Grünberg, „
676. Guhrau, „
677. Haynau, „
678. Herrnstadt, „
679. Jauer, „
680. Kattowitz, „
681. Königshütte,
682. Kornic i. Posen, Bibliothek.
683. Landeshut, Stadtgemeinde.
684. Lauban, „
685. Lemberg, Gräflich Dzieduszycki'sches Museum.
686. Leobschütz, Stadtgemeinde.
687. Liegnitz, „
688. Löwenberg, „
690. Mainz, Römisch-Germanisches Central-Museum.
691. Militsch, Stadtgemeinde.
692. Neisse, „
693. Neustadt, „
694. Nimptsch, „
695. Ober-Glogau, „
696. Öls, „
697. Ohlau, „
698. Oppeln, „
699. Patschkau, „
700. Pless, „
701. Polkwitz, „
702. Prag, Kunstgewerbe-Museum.
703. „ Universitäts-Bibliothek.
704. Prausnitz, Stadtgemeinde.
705. Ratibor, „
706. Reichenbach, „
707. Rosenberg, „
708. Rybnik, „
709. Sagan, „
710. Schweidnitz, „
711. Sprottau, „
712. Steinau, „
713. Strehlen, „
714. Gross-Strehlitz, „
715. Striegau, wissenschaftlicher Verein.
716. Tarnowitz, Stadtgemeinde.
717. Trachenberg, „
718. Waldenburg, „
719. Gross-Wartenberg, „
720. Ziegenhals, „

Druck von Grass, Barth & Comp. (W. Friedrich) in Breslau.

